

Der vorliegende Forschungsband möchte der kulturelle Bedeutung der Ersten Republik und deren Leistungen einen gebührenden Platz einräumen. Während sich nämlich Wiener Moderne und Weimarer Republik heute einer fortwährenden Aufmerksamkeit erfreuen, sind die Kultur der Ersten Republik und hier vorab des soziokulturellen Laboratoriums Wien – vermutlich schon in der Wahrnehmung vieler Zeitgenossinnen und Zeitgenossen unterbelichtet geblieben.

Versammelt sind Beiträge zur Volksbildung im Roten Wien, zu Architektur und Stadtplanung, zu neuen Diskursen in der Psychoanalyse oder zur Neuorientierung Musils nach 1918, die später zu seinem epochalen Roman »Der Mann ohne Eigenschaften« führen wird. Was ihn von anderen Publikationen unterscheidet, ist ein komparatistischer Aspekt, der etwa im Vergleich zwischen der Revolution 1918 in Wien und Österreich und der (kurzlebigen) Räterepublik in Ungarn, aber auch in der Analyse der ungarischen Medien in der Zwischenkriegszeit zum Ausdruck kommt. Durch diese erhellenden Vergleiche fällt neues Licht auf die spezifische Besonderheit der Ersten Republik und der Situation im Roten Wien.



Müller-Funk, Seidler (Hg.)
Wien 1918 – ein kulturelles Laboratorium der Moderne

Wolfgang Müller-Funk, Andrea Seidler (Hg.)

Wien 1918 – ein kulturelles Laboratorium der Moderne

isbn 978-3-7069-1126-9



www.praesens.at

PR^{ae} SENS

PR^{ae} SENS

Verflechtungen und Interferenzen
Studien zu den Literaturen und Kulturen im zentraleuropäischen Raum

Verflechtungen und Interferenzen. Studien zu den Literaturen und Kulturen im zentraleuropäischen Raum

Herausgegeben von Wolfgang Müller-Funk und Andrea Seidler

9

Der zentraleuropäische Raum, der insbesondere die Länder auf dem einstigen Territorium der Habsburger Monarchie umfasst, ist bis heute durch Kleinteiligkeit und enge Wechselbeziehungen zwischen den jeweiligen Literaturen und Kulturen geprägt. Insbesondere in seiner kulturgeschichtlichen Tiefendimension überschreitet er die Homogenität nationaler Räume. Bis heute sind in vielen literarischen und filmischen Werken der ungarischen, österreichischen, post-jugoslawischen, tschechischen und slowakischen, der rumänischen, ukrainischen und polnischen Literatur Spuren von Heterogenität und Plurikulturalität auffindbar.

Die Begriffe „Verflechtungen“ und „Interferenzen“ beschreiben grenzüberschreitende Überlappungen und Bezüge zwischen den verschiedenen Literaturen dieses Raumes, und zwar in einem doppelten Sinn: Zum einen übersteigen viele historische und gegenwärtige Werke den engen nationalen Bezugsrahmen, zum anderen aber sind die in der Reihe geplanten Studien in ihrer methodischen Ausrichtung selbst grenzüberschreitend, transnational und zuweilen auch transdisziplinär orientiert. Die Reihe dokumentiert hungarologische Forschungen an der Universität Wien, aber auch Forschungen jener Netzwerke, die sich grenzüberschreitend und komparatistisch mit den Literaturen eines von Konvergenz und Konflikt geprägten symbolischen Raumes beschäftigen.

Die Herausgeberin und der Herausgeber lehren am Institut für Europäische und Vergleichende Sprach- und Literaturwissenschaft im Spannungsfeld von Hungarologie, zentraleuropäischen Studien, Medien- und Kulturanalyse.

Wolfgang Müller-Funk, Andrea Seidler (Hg.)

Wien 1918 –
ein kulturelles
Laboratorium der
Moderne

PRAESENS VERLAG

Gefördert von der Stadt Wien Kultur



© 2022 Praesens Verlag | <http://www.praesens.at>

Cover-Illustration: »Die feierliche Ausrufung der Republik Deutschösterreich vor dem Parlamente: Blick auf den Anmarsch und die Aufstellung der Volksmassen. Phot. Ma. Rich. Hauffe, Wien«, »Wiener Bilder«, 23. Jg., 17. Nov. 1918

Cover-Gestaltung: Praesens Verlag

Verlag und Druck: Praesens VerlagsgesmbH. Printed in EU.

ISBN 978-3-7069-1126-9

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Urheberschaft unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Inhalt

Wien nach 1918: Ein kulturelles Laboratorium der Moderne	7
Alfred Pfoser Warum gab es keine österreichische Räterepublik? Ein Vergleich der Entwicklung in Österreich und Ungarn	12
Günther Sandner Neue Menschen für das neue Wien: Arbeiterbildung und Volksbildung in der Ersten Republik (1918–1933)	35
Valentin Weber-Wille Die gebaute Moderne. Wiener Architektur nach 1918	62
Erika Erlinghagen, Andrea Seidler Ungarische Nachkriegspresse in Wien (1919–1923) – Akteure, Positionen, Netzwerke	78
Károly Kókai Politische und ästhetische Avantgarde und Moderne in Wien nach 1918	118
Cornelius Mitterer Kulturelle Restauration im Roten Wien. Politische Positionen Richard Schaukals nach 1918	139
Albert Dikovich Warten auf das Menschsein. Revolution und Sorge um das Humane in Mitteleuropa nach dem Ersten Weltkrieg	154
Walter Fanta Robert Musils essayistisch-literarisches Nachkriegsschreiblabor	192
Matthias Schmidt Der Fetisch als Symptom. Zur stillen Zäsur des Jahres 1918	214

Wolfgang Müller-Funk	
Skepsis und Aufbruch. Der Ort der Freud'schen Psychoanalyse in der zweiten Wiener Moderne nach 1918. Eine Skizze	233
AutorInnen des Bandes	246

Wien nach 1918: Ein kulturelles Laboratorium der Moderne

In ihrer Studie „Blickwechsel oder. Eine andere Republik“ gehen Peter Malina und Elke Renner von der Diagnose aus, dass die Erste Republik im kollektiven Bewusstsein der Österreicherinnen und Österreicher unterbelichtet sei. (Malina/Renner 2008, 2.) Eine vom Meinungsinstitut Fessel/GFK-Institut für Marktforschung 2005 durchgeführte Befragung ergab, dass 92 % der Befragten erklärten, dass sie nicht gerne in der Ersten Republik (1918-1934) gelebt hätten. (Ullrich 2004, 9) Diese Bewertung muss nicht unbedingt mit Geschichtsvergessenheit gleichgesetzt werden, besagt aber doch eindeutig, dass die Wertschätzung der Ersten Republik ungeachtet der politischen, sozialen und kulturellen Leistungen etwa des „Roten Wien“ nicht sonderlich ausgeprägt ist. Ganz offenkundig empfinden die Bewohnerinnen und Bewohner des heutigen Österreichs nur wenig Stolz hinsichtlich jenes durch die Revolution von 1918 entstandenen demokratischen Gemeinwesens, das bestenfalls als eine kurze Episode und Vorgeschichte zur erfolgreichen Zweiten Republik angesehen wird. Ganz offenkundig gibt es kein lagerübergreifendes politisches Narrativ über die Erste Republik, das für die österreichische Konstruktion von Identität von Belang ist. (zur Bedeutung von Narrativen für die symbolische Konstruktion von Identitäten vgl. Müller-Funk, 2002/2008).

Für diese Geringschätzung der Ersten Republik lässt sich ganz summarisch eine Reihe von Gründen anführen. Der späte Triumph einer republikanisch verfassten Demokratie war nicht zuletzt das Ergebnis einer verheerenden militärischen Niederlage und, damit verbunden, eines vollständig marginalisierten Landes. Zu dieser neuen Erfahrung politischer Bedeutungslosigkeit gesellten sich Pauperismus, Wirtschaftskrise, die gescheiterte sozialistische Transformation und eine völlig instabile binnenpolitische Lage, die eigentlich schon 1930 das demokratische System bis ins Mark erschütterte.

Wie der Ausschreibungstext der Stadt Wien „100 Jahre Demokratie in Österreich – 100 Jahre Republik in Wien“ es nahelegt, stand dabei die Großstadt Wien als neues gesellschaftliches und kulturelles Laboratorium einem weithin konservativen, rural geprägten ‚Umland‘ gegenüber.

Insofern lässt sich von einer doppelten Peripherisierung Österreichs sprechen, dem Bedeutungsverlust des Landes in einem europäischen Kontext, der zu einer merklichen Schwächung der einstigen Residenzstadt Wien führt, und einer Selbst-Marginalisierung Österreichs im Sinn einer programmatischen Provinzialisierung der ländlichen Regionen und Bundesländer gegenüber einem urbanen Zentrum, das in die europäische Modernisierung eingebunden bleibt. Nicht unerwähnt bleiben kann in diesem Zusammenhang auch die Tatsache, dass die nationale, das heißt spezifisch österreichische Identität, Eigenständigkeit und Eigenstaatlichkeit hinsichtlich des Verhältnisses zu dem zwar geschwächten, aber noch immer übermächtigen Nachbarn Deutschland ungeklärt blieb.

Aufschlussreich in diesem Zusammenhang ist auch, dass die Studien, die sich vornehmlich und ausschließlich auf das republikanische ‚Experiment‘ zwischen 1918 und 1930/34 beziehen, zahlenmäßig durchaus überschaubar sind (Gulick 1950, Benedikt 1954, Goldinger 1962, Binder 1992, Hanisch 1994, Berger 2007, Malina/Renner 2007). Mit der Ausstellung „Der Kampf um Wien“ im Wien Museum (2009/2010) und dem Begleitkatalog (Kos, 2010) wurde der Versuch unternommen, die Erste Republik und hier vor allem das Rote Wien gleichsam als Gegenstück zur Wiener Moderne (zu denken sind hier an die Ausstellung „Traum und Wirklichkeit“, 1985 und an die zahlreichen Publikationen beispielsweise von Schorske und Le Rider sowie an das von Moritz Csáky geleitete SFB-Projekt „Wiener Moderne“) auch kulturgeschichtlich in Augenschein zu nehmen.

In diesem Zusammenhang sind die Unterschiede der beiden Ausstellungskonzepte erhellend. Denn während „Traum und Wirklichkeit“ die Hochkultur, und hier vor allem die Bildende Kunst der Wiener Moderne (Klimt, Schiele) in Szene setzte, konzentrierte sich die 25 Jahre später durchgeführte Ausstellung über die 1920er und frühen 1930er Jahre ganz offenkundig unter dem Perspektivenwechsel des „cultural turn“ vornehmlich auf den Bereich von Gesellschaft und Popularkultur, wodurch die erstaunlichen fortwährenden Leistungen von Wissenschaft, Philosophie Literatur, Kunst (Musik) und erstaunlicherweise auch Volksbildung und proletarische Gegenkulturen weithin ausgeblendet blieben, die doch ganz zweifelsohne zum Kernbestand einer ‚klassischen Moderne‘ gehören, deren Bedeutung weit über Österreich hinausgehen. Denn erst nach dem Ersten Weltkrieg traten Phänomenologie und Positivismus, Psychoanalyse und Neue Musik, aber auch Volksbildung, Gesundheitswesen und Frauenbewegung ihren Siegeszug in ganz Europa an. Der bedeutende österreichische Beitrag kann hier, wie Günter Sandner in seinem Beitrag zeigt, nur schwerlich überschätzt werden.

Der vorliegende Forschungsband möchte in diesem Sinne eine Lücke schließen, insofern er der kulturellen Bedeutung der Ersten Republik und deren Leistungen einen gebührenden Platz einräumen will. Während sich nämlich Wiener Moderne und Weimarer Republik heute einer fortwährenden Aufmerksamkeit erfreuen, sind die Kultur der Ersten Republik und hier vorab des soziokulturellen Laboratoriums Wien – vermutlich schon in der Wahrnehmung vieler Zeitgenossinnen und Zeitgenossen unterbelichtet geblieben. Einer solchen Fehleinschätzung möchte der vorliegende Band, das Ergebnis eines von der Stadt Wien finanzierten Forschungsprojekts „Wien nach 1918. Ein kulturelles Laboratorium der Moderne“ systematisch entgegenwirken.

Der vorliegende Band ist auf einer kulturwissenschaftlichen, transdisziplinären und komparatistischen Meta-Ebene angesiedelt. Sein Korpus besteht vornehmlich aus Artefakten, Texten, Manifesten und Diskursen. Die geschichtlichen Ereignisse besitzen dabei eine funktionale Bedeutung, weshalb wir auch Historiker einladen möchten, die an kulturwissenschaftlichen Fragestellungen interessiert sind.

Dieses Buch schließt methodisch an die Forschungsinitiative der Philologisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien „Broken Narratives“ an, die zwischen 2010 und 2013 ausgearbeitet und in der Nachfolge tragend geworden ist. Sie ist vornehmlich im Sinne einer narrativen Kulturtheorie zu verstehen, die nach der Bedeutung von Brüchen in kulturellen Prozessen fragt und dabei den Schwerpunkt auf jene narrativen Konstruktionsformen legt, die derartige Brüche symbolisch gestalten und verarbeiten. Bruch kann dabei in einem mehrfachen Sinn verstanden werden, aktiv als offensive und aktive Aufkündigung von Traditionsbeständen, als politische Revolution oder als Manifestation einer modernistischen oder avantgardistischen Kultur und negativ als eine radikale Erfahrung von Diskontinuität, die einem bis zu ihrer stärksten Ausprägung, dem Trauma, widerfährt. „Bruch“ ist demzufolge nicht einfach eine objektive Gegebenheit, sondern immer auch eine Interpretation des jeweiligen Geschehens. (Babka/Bidwell-Steiner/Müller-Funk 2016). Für den Umbruch von 1918 in Österreich scheint der Terminus ‚Bruch‘ in eben diesem doppelten Sinne ein passendes Interpretament zu sein: Denn der Wille zum Bruch mit dem Vergangenen ist im konkreten Fall begleitet vom ‚Zivilisationsbruch‘ des Ersten Weltkrieges und dem Verlust der bisherigen imperialen ‚Heimat‘.

Aus dem Ansatz einer narrativen Kulturanalyse lassen sich etwas folgende Fragen formulieren, die in der einen oder anderen Form in den Beiträgen dieses Bandes zum Tragen kommen:

- Welche neuen Narrative und welche Identitätsvorschläge kommen nach 1918 zum Tragen?
- Inwiefern werden darin Phänomene wie Bruch oder Kontinuität thematisiert?
- Inwiefern wird das Rote Wien als Komplement oder demokratische Alternative zu Sowjetrußland gesehen (Diskursanalyse)?
- Welche Verortungen werden in der „Republik in Wien“ vorgenommen? Inwiefern wird das Verhältnis zu den neuen Nachbarn und zu Deutschland thematisiert?
- Welche Gemeinsamkeiten und welche Unterschiede sind zwischen den gesellschaftspolitischen Zielen des „Roten Wien“ (Volksbildung) und den Manifestationen der ‚klassischen Moderne‘ in Philosophie, Wissenschaft, Kunst und Literatur zu konstatieren?

Gleichzeitig lässt sich aber auch im Hinblick auf die in den Aufsätzen bearbeiteten Themenfelder kritisch hinterfragen, ob derartige Brüche wirklich so radikal und eindeutig sind, wie es der dramatische Begriff ‚Bruch‘ oder die Metapher von der ‚Stunde null‘ suggeriert. Viele der modernen gesellschaftlichen und kulturellen Entwicklungen in Österreich, vor allem in Wien haben sich schon vor 1918 abgezeichnet (allgemeines Wahlrecht, sozialistische Gegenwelt, Modernisierung des urbanen Raums von Wien) und viele wissenschaftlichen und philosophischen Diskurse oder auch künstlerischen Strömungen gab es schon vor dem Zusammenbruch von 1918, sie weisen eine Kontinuität quer zum zeitgeschichtlichen Bruch von 1918 auf. So hat Freud, nicht zuletzt unter dem Eindruck des Ersten Weltkriegs, seine monistische Triebtheorie zugunsten einer binären Konzeption modifiziert, die Psychoanalyse hat indes den Bruch von 1918 überdauert. So haben sich auch die literarischen Strömungen nach 1918 verändert und sich politisiert und doch lassen sich die Autoren wie Robert Musil, Hermann Broch, Joseph Roth oder Stefan Zweig als Fortsetzer einer spezifischen österreichischen Literaturtradition begreifen. Ähnliches ließe sich für den Bereich der Schönberg-Schule (12 Ton-Musik) und für die Ausdifferenzierung der philosophischen Diskurse (Mach, Husserl, Wittgenstein, Wiener Kreis) zeigen. Im Übrigen hat bereits die Ausstellung „Traum und Wirklichkeit“ eine solche Kontinuität nahegelegt, ohne freilich genauer auf die Störerfahrungen von 1918 einzugehen.

Von der Peripherisierung des Kunst- und Kulturzentrums Wien war nicht zuletzt in der Ausstellung „Der Kampf um Wien“ (2009/2010) die Rede. Dass realer Machtverlust und die Einbuße an symbolischem Prestige im Falle von Wien und Österreich Hand in Hand gingen, ist schwerlich zu übersehen. Und doch lässt sich dieses Bild durch ein anderes ergänzen.

zen, in dem Wien Teil einer grenzüberschreitenden Moderne und eines ständig in Bewegung befindlichen migrierenden Netzwerkes ist, indem verschiedene Städte und Subzentren miteinander interagieren, wobei die Strahlkraft Berlins und Deutschlands für die österreichischen Künstler, Literaten oder Wissenschaftler unübersehbar ist. Umgekehrt wird Wien etwa zum Exilort ungarischer Avantgardisten und Modernisten und zeitweise auch der nach der gescheiterten Räterepublik auch der ungarischen Linken.

Das vorliegende Projekt möchte von vornherein Wien als ein Laboratorium der Moderne in einen grenzüberschreitenden, transnationalen Zusammenhang stellen, es mit den neuen Zentren vergleichen und mit den Augen der neuen selbständig gewordenen Nachbarstaaten sehen. Deshalb werden wir Kultur- und Literaturwissenschaftler aber auch Historiker aus dem heutigen Tschechien und der Slowakei, aus Ex-Jugoslawien, Ungarn und Deutschland einladen, an diesem Projekt teilzunehmen.

Das vorliegende Buch versteht sich als ein Beitrag und als mögliche Vorbereitung eines größeren Vorhabens, einer Kulturgeschichte der Ersten Republik, die bislang nur in Fragmente besteht und die gesellschaftspolitischen Entwicklungen mit der Analyse von ‚Hoch‘- und von Populärkultur verbinden und in einen zumindest gesamteuropäischen Kontext bringen müsste.

Der Band versammelt Beiträge zur Volksbildung im Roten Wien, zu Architektur und Stadtplanung, zu neuen Diskursen in der Psychoanalyse oder zur Neuorientierung Musils nach 1918, die später zu seinem epochalen Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* führen wird. Was ihn von anderen Publikationen unterscheidet, ist ein komparatistischer Aspekt, der etwa im Vergleich zwischen der Revolution 1918 in Wien und Österreich und der (kurzlebigen) Räterepublik in Ungarn aber auch in der Analyse der ungarischen Medien in der Zwischenkriegszeit zum Ausdruck kommt. Durch diese erhellenden Vergleiche fällt neues Licht auf die spezifische Besonderheit der Ersten Republik und der Situation im Roten Wien.

Die HerausgeberInnen
Wien, im Oktober 2021

Warum gab es keine österreichische Räterepublik?

Ein Vergleich der Entwicklung in Österreich und Ungarn

Die Rätebewegung international. Vergleich Österreich – Ungarn.

Das katastrophale Ende des Ersten Weltkriegs und die Auflösung der Monarchie trafen beide Reichshälften in ähnlicher Weise. Die Bilanz des Ersten Weltkrieges war in der ungarischen Reichshälfte ähnlich katastrophal wie in der österreichischen. Diesseits wie jenseits der Leitha-Grenze wurde auch die Lage immer dramatischer: Hungerproteste, der Kampf um Lohnerhöhungen oder die Militarisierung der Volkswirtschaft waren Ausdruck dessen, dass die Zustimmung zum Krieg zunehmend schwand. Das Erstarken der Gewerkschaft und der Sozialdemokratie, die laufend neue Mitglieder und Anhänger gewannen, fanden kein Äquivalent im Parlament. Die Rätebewegung etablierte sich in Truppenteilen und in den Fabriken. Die Beschleunigung des Zusammenbruchs im Oktober und November 1918 lösten in beiden Ländern vergleichbare politische Prozesse aus, die sich mit den gleichen Problemen beschäftigten: materielles Elend, Hunger und Kälte, Arbeitslosigkeit, revolutionäre Bewegungen, Demokratisierung, Lösung der Nationalitätenfrage, sozialistische Neuordnung, die „soziale Republik“. Die politische Lage und die Stimmungen in Österreich und Ungarn glichen sich in vielen Bereichen, und doch ging die österreichische und ungarische Politik nach dem Zusammenbruch der Monarchie sehr unterschiedliche Wege. Wieso kam es in Bayern und Ungarn zu Räterepubliken, und warum in Österreich nicht?¹

1 Zur Übersicht: Alfred Pfoser/ Andreas Weigl: Die erste Stunde Null. Gründungsjahre der Republik Österreich 1918 – 1922. Wien 2017.

Die Entstehung der Rätebewegung.²

Die Revolution von 1918 war das Ergebnis eines viereinhalb Jahre lang tobenden Krieges, der elementar und brutal ins Leben von Millionen eingriff und ungeheure Wut hinterließ. Zu Beginn des Ersten Weltkriegs hatte die Propaganda des gerechten Krieges durchaus Erfolg, die Legitimität des militärischen Eingriffs wurde lange nicht in Frage gestellt, nicht einmal die Niederlagen des Herbstes 1914 brachten den Apparat ins Wanken. Der Pazifismus als Bewegung wurde marginalisiert.

Mit Fortdauer des Krieges war der Druck auf Soldaten und Zivilbevölkerung immer weniger zu ertragen. Zeitgleich mit Hunger, Not und Kälte, unterstellte das Militär immer mehr kriegswichtige Betriebe dem Kriegsrecht, verlängerte die Arbeitszeit, verschärfte die Disziplin, führte bei Nichtbefolgung von Befehlen in der Armee drakonische Strafen ein. Die Kriegswirtschaft verlangte nach Ausweitung der Produktionskapazitäten. Zehntausende Frauen und Männer wurden unters Joch der Munitionsfabriken gezwungen. Wie sich gegen diese dauerhafte Schmach und Demütigung wehren?

Der Regierung gelang es vorerst, alle Parteien, auch die traditionell pazifistische Sozialdemokratie, auf den Krieg einzuschwören. Auch die Gewerkschaften schlossen Burgfrieden mit der Regierung. Die Oppositionskräfte forderten zwar den Frieden, aber ihr angepasster Pazifismus wurde zunehmend als unglaubwürdig empfunden. Große Teile der Bevölkerung wollten sich nicht länger mit Beruhigungsformeln abspesen lassen und radikalisierten sich. Die Erfahrung von Unterdrückung und Gewalt, von sinnloser Opferbereitschaft und unendlichen Entbehrungen ließ den Ruf nach Frieden immer lauter werden.

Der sich verschärfende Ausnahmezustand an der Front und im Hinterland war der Geburtshelfer neuer politischer Organisationsformen. In vielen europäischen Ländern wurden neue politische Bewegungen gegründet, die das Versagen der traditionellen politischen Strukturen abstellen wollten. Neue politische Akteure drängten nach vorne: Die Arbeiter- und Soldatenräte, geboren aus der Not, wurden zur neuen Plattform gegen die Pauperisierung, sie verkörperten mehr und mehr den kompromisslosen Protest gegen die entwürdigende Drangsalierung an der Front und in den

2 Vgl. Hans Hautmann: Geschichte der Rätebewegung in Österreich 1918-1924. Wien 1987. Speziell zur Gegenüberstellung Österreich – Ungarn: Hautmann, Hans: Die österreichische Rätebewegung und Räteungarn, in: Christian Koller/ Matthias Marschik (Hrsg.): Die Ungarische Räterepublik 1919. Innenansichten – Außenperspektiven – Folgewirkungen. Wien 2018, 167-180.

Fabriken der Kriegswirtschaft und brachten die Politik unter Druck. Die Rätebewegung agierte spontaner, anarchischer, radikaler, war schwer zu kontrollieren und unterzuordnen. Die Arbeiter- und Soldatenräte, die nur individuell zu fassen waren, weil sie keiner festen Organisation angehörten, wurden zu Trägern des Protests. Die Rätebewegung forderte als neuartige Bewegung die Macht der Regierung und die der Verwaltung, auch des Parlaments, der Parteien und der Gewerkschaften heraus.

In spontan organisierten Protestmärschen und lokalen Aufständen, der ersten Stufe in der Formierung der Rätebewegung, erzwangen aufgebrachte Massen die Zuweisung von Brot und Mehl. Als die zugeteilten Mengen an Lebensmitteln sukzessive abnahmen, selbst die garantierten Rationen nicht mehr zu bekommen waren, brachen große Streikbewegungen in den Industriebetrieben aus. Nicht die Partei und die Gewerkschaft, sondern die von den Arbeitern und Soldaten kurzfristig gewählten Vertrauensleute waren die Motoren der Veränderung.

An den großen, nicht von der Sozialdemokratie oder den Gewerkschaften initiierten Aufstandsbewegungen in und rund um Wien im Jänner, Mai und Juni 1918 beteiligten sich mehr als 500.000 Streikende. Es ging nicht mehr nur um höhere Löhne, kürzere Arbeitszeiten, größere Brot- und Mehlrationen. Plötzlich stand auch die Staats- und Gesellschaftsordnung, die den Krieg ausgelöst hatten, auf dem Prüfstand. Nur mit Mühe konnte die zur Hilfe gerufenen sozialdemokratischen Führer verhindern, dass die Demonstrationen, Blockaden, Aktionen völlig aus der Kontrolle gerieten. Die Rätebewegung hatte erstmals ihre Macht in Österreich gezeigt.

Spontane Massenaufstände brachten 1917 die französische Armee fast zum Zusammenbruch der Front. Der Matrosenaufstand von Cattaro im Jänner 1918 war ein erstes mächtiges Fanal in der k. u. k. Armee. Die Soldatenräte richteten sich gegen die willkürliche Militärjustiz, gegen das autoritäre Gehabe der Offiziere, gegen strenge Strafen bei „Subordination“, gegen sinnlose Armeeeffensiven, gegen die zunehmend schlechter werdende Verproviantierung. Gegen Ende des Krieges war es in der k. u. k. Armee immer schwieriger, die Disziplin aufzuhalten und den Proklamationen der einzelnen Nationalversammlungen, die im Oktober 1918 „ihre“ Soldaten zurückriefen, wirksame Maßnahmen entgegenzusetzen. Der Weltkrieg endete in militärischem Chaos. Nun sorgten Soldatenräte, die das alte Offizierskorps ablösten, oft für Stabilität und garantierten für Ordnung im Auflösungsprozess.

Der Protest, aus existenzieller Not geboren, bekam zunehmend eine politische Spitze: „Machen wir es wie in Russland“. Die Russische Revo-

lution faszinierte auch Soldaten und Arbeiter in Mitteleuropa. Lenin, der die Losung „Alle Macht den Räten“ ausgegeben hatte, wurde zur Chiffre einer Selbstbemächtigung, die den tagtäglich erfahrenen Wahnsinn des Krieges durchbrechen konnte. Breite Bevölkerungsgruppen wurden tiefgreifend von der Erwartung einer ganz neuen Gesellschaftsordnung erfasst. Die Rätebewegung verwandelte sich partiell in eine revolutionäre Fundamentalopposition und verstand sich zunehmend als Instrument zur Herbeiführung einer neuen Gesellschaftsordnung, als Träger einer Utopie. „Alle Macht den Räten!“, „Alle Macht den Sowjets!“ wurde zur Losung für die große Lösung, die den bürgerlichen Staat und die kapitalistische Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung überwinden sollte. Die Räte, die keine Gewaltenteilung in Legislative und Exekutive kannten, erschienen als jene Zauberkraft, die die neue Gesellschaft herbeiführen sollte: Sie sollten die Betriebe übernehmen, die großen landwirtschaftlichen Güter besetzen, die öffentliche Ordnung kontrollieren, die Offiziere in der Armee bestimmen, die Versorgung organisieren und die Zuweisung der Wohnungen bestimmen. Die alten Mächte (Kaiser, Adel, Bürokratie, Militär, Amtskirche) waren diskreditiert.

Die Rätedemokratie, in der Französischen Revolution und von der Pariser Commune anno 1871 erstmals erprobt, von den Anarchisten (Proudhon, Bakunin) in ein theoretisches System gebracht und 1905 bei der Russischen Revolution ein treibender Faktor, konstituierte sich als neue Form der revolutionären Willensbildung. Das Kernstück der Bewegung war das imperative Mandat, die „direkte Demokratie“, was hieß, dass es eine permanente Kontrolle der Gewählten durch die Wähler gab. Die Räte unterlagen einer ständigen Rechenschaftspflicht, sie waren jederzeit abrufbar, was eine enge Verbindung zwischen der Basis und den Mandatsträgern voraussetzte.

Die Sozialdemokratie setzte, trotz des Erfolgs der Rätebewegung, auch während des Krieges auf den Parlamentarismus. Legalität blieb das Grundprinzip. Revolutionären Aktionismus zur Beendigung des Krieges lehnte sie ab. Der Versuchung, mittels der Rätebewegung die Macht im Staat zu erobern, hielt man stand, indem man nach bewährter Methode auf Abwarte-Taktik setzte. Weil die Dynamik des Krieges die wirtschaftliche Erschöpfung vorantrieb, die herrschende Staatsmacht von innen unterhöhlt und ihre Legitimität zerstörte, erwartete die Parteiführung, dass ihr letzten Endes die Macht auch ohne Barrikaden und Blutvergießen zukommen würde.

Die Widersprüche der Rätebewegung

In Russland, in Bayern und in Ungarn übernahm Rätebewegungen die staatliche Macht, aber auch in anderen Ländern erwiesen sie sich als imposante Kräfte, etwa in Italien, wo Arbeiter die Fabriken besetzten und Latifundien übernahmen.³ Die Räterepubliken und die politischen Aktivitäten nach dem Ersten Weltkrieg enthüllten die Stärken und Schwächen, die Besonderheiten, Widersprüche und Dilemmata der Rätebewegungen. An den Diskussionen, Vorgängen und Entwicklungen dieser Jahre werden die Probleme sichtbar, die die Rätebewegungen erzeugten, sobald sie den Anspruch auf eine Universallösung stellten. Mangelnde Einheitlichkeit zeigte sich bereits im inflationären Charakter des Begriffs. Neben den Arbeiter- und Soldatenräte konstituierten sich auch da und dort Bauern- und Bürgerräte, auch kleinere gesellschaftliche Gruppen beanspruchten den Titel für sich.

Die Rätebewegungen kannten auch keine einheitliche politische Ausrichtung, nicht nur in Österreich-Ungarn war sie zu einem erheblichen Teil in alter Loyalität mit der Sozialdemokratie verbunden, gleichzeitig forderten sie die Einheit der Arbeiterbewegung und wollten etwa im Deutschen Reich den Parteienhader zwischen SPD und USPD beendet wissen. Die Mehrheit der Rätebewegung wollte jetzt umgesetzt sehen, was sozialdemokratische Parteileitungen jahrzehntelang als die Verheißung des Sozialismus propagiert hatten. Die Rätebewegungen waren bereit für die große Umgestaltung, für die Landreform und die Sozialisierung der Großbetriebe, sie waren zutiefst misstrauisch gegenüber den alten Eliten in Militär, Adel, Bürokratie und Justiz, die im Ersten Weltkrieg ihre traditionelle Macht intensiviert und missbraucht hatten, um Arbeiter und Soldaten im Militärregime gefügig zu machen. Die Räte sahen sich als Avantgarde, sie pochten auf grundsätzliche Veränderungen im sozialistischen Sinn, sie waren „die Revolution in Permanenz“ (Max Adler). Dass bei der Wahl der deutschösterreichischen Räte im Frühjahr 1919 fast 900.000 Wähler mitmachten, war Ausdruck der Vitalität und Stärke der Bewegung.

Die Rätebewegung war populär, hatte wegen ihres Massencharakters und ihres enormen Engagements großen Rückhalt unter Arbeitern und Soldaten. Räte waren in den Betrieben und Kasernen verankert, Soldaten-

3 Christian Koller: Räte auf drei Kontinenten. Die ungarische Räterepublik als Teil einer transnationalen Bewegung, in: Christian Koller/ Matthias Marschik (Hrsg.): Die Ungarische Räterepublik 1919. Innenansichten – Außenperspektiven – Folgewirkungen. Wien 2018, S. 47-68. Charles Reeve: Der wilde Sozialismus. Selbstorganisation und direkte Demokratie in den Kämpfen von 1789 bis heute. Hamburg 2019.

räte über das gesamte Gebiet der Republik verstreut. Lokal waren sie stark, in einem einheitlichen politischen Willen auf staatlicher Ebene schwach. Um innerhalb der Rätebewegung die Bruchlinien ausdiskutieren und eine einigermaßen einheitliche Zielsetzung zu erreichen, wurde eine „Reichskonferenz der deutschösterreichischen Arbeiterräte“ gegründet, die (im Vergleich zu Deutschland und Ungarn) klare Verhältnisse in den Spielregeln, im organisatorischen Aufbau und im Wahlmodus schuf und der Rätebewegung in Österreich Stärke und eine gewisse Geschlossenheit gab. Am 1. und 2. März 1919 fand im Favoritner Arbeiterheim in Wien die erste Reichskonferenz statt. Mit dieser zentralen Dachorganisation gelang es den Sozialdemokraten, eine Reform der Arbeiterräte durchzusetzen, die zwar den basisdemokratischen Charakter dieser Institution betonte, letztlich aber die Kontrolle durch die Sozialdemokratische Partei mittelfristig begünstigte. Die sozialdemokratische Parteispitze war zufrieden, weil die innere Demokratie die Dominanz der sozialdemokratischen Räte voll zur Geltung brachte. Friedrich Adler (der populäre österreichische „Lenin“) übernahm den Vorsitz. Gleichzeitig gelang es den Sozialdemokraten, die Kommunisten einzubinden. Inhaltliche Differenzen wurden kleingeredet, die auf Revolution drängenden Kräfte gedämpft. Die Einheit der Arbeiterbewegung, die in den Nachbarländern zerbrach und zu einem latenten bis offenen Bürgerkrieg führte, blieb in Österreich damit erhalten. In den folgenden Monaten schien es allerdings zunächst, als ob jene revolutionären Kräfte die Oberhand gewinnen würden, die die Räte als zweite Machtinstanz im Staat neben dem Parlament etablieren oder es gar ausschalten wollten. Die zweite Reichskonferenz, die vom 30. Juni bis 3. Juli 1919 tagte, stand unter dem Motto „Alle Macht der Arbeiterklasse“.

Die Reichskonferenzen waren ein Versuch, die inneren Schwierigkeiten zu mildern, denn die politische und organisatorische Kohärenz der Rätebewegung war seit ihrer Anfangszeit begrenzt herstellbar. Der Ländertypikularismus trug Streit in die Rätebewegung; Arbeiter- und Soldatenräte koalitierten in Vorarlberg oder Oberösterreich mit Bauern, um Lebensmitteltransporte nach Wien zu verhindern. Auch in Wien versuchte man Alleingänge, ohne Abstimmung mit den Bundesländern; die am 3. November 1918 gegründete Kommunistische Partei, wollte in Zusammenarbeit mit jenen sozialdemokratischen Kräften, die die Gunst der Stunde nutzen wollten, schnell das Parlament auseinanderjagen und radikal in die Macht- und Besitzverhältnisse eingreifen.

Eine gravierende Schwäche der Rätebewegungen bestand darin, dass sie mit historischen Notwendigkeiten, die sich aus internationalen Bedingungen ergaben, denkbar schlecht umgehen konnten. Sie unterschätzten

Widersprüche und Probleme in der Neuausrichtung der Wirtschaftsordnung, konnten schwer mit Niederlagen, Kompromissen und äußeren Diktaten leben, unterschätzten die Notwendigkeit einer stabilen Administration und waren in der Frage der Freiheit gespalten. Die Räte waren in ihrem Engagement kurzlebiger angelegt, lebten auch lokale Interessen und partikuläre Besonderheiten aus, waren ein Nährboden für permanente ideologische Diskussionen und Machtkämpfe, gaben kleinen radikalen Gruppen und intellektuellen Außenseitern eine große Bühne, machten auf übergeordneter Ebene eine einheitliche Linie unmöglich, tendierten bisweilen zur gewaltsamen Durchsetzung ihrer Forderungen, hatten Schwierigkeiten mit Führung und Parteidisziplin und exkludieren überdies große Bevölkerungsgruppen.⁴ Immerhin arbeiteten und lebten in Österreich fast 40 Prozent der Bevölkerung in bäuerlichen Kleinbetrieben, auch das Bürgertum (von Industriellen bis Kleingewerbetreibenden und Beamten) fühlte sich durch die Rätebewegung nicht repräsentiert. Räte wurden hauptsächlich in Betrieben und Kasernen gewählt, deshalb, so die Kritik, hätten auch ein erheblicher Teil der Frauen, vor allem Hausfrauen, keinen Zugang zur Stimmabgabe.

Die Forderung nach Selbstverwaltung wollte die bestehende Eigentumsordnung außer Kraft setzen und legte sich mit den alten Autoritäten an. Von der Belegschaft gewählte Arbeiterräte lösten die Betriebsleitungen ab und beanspruchten, die Firma selbst zu führen. Der spektakulärste Fall in Österreich ereignete sich diesbezüglich in den Alpine-Werken in Donawitz, wo Anfang April 1919 Arbeiter den Werksleiter absetzten und eine neue Direktion ernannten. Die Aktion dauerte nur wenige Tage; nachdem sozialdemokratische Politiker aus Wien anrückten und alle Entscheidungen rückgängig machten, war die alte Ordnung wiederhergestellt.⁵

Die Rätebewegung wird in der historischen Forschung oft mit dem Kommunismus assoziiert, zumindest in seine Nähe gebracht. Dabei enthüllte der Fortgang der Russischen Revolution den tiefen Widerspruch zwischen Kaderpartei und Massenbewegung. Lenin setzte in seinen Aprilthesen 1917 ganz auf die Rätebewegung, in seiner Schrift „Staat und Revolution“ lieferte er ihre theoretische Würdigung als Mittel zur Zerschlagung des bürgerlichen Staates. Nach der Revolution hatte die KPdSU enorme Probleme mit den Rätebewegungen. So sehr Lenin die Rätebewegung zur

4 Am Beispiel der Münchner Räterepublik: Volker Weidemann: Träumer. Als die Dichter die Macht übernahmen, Köln 2017.

5 Heimo Halbrainer: April 1919: die Sozialistische Republik Donawitz, in: Mitteilungen der Alfred Klahr-Gesellschaft 26 (2019), 1-5.

Machtergreifung zuerst gebraucht hatte, so sehr schränkte er im Laufe der Revolutions- und Bürgerkriege die lokale Autonomie der Räte und die Arbeiterselbstverwaltung zugunsten Parteidiktatur und Kommandowirtschaft ein und bekämpfte sie. Die Niederschlagung des Aufstandes der Kronstädter Matrosen bedeutete in dieser Abwendung endgültig eine Zäsur. Lenin vollzog in seiner Schrift „Der linke Radikalismus – die Kinderkrankheit des Kommunismus“ auch theoretisch eine Wendung.

Auch in den Rätediktaturen in München und Budapest sind die beiden Phänomene wieder zu entdecken: Die Rätebewegung lieferte die Massenbasis, die Räteregierung tendierte in der Dynamik der Ereignisse zur Radikalisierung, die Regierungen brachen auseinander, in der Unausweichlichkeit der Situation ging man auf Konfrontation mit großen Segmenten der Gesellschaft und wendete Mittel der Diktatur an. Der revolutionäre Voluntarismus unterschätzte die Komplexität der Gesellschaft, das radikale Tempo produzierte Chaos und Widerstand, mit denen die Räterepubliken nicht fertig wurden und die der Konterrevolution in die Hände spielten.

In dem Maße, in dem die Räte nach Zusammenbruch und Niederlage das Vakuum nutzten und plötzlich zu einem wichtigen Macht- und Stabilitätsfaktor wurden, wuchsen in den bürgerlichen Teilen der österreichischen Bevölkerung auch die (zum Teil berechtigten) Vorbehalte. Über die Räte und ihre (vermeintlichen) Übergriffe gab es in der konservativen Presse Schauerberichte, sie erschienen als Hort bolschewistischer Konspirationen. sozialdemokratische Politiker fühlten sich durch endlose Debatten gequält. Mit dem Ende der Großen Koalition 1920 verloren sie an Bedeutung, die parlamentarische Demokratie schob sie langsam beiseite. Von der Sozialisierung blieben die Betriebsräte mit ihren begrenzten Mitspracherechten, das Heer wurde wieder hierarchisiert.

Die Sozialdemokratische Partei blieb in Österreich gegenüber den Arbeiter- und Soldatenräten ambivalent, für sie hatten der Parlamentarismus und die Zusammenarbeit mit den anderen Parteien eindeutig Priorität, weil sie diese angesichts der österreichischen Verhältnisse für unumgänglich hielten. Otto Bauer hatte die Russische Revolution in Petersburg unmittelbar erlebt, für ihn war das unbeirrbar, rücksichtslose Vorgehen der Bolschewiki, die die Rätebewegung instrumentalisiert hatten, Vorboten von Bürgerkrieg und Diktatur. Der Schwerpunkt der sozialdemokratischen Politik „lag vielmehr darin, mit den Räten Politik zu machen, sie als Mittel zu benützen, um Spaltungen zu verhindern, den radikalisierten Arbeitermassen den unbedingten notwendigen Raum für autonome Aktivitäten zu geben, innerproletarische Richtungskämpfe durch ein ‚Parlament der gesamten Arbeiterklasse‘ in möglichst friedliche Formen zu

sublimieren und dem bürgerlichen Lager in der Nationalversammlung Zugeständnisse abzuzwingen.“⁶

In der historischen Würdigung wird oft vergessen, dass Räte unangenehme Verwaltungsfunktionen im Chaos der unmittelbaren Nachkriegszeit übernahmen: Sie spielten beim Kampf gegen Wucher und Schmuggel, bei der Aufdeckung von Waffenschmuggel oder bei der Requirierung von Lebensmitteln und Zuweisung von Wohnraum eine wichtige, stabilisierende Rolle. Auch der „wilde Sozialismus“ der Siedlerbewegung, einem „Seitenarm“ der Rätebewegung, erwarb sich große Verdienste, die Not der Bevölkerung in der dramatischsten Periode der österreichischen Geschichte zu lindern.

Parlamentarismus versus Rätssystem

Die österreichische Sozialdemokratie war in der Monarchie zur Massenpartei aufgestiegen, indem sie die Fähigkeit bewiesen hatte, die Interessen von Arbeitern innerhalb des Systems effektiv zu vertreten. Die Gewerkschaften hatten in den Betrieben höhere Löhne und höhere soziale Standards durchgesetzt, gleichzeitig hatte die Partei, zunächst einmal in Ansätzen, ein umfassendes System im Freizeit- und Bildungsbereich aufgestellt und sich als Massenpartei aufgestellt, durch die der Alltag der Arbeiterklasse bereichert wurde. Durch die kontinuierliche kapitalistische Entwicklung, durch die Tendenz zu Großbetrieben und Rationalisierung glaubten Partei und Gewerkschaften garantiert, dass sozialdemokratische Politik stetig gestärkt würde. Die Ausweitung der öffentlichen Verwaltung war ein Indikator, dass sich der Staat immer mehr aller Lebensbereiche annahm. Indem zunehmend Menschen der Arbeiterklasse angehörten, würden sich sozialdemokratische Prinzipien immer mehr im Gemeinwesen durchsetzen und ihre Funktionäre bei Wahlen Spitzenpositionen im Staat, in den Bundesländern und in den Gemeinden erobern.

Die Auslösung des Ersten Weltkrieges stürzte die organisierte Arbeiterbewegung in die Krise. Sie verlor Mitglieder, sie verlor Einfluss, der Hurratriotismus setzte ihrer Identität als internationaler Partei hart zu. In der zweiten Kriegshälfte allerdings gewann sie als Ordnungsfaktor wieder Gewicht. Sie begann die Entwicklung während des Krieges als Chance zu begreifen, weil die Kriegsökonomie massive Eingriffe in die Privatwirtschaft und eine Stärkung der staatlichen Kontrolle gebracht hatte. Überdies hatte er die Lage der Mittelklasse an die der Arbeiterklas-

6 Hans Hautmann, Geschichte der Rätebewegung, 1987, S. 579.

se angenähert. Der „Kriegssozialismus“ fand auch bei sozialdemokratischen Theoretikern Gefallen, weil er modellhaft vorführte, dass der Staat massiv in das Wirtschaftsgeschehen eingreifen konnte.

Als es Juli 1914 um Krieg und Frieden ging, war das Parlament ausgeschaltet. Die denkbar wichtigste und folgenreichste Entscheidung war einer parlamentarischen Diskussion entzogen, die Regierung ging im Juli 1914 in ihrer auf Tarnen und Täuschen ausgelegten Taktik einer demokratischen Kontrolle aus dem Weg. Der Parlamentarismus der Monarchie erschien der Sozialdemokratie als eine verkrüppelte Form der Demokratie, vor allem deshalb, weil der Kaiser die Regierung bestimmte und diese die Beschlüsse des Parlaments regelmäßig missachtete. Die Forderungen nach einer umfassenden Wahlrechtsreform auf allen Ebenen fand während des Krieges zunehmend Gehör. Mit Fortdauer des Krieges wurde absehbar, dass die Sozialdemokratie nach dem Krieg die bestimmende politische Kraft sein würde, dass ihre Forderungen nach „uneingeschränkter Demokratie“ aus der Vorkriegszeit Realität werden könnten.

Eine umfassende Wahlrechtsreform sollte zugleich mit einer neuen Verfassung den organisatorischen Bau des Staatswesens grundsätzlich verändern. In der neuen demokratischen Republik gehörte die ganze Macht des Volkes dem Parlament. Die Durchsetzung der voll entwickelten Demokratie auf allen Ebenen (Bund, Bundesländer, Bezirke, Gemeinden) würde, so die Erwartung, den Sozialismus auf den Weg bringen und zugleich die aufbrechenden Konflikte dämpfen. Das Parlament sollte die Bühne sein, in der alle Fragen und Konflikte der Gesellschaft offen und öffentlich diskutiert werden sollten, bevor Entscheidungen von einer Mehrheit der Abgeordneten getroffen wurden. Das parlamentarische System machte die Parteien zu Trägern der Macht im Staat. Nie mehr vom Kaiser bestellte Beamte und Experten lenkten die Geschicke der Republik, sondern Parteien, die sich der Wahl stellten, von den Wählern mit einem Mandat ausgestattet wurden und abgewählt werden konnten, die Minister in die Regierung entsandten oder den Kanzler stellten.

Die Delegation der Stimmen an die Organisation und an Parteiführer hatte den Zweck, mit einheitlicher Stimme zu sprechen. Die Partei fasste die unterschiedlichen Kräfte und gesellschaftlichen Felder zusammen. Sie zogen Experten mit Erfahrungswissen heran und sorgten dafür, dass eine konzise Politik mit Entscheidungsfähigkeit, Überblick und Augenmaß betrieben wurde. Durch die Wahl für eine längere Funktionsperiode hatten Abgeordnete und Obleute in Partei und Gewerkschaft die Möglichkeit, die längerfristigen Effekte ihrer Initiativen im Auge zu haben und entzogen sich dem Risiko, bei unbequemen Beschlüssen oder Kompromissen

sogleich wieder abgewählt zu werden. Die Partei, so der Anspruch, hatte die längere Entwicklung vor Augen, und nicht kurzfristige Erfolge. Im „wilden Sozialismus“ der Rätebewegung sah man Chaos und Bürgerkrieg angelegt.

Die Räte hatten sich als Gegenpol zum System der parlamentarisch-demokratischen Repräsentation herausgebildet, sie waren der Gegenpart zu den hierarchisch organisierten Parteien, die von oben gesteuert wurden, die nur alle vier bis sechs Jahre die Zustimmung ihrer Wähler abfragten. Konkret richtete sich die Kritik in der österreichischen Reichshälfte an der enorm langen Zeit, die seit der letzten Reichsratswahl 1911 vergangen war. Die Welt hatte sich seit damals radikal geändert, gleichzeitig usurpierten diese Reichsratsabgeordnete die Macht im Staate. Wie viel war der Anspruch auf Legitimität und Repräsentation noch wert? Der Kaiser hatte im semiautoritären österreichischen Regierungssystem wiederholt demonstriert, dass die gewählten Vertreter nicht ernst genommen werden mussten, indem er das Parlament ausschaltete.

Von einem Teil der Rätebewegung, vor allem von der Kommunistischen Partei, kam heftige Kritik am Parlamentarismus, der genutzt werde, die bestehende Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung zu perpetuieren. Jetzt, wo die Arbeiter und Soldaten endlich die reale Machtmöglichkeit hätten, grundsätzlich neue Verhältnisse zu schaffen, würde der Parlamentarismus die Herbeiführung des Sozialismus behindern. Die alten Mächte im Staat hätten in der Vergangenheit bei den ganz großen Fragen die Arbeiterklasse nicht in den Entscheidungsprozess einbezogen. Überdies kämen bei den parlamentarischen Wahlergebnissen oft nicht die realen Interessen wie bei Wahlen in den Betrieben und Kasernen zum Ausdruck; mittels Presse, Kanzel, unter Aufbietung leichter bedienbarer nationalistischer Vorurteile (etwa Antisemitismus), unter Berufung auf alte Traditionen und religiöse Haltungen, unter Bedienung volatiler Stimmungen (etwa Stadt-Land-Gegensätze) oder der Skandalisierung gewisser Vorkommnisse, steuere das Kapital durch seine ökonomische und propagandistische Übermacht das Wahlverhalten bei den Parlamentswahlen.

Oktoberrevolution versus Novemberrevolution

Vergleicht man die Entwicklung in Österreich mit der in Ungarn, so traten Gemeinsamkeiten und Unterschiede in den dramatischen Tagen im Oktober und November 1918 deutlich zu Tage. In Österreich war das Parlament bis 1917 ausgeschaltet, in Ungarn tagte das Parlament während des gesamten Krieges. So manches, was im ungarischen Parlament

besprochen wurde, fiel in Österreich der Zensur zum Opfer. Allerdings gab es zwischen dem österreichischen und dem ungarischen Parlamentarismus einen wesentlichen Unterschied: In Österreich gab es seit 1906 das Allgemeine Wahlrecht für Männer, während in Ungarn nach wie vor durch ein Klassenwahlrecht die Abgeordneten bestimmt wurden. Nur 6 Prozent der Bevölkerung durften wählen, in Siebenbürgen gar nur drei, in Kroatien zwei. Nur 33 Prozent der erwachsenen männlichen Bevölkerung waren zu Wahlen zugelassen. Die offene Stimmabgabe führte zu Wahlmanipulationen. Ministerpräsident Tisza, der durch Jahrzehnte hindurch jede Ausweitung des Wahlrechts erfolgreich blockiert hatte, ließ im Parlament als Führer der Mehrheit auch während des Krieges keine Zweifel am geltenden Wahlrecht gelten. Noch im September 1918 hatte er kein Verständnis für Ansprüche anderer Nationalitäten in Ungarn. In der „Austernrevolution“ galt er als Kriegstreiber und wurde am 31. Oktober 1918 unter ungeklärten Umständen ermordet.

In Österreich machte sich das Parlament zur neuen allein bestimmenden Autorität (manche sprachen vom neuen „Kaiser“), die die ganze Macht in der Legislative, in der Exekutive und in der Administration beanspruchte. Die Monarchie und die kaiserliche Regierung und Verwaltung wurden in wenigen Wochen auf die Seite geschoben. Das Parlament, durch das allgemeine Wahlrecht die Repräsentation des gesamten Wählerwillens, gestaltete die Transformation der Monarchie zur Republik und überließ diesen Wandel nicht der Rätebewegung oder anarchisch, wild agierenden Truppenteilen. Christlich-soziale, deutschnationale und sozialdemokratische Vertreter, die aus dem Bauernstand, dem Klerus, dem Bürgertum und der Arbeiterschaft kamen und schon bisher bereits im Parlament einander bekämpften, miteinander koalitierten, kooperierten und Kompromisse schlossen, übernahmen, trotz aller Interessenskonflikte, auf Bundesebene, in den Bundesländern und in den Gemeinden die Verantwortung. Gemäß der Stimmungslage in der Bevölkerung kamen die Parteien überein, in der Zusammensetzung der Regierung den Sozialdemokraten wesentlich mehr Gewicht zu geben und das Ergebnis der letzten Wahlen (1911) durch Ernennung von zusätzlichen Abgeordneten zu korrigieren. Es entsprach dem Selbstverständnis der Provisorischen Nationalversammlung, dass das Parlament und nicht die Rätebewegung wie in Berlin und München die Ausrufung der Republik beschloss. So bald als möglich sollte es Wahlen geben. Die Wahlen zur Verfassungsgebenden Nationalversammlung fanden in Österreich für das ganze Land im Februar 1919, die für die einzelnen Bundesländer und Gemeinden im Mai 1919 statt.

In Ungarn⁷ war die Sachlage etwas anders. Weil es kein Parlament gab, das die Gesamtheit der Bevölkerung zu vertreten beanspruchen konnte, nahm die Neuordnung einen anderen Verlauf. Nicht das Parlament ernannte die neue Regierung, sondern der König bzw. sein Stellvertreter, der auf die revolutionäre Situation in den Städten und dem Land reagierte. Einer der Hauptakteure der ungarischen Revolution war Graf Mihály Károlyi (1875-1955), der bereits viele Jahre im Parlament als Oppositionspolitiker eine führende Rolle spielte. Noch heute wird sehr kontrovers über ihn diskutiert. Er stammte aus dem Hochadel; die Karolyis zählten zu den großen einflussreichen Familien der ungarischen Geschichte (Apponyi, Andrassy, Esterházy, Zichy, Pallavicini), die seit Jahrhunderten die höchsten politischen Ämter bekleideten.

Károlyi, die dominierende Figur des Budapester Umsturzes, gründete als Gegenspieler Tizsas 1916 eine „Neue Unabhängigkeitspartei“, schuf einen Wahlrechtsblock mit der kleinen Demokratischen Partei, die sich auch als Vertreterin der Sozialdemokraten und Bürgerlichradikalen, die nicht im Parlament vertreten waren, verstand. Es gehörte zu den Bizarrien des Budapester Umsturzes, dass Károlyi noch im September 1918 zusammen mit seinem politischen Gegenspieler Andrassy auf Jagd im Gyalu-Hochgebirge in Siebenbürgen weilte. Der Zusammenbruch, der sich nach der Kapitulation Bulgariens am 26. September 1918 abzeichnete, ließ beide nach Budapest zurückeilen, beide waren damals bereit, die Macht in Budapest zu übernehmen.

Am 25. Oktober wurde unter Karolyis Führung, zusammen mit den Bürgerlichradikalen (und den angeschlossenen Sozialdemokraten), ein „Ungarischer Nationalrat“ gegründet. Dieses nicht durch Wahlen, wohl aber durch die Stimmung legitimierte Gremium war übernahm Macht und Verantwortung für die Entwicklung des Landes (Zwölf-Punkte-Programm): Unabhängigkeit, Versöhnung mit den Nationalitäten ohne Verletzung der territorialen Integrität des Landes, Einführung des allgemeinen Wahlrechts und einer Bodenreform. Die alte Führungsschicht wollte die Ernennung Karolyis mit allen Mitteln verhindern. Andrassy konnte zunächst König Karl überreden, nicht Karolyi, sondern János Hadik zum Premier und ihn zum Außenminister zu ernennen. Immer mehr Menschen demonstrierten für Karolyi und sein Programm, dieser wartete ab. In der Nacht zum 31. Oktober erfolgte dann die unblutige „Asterrevolution“: Die militärischen Ein-

7 Allgemein zur ungarischen Geschichte: Paul Lendvai: Die Ungarn. Ein Jahrtausend Sieger in Niederlagen. München 1999. György Dalos: Ungarn in der Nußschale. Geschichte meines Landes. München 2004.

heiten, die sich dem Nationalrat anschlossen, besetzten Post, Telegraphenzentrale, Bahnhöfe und andere strategisch wichtige Positionen im Land. Kaiser Karl blieb nichts anderes übrig, als den populären Karolyi noch am 31. Oktober zum neuen Ministerpräsidenten zu ernennen. Trotz Berufung fähiger Politiker in die Regierung ging in der Umsetzung der wichtigsten Programmpunkte nichts weiter, vor allem verzögerten sich infolge der innen- und außenpolitischen Auseinandersetzungen wichtige Reformen: das Wahlgesetz, die Sozialgesetzgebung, die militärische Neuorganisation, so wie sie in Österreich realisiert wurden.

Freie allgemeine Wahlen kamen in Károlyis Regierungszeit nicht zustande, weder auf nationaler noch auf regionaler und lokaler Ebene. Immer wieder wurde die Wahlrechtsreform aus inner- und außenpolitischen Gründen aufgeschoben, weil man meinte, weder in einer anarchischen Situation noch in einem versteckten Bürgerkrieg könne man eine Verfassungskammer wählen. Wegen der immer wieder verschobenen Wahlen fehlte wiederum der Regierung die Legitimität. Auch die Neuorganisation der alten Komitats- und Kommunalorganisation blieb nur Programm. Einzelne willkürliche Besetzungen in Bauernkomitaten, die Sozialisten an die Spitze hievten, stießen auf heftigen Widerstand der Opposition. Einzig die Neufassung der Notariate bedeutete einen gewissen Einschnitt, aber auch hier vermied man Absetzungen, sondern steuerte mit Versetzungen einen sanften Übergang.

Die Auflösung des Reiches und die Pariser Friedensverträge

Die Auflösung der Monarchie und die Entstehung von neuen Nationalstaaten, die Realisierung der Gebietsforderungen durch alte Nachbarländer betraf auch Großungarn, wovon die Regierung bis zuletzt nichts wissen wollte: Die Gründung der tschechoslowakischen Republik am 28. Oktober 1918, die Ausrufung des SHS-Staates, des späteren Jugoslawiens, am 1. Dezember 1918 lösten auch Gebietsansprüche auf großungarisches Territorium aus. Mit dem Kriegseintritt auf Seiten der Alliierten unterstrich Rumänien bereits 1916 seine langjährigen Aspirationen auf Siebenbürgen. 1918 schufen die Alliierten Staaten in Mitteleuropa durch militärisches Vorgehen provisorische Grenzen, sanktioniert durch die Entente. Das Waffenstillstandsabkommen von Österreich-Ungarn vom 3. November räumte allen alliierten Streitkräften, somit auch der Tschechoslowakei, Rumänien, Jugoslawien, Bewegungsfreiheit in den Staaten der früheren Habsburgermonarchie ein. Die siegreichen Nachbarstaaten zogen Demarkationslinien, die von der Entente bestätigt wurden. Sie sollten vorerst bis zum Abschluss des Friedensvertrages gelten.

Ähnlich wie auch auf österreichischer Seite gab es eine Blindheit der ungarischen Politiker in der Geographie der neuen Staatenordnung. Beide stellten unter Verweis auf Wilsons Selbstbestimmungsrecht der Völker völlig unrealistische Ansprüche. Deutsch-Österreich wollte alle deutschsprachigen Gebiete zusammenhalten und verkündete in einer vermeintlichen Politik der Stärke den Anschluss an Deutschland, die politische Elite des republikanischen Ungarn ging noch einen Schritt darüber hinaus und sah auch Platz für die Siedlungsgebiete der anderen Nationalitäten im neuen föderalistisch strukturierten Ungarn. Oszkar Jaszi, Führer der Bürgerlichradikalen und als Minister eine der Schlüsselfiguren der Karolyi-Regierung, kündigte eine Kantonalverfassung nach Schweizer Vorbild an. Die ungarischen Regierungen waren auch nach 1918 nicht bereit, von Großungarn Abschied zu nehmen; noch pulsierte in ihnen der Traum, das historische Reich in einer großen Donauföderation zusammenzuhalten. In der Minimalversion setzten sie auf Wilsons „Selbstbestimmungsrecht“, um zumindest in den Regionen rein ungarische Grenzgebiete zu retten, und auf eine Freihandelszone in den alten Landesteilen.

Zehn Jahre nach den Umwälzungen von 1918 sollte der aus Ungarn geflohene, in der SDAPÖ überaus umtriebige ehemalige ungarische Unterrichtsminister Sigmund Kunfi in einem Vergleich der Entwicklungen in Österreich und Ungarn festhalten: Die Ausgangsposition sei nicht grundverschieden gewesen, im österreichischen Reichstag beruhte die Monarchie auf der Herrschaftsposition der Deutschen, im ungarischen auf der Überlegenheit der Ungarn. Allerdings gab es unterschiedliche Lernprozesse. Durch das allgemeine Wahlrecht hatte Österreich zur Kenntnis nehmen müssen, dass die bisher unterdrückten Nationen Gleichberechtigungsansprüche stellten. So billigte die 1918 konstituierte Provisorische Nationalversammlung 1918 den anderen Nationen das Recht auf Staatenbildung zu, während dies in Ungarn wegen des Mangels an Demokratie nicht geschehen sei und weiterhin die Fiktion, dass Ungarn ein magyarisches Land sei, aufrechterhalten wurde. So erschien die Auflösung des historischen Ungarn „keine innere Notwendigkeit“ und „mit äußeren Mitteln der Gewalt abwendbar“. „So torkelte die ungarische Revolution, indem sie sich mit allen Kräften gegen die von der Geschichte auf die Tagesordnung gestellte nationale Revolution stemmte, in den Krieg hinein, der ihr Schicksal besiegelte.“⁸

8 Sigmund Kunfi: Die Neugestaltung der Welt. Ausgewählte Aufsätze. Herausgegeben und eingeleitet von Julius Braunthal. Wien 1930, S. 97.

In anderen Worten: Österreich war durch die etwas andere Entwicklung, durch den Parlamentarismus, die in ihm sich auslebenden Nationalitätenkämpfe, bereit für ein Auseinandergehen, was sich auch in Kaiser Karls „Vielvölkermanifest“ (16.10.1918) zeigte, das nur für die cisleithanische Hälfte gelten sollte. Die Folge war, dass die deutschen Abgeordneten des Reichsrates am 21. Oktober 1918 eine provisorische Nationalversammlung einberiefen. Diese betrieb dann sehr schnell die Segregation und die Entwicklung eines selbständigen deutschösterreichischen Staates mit Staatsrat und Ministern, die am 12. November durch die Ausrufung der Republik Deutsch-Österreich vollendet wurde. Auch wenn die Grenzlinien strittig waren, so anerkannte die Regierung das Recht auf nationale Selbstbestimmung.

Nationalistische Propaganda der Ungarn behauptet bis heute, dass kein Land bei der Pariser Friedenskonferenz so schlecht behandelt wurde wie Ungarn. Trianon ist eine Chiffre für das nationale Verhängnis. Der Friede, den die Entente Österreich auferlegt hatte, war allerdings nicht weniger befriedigend und demütigend wie der Friede, der Ungarn auferlegt wurde. Auch in Österreich (wie in Deutschland, Russland) gab es die Klage, dass der neue Staat von 9,5 Millionen deutschsprachigen Einwohnern 3,5 Millionen verloren habe sowie durch die Grenzziehung ein normales wirtschaftliches Gedeihen unmöglich sei. Abgeschnitten von den Industriegebieten in Böhmen und Mähren, getrennt von seinen Rohstoffquellen und Fertigungsindustrien (Kohlegruben, Zuckerfabriken), geschwächt durch die Zerstückelung der Verkehrslinien wären eine positive Entwicklung somit auch eine Rückzahlung der Kriegsschulden unmöglich geworden. Durch das Anschlussverbot sei jede Perspektive ausgeschlossen. Die Kaiserstadt Wien, die ihre Funktion als Verwaltungs-, Wirtschafts- und Bankenzentrum verloren hatte, wurde in Europa als Metropole des Elends gehandelt. Die Eliten sprachen von der „Lebensunfähigkeit“ Österreichs.

In Ungarn zeichnete sich ab, was dann im Vertrag von Trianon vom 4. Juni 1920 offiziell wurde. Das historische Ungarn verlor zwei Drittel des Landes und blieb als Land von 7,6 Millionen Einwohner (statt vormals 18,3, mit Kroatien 20,9 Millionen Einwohnern) zurück. Die Nachbarländer Tschechoslowakei (Oberungarn), Rumänien (Siebenbürgen, das östliche Banat, südlicher Teil von Máramoros), Jugoslawien (Báská, Baranya, westliche Teil des Banats) und Österreich (Burgenland) erhielten Territorium des ehemaligen Ungarischen Königreiches. 3,2 Millionen Ungarn lebten nun in anderen Ländern, darunter viele in den geschlossenen Siedlungsgebieten direkt entlang der Grenzen. Wie schwierig es war, selbst vom eindeutig deutschsprachigen Burgenland Abschied zu nehmen, wurde in der langen Verzögerung der Übergabe deutlich.

Allerdings bestand ein wesentlicher Unterschied zu Österreich: In Ungarn wurden die neuen Grenzen von der Karolyi-Regierung nicht akzeptiert. Keine der Parteien und Gruppen wollte es wagen, dem sich anbahnenden Diktat zu unterwerfen. In Österreich leisteten die Regierungsvertreter bloß diplomatischen Widerstand und unterschrieben, mangels Alternativen und unter Protest, am 10. September 1919 den Frieden von St. Germain. Dazu Arthur Köstler in einem sarkastischen Kommentar: „Vielleicht erklärt sich aus dieser exzeptionellen Einsamkeit die seltene Intensität seiner Existenz: Ungar zu sein ist eine kollektive Neurose“.⁹

Schon die sich nach und nach festgelegten Demarkationslinien stellten für die Ungarn eine Provokation dar. Die französische Militärkommission in Budapest setzte noch eines drauf: Am 20. März 1919 überreichte Oberstleutnant Vyx Ministerpräsident Karolyi eine Note, die einen weiteren Rückzug auf neue Demarkationslinien verlangte, die noch weitere alte magyarische Gebiete von Ungarn abtrennte. Vyx fügte auf Anfrage noch hinzu, dass diese Linien als endgültige Grenzen zu betrachten seien. Später wurde zwar dieser Zusatz abgeleugnet, doch das Pulverfass war gezündet: Die außenpolitische Konzeption der demokratischen Regierung war total gescheitert, in der Öffentlichkeit kursierte das Schlagwort: „Die Entente soll die Regierung übernehmen.“ Karolyi beschloss zu demissionieren, was in Paris Eindruck machen sollte. Béla Kun rief am 21. März 1919 die ungarische Räterepublik aus. Allerdings behauptete der ungarische Regierungschef später, er habe die Rücktrittserklärung nie unterzeichnet. Allein alle Kräfte der Regierung, auch Karolyi, waren sich einig, dass einzig eine sozialistisch geführte Regierung die um sich greifende Anarchie abstellen, die militärische Disziplin wieder herstellen – und sich durch eine Orientierung auf Moskau die Integrität des ungarischen Territoriums retten könne. Karolyi übergab dem inzwischen gegründeten Revolutionsrat, der die sozialdemokratische und kommunistische Partei vereinigte, die Regierung. Béla Kun, ein Freund Lenins, der die Unterstützung durch die Sowjetarmee ankündigte, schien der einzige Retter in der Not der Nation zu sein. Karolyi distanzierte sich deshalb auch nie von der ausgerufenen Räterepublik. Sigmund Kunfi: „Man darf nie vergessen, dass die Räteregierung aus dieser nationalen Panikstimmung geboren wurde: bei den bürgerlichen Parteien, die die Macht hinwarfen, weil sie nicht die Verantwortung für die weitere Zerstückelung des Landes tragen wollten [...], bei den Sozialdemokraten und Kommunisten, weil sie eine

9 Zit. nach Paul Lendvai, Die Ungarn, 1999, S. 419.

bewaffnete Abwehr dieser Forderungen nur im Bündnis mit Sowjetrußland erhoffen und erstreben konnten.“¹⁰

Räte-Ungarn bäumte sich in einer Anfangsphase gegen die Pariser Friedensordnung erfolgreich auf, organisierte eine 200.000 Mann starke Armee, mobilisierte alte k. u. k. Führungskader und besiegte in einer Offensive in „Oberungarn“ die Tschechen. Am 16. Juni 1919 wurde in Prešov eine eigene slowakische Räterepublik proklamiert. Allerdings ließ die angekündigte, erwartete große Hilfe durch die Rote Armee der Sowjetunion auf sich warten. Die rumänische Armee, die in die Offensive ging, konnte nicht aus dem Land vertrieben werden. Die Euphorie des ungarischen Aufbruchs wurde gebrochen, als sich Bela Kun, mangels militärischer Stärke, auf einen Deal mit der Entente einließ. Die Ungarn zogen sich auf die alte Demarkationslinie zurück, die Tschechoslowakei gewann wieder Oberungarn. Die rumänischen Truppen, die zuerst zusicherten, sich von den neu eroberten Gebieten bis zur Theiß zurückzuziehen, verweigerten jedes Zugeständnis. Der Zusammenhalt im ungarischen Heer zerbrach; der Verrat ging sogar so weit, dass die rumänische Armee über die geplanten Überraschungsangriffe informiert wurde. In Szeged formte sich unter Karolyis Cousin eine Gegenregierung mit Admiral Horthy als militärischem Kopf. Die ungarische Rote Armee scheiterte in den militärischen Auseinandersetzungen mit Rumänien; eine österreichische Abordnung der KPÖ unter Leo Rothziegel wurde aufgerieben. Am 4. August 1919 zogen rumänische Truppen in Budapest ein und plünderten die Stadt. Nach 133 Tagen war die Räterepublik zu Ende. „Hätte sich Ungarn ebenso dem Diktat der Imperialisten unterworfen wie etwa Österreich oder Deutschland, dann hätte es in Ungarn trotz dem ungebrochenen Herrschaftssystem in den Siegerstaaten keinen Krieg und keine mit fremden Waffen durchgeführte Restauration gegeben.“¹¹

Nicht nur die militärische Überlegenheit der Entente leitete das Ende der ungarischen Räterepublik ein, auch das Chaos im Lande, die enormen Widerstände und der partielle Bürgerkrieg im Lande (mit einer Nebenregierung in Szeged) trugen zum schnellen Ende der Räterepublik bei. Die Politik der einmal etablierten Rätewacht zielte auf eine schnelle und gänzliche Umgestaltung. Der große Ehrgeiz führte, bei einem visionären Arbeitsprogramm, schnell in unendliche Widersprüche, die selbst die bestellten Kommissare verzweifeln ließ. Die Enttäuschungen überwogen die Erfolge. Die Revolution nährte eine starke Bürokratisierung, schwemmte

10 Sigmund Kunfi, Die Neugestaltung der Welt, 1930, S. 96.

11 Sigmund Kunfi, Die Neugestaltung der Welt, 1930, S. 95.

unfähige Opportunisten an die Schalthebel der Macht und setzte Tribunale in Betrieb, die mit Internierungen und Hinrichtungen Horrormärchen von der roten Brutalität nährte. Alle Unternehmen mit mehr als 20 Mitarbeitern wurden sozialisiert, die Löhne der Arbeiter wurden erhöht, die Markt- auf die Planwirtschaft umgestellt, die Zensur und die Einstellung von bürgerlichen Tageszeitungen sollte jede Gegenpropaganda ausschalten, eine radikale Schulreform verbannte den Einfluss der Kirche, Künstler wurden privilegiert, die Regierung setzte an den Universitäten die Ernennung von Wissenschaftlern durch, die bisher vom konservativen Establishment verhindert wurden.

Die Sozialisierung der Produktion und der Verteilung bedeutete eine umfangreiche und schroff agierende staatliche Zentralisierung, die sich schnell die Kleingewerbetreibenden zum Feind machte. Eine enorme Inflation förderte geradezu die nach dem Krieg verbreitete Arbeitsunlust und mangelnde Arbeitsdisziplin. Die Produktion ging zurück. Die Verstaatlichung der Genossenschaften stieß einen Teil der Arbeiterschaft vor den Kopf. Die große Masse der Bauernschaft verhielt sich zunächst abwartend, wurde aber nach und nach in das Lager der Räte-Gegner getrieben, was den Großgrundbesitzern die Instrumentalisierung und Mobilisierung leicht machte. Die Verteilung des Großgrundbesitzes wurde abgesagt, die großen Latifundien wurden in staatliche Großbetriebe verwandelt. Die Regierung, nun zuständig für die Feststellung aller Löhne, musste die Löhne der landwirtschaftlichen Arbeiter vermindern, was zu partiellen Revolten führte. Unbeliebt machte sich die Budapest-Regierung bei den Bauern mit Zwangsrequisierungen, um das hungernde Budapest mit Lebensmitteln zu versorgen. Der Gegensatz von Stadt und Land wurde zur tödlichen Gefahr der Räteregierung. Besonders tragisch war, dass die Handelnden auch den Glauben an sich selbst verloren.¹²

Die Ungarische Räterepublik und Österreich

Belá Kun forderte die österreichische Regierung auf, gleichfalls in Österreich eine Räterepublik auszurufen. Eine kommunistische Massenkundgebung mit 20.000 Teilnehmern unterstützte tags darauf auf dem Wiener Rathausplatz das ungarische Vorbild und forderte von der österreichischen Politik „internationale Solidarität“ ein. Der Reichsvollzugsausschuss der österreichischen Arbeiterräte schickte Sympathiekundgebungen an die ungarischen Genossen. Die österreichische Sozialdemokratie ließ Béla Kun

12 Jaszi, Magyariens Schuld, Ungarns Sühne, 130-158.

wissen, warum Österreich nicht mitziehen könne. Otto Bauer verwies in einem umfangreichen Brief an Béla Kun auf die Abhängigkeit von den Lebensmittel- und Kohlelieferungen der Entente, auf die Wahrscheinlichkeit einer militärischen Intervention, auf die mögliche politische Spaltung des Landes und die traditionell starke Organisation der österreichischen Christlich-Sozialen, so dass das revolutionäre Wien und die Industriegebiete leicht isoliert werden könnten. Zuletzt verwies Otto Bauer auf den grundsätzlichen Unterschied der Sichtweisen: „Ich glaube daran, daß wir in der ersten oder zweiten Phase der Weltrevolution stehen; aber die Weltrevolution stelle ich mir viel weniger gradlinig, viel langwieriger, komplizierter, mannigfaltiger, nach Ort und Zeit differenzierter vor, als es die meisten ihrer Freunde tun, und darin liegt die Wurzel unserer taktischen Meinungsverschiedenheiten.“¹³ Julius Braunthal, der eine maßgebliche Rolle in der Rätebewegung spielte, riet den zur Revolution Entschlossenen zur Nüchternheit: „Dass die Arbeiterklasse die Macht ergreifen könnte, ist unbestritten; die Frage ist aber, ob sie die Macht auch behaupten könne.“¹⁴

Es folgten zwei kommunistische „Putschversuche“. Am 17. April 1919, dem Gründonnerstag, gab es die ersten blutigen Unruhen. Es ist nicht ganz klar, welche Rolle ungarische Emissäre bei den Gründonnerstagsunruhen gespielt haben. Beim zweiten Zusammenstoß mit der österreichischen Staatsmacht am 15. Juni 1919 waren sie jedenfalls führend beteiligt. Ein klassischer Putschversuch war es nicht, was da am 15. Juni 1919 in Wien ablief. Dazu passte nicht, dass die Vorbereitungen keineswegs im Geheimen abliefen. Ernst Bettelheim schwor im Auftrag Béla Kuns die österreichischen Kommunisten darauf ein, endlich die Räterepublik auszurufen; Béla Kun kündigte militärische Unterstützung an.

Friedrich Adler erklärte den Plan zum selbstmörderischen Irrsinn und behielt im obersten Arbeiterrat die Oberhand. Und dann passierte etwas, was die angekündigte Aktion entscheidend schwächte: Die Polizei verhaftete im Lokal zur „Sozialen Revolution“ führende Kommunisten. Die geplante Demonstration am nächsten Tag, dem 15. Juni 1919, geriet zum Debakel. Die Polizei war bestens vorbereitet und setzte auf die Macht ihrer Gewehre. 12 Tote blieben zurück, von den 80 Schwerverletzten erlagen später noch acht ihren Verletzungen.

13 Der gesamte Brief ist abgedruckt in: Francis L. Carsten: Revolution in Mitteleuropa 1918-1919. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1973, 271-275, Zitat 274/75. Ähnlich die Analyse Otto Bauers in seinem großen Buch aus dem Jahr 1923.: Bauer, Otto: Die österreichische Revolution. Wien: Verlag der Volksbuchhandlung 1965.

14 Julius Braunthal: Kommunisten und Sozialdemokraten. Wien 1920, S. 7.

Auch für die Sozialdemokratie hatte der blutige Vorfall ein Nachspiel, als auch sie Kritik für ihre Vorgangsweise einstecken musste. Innenminister Eldersch wurde von Teilen der Partei genauso zum Rücktritt aufgefordert wie Polizeipräsident Schober. Der trotz sozialdemokratischer Bedenken beschlossene Generalstreik am Montag, den 21. Juli 1919, führte noch einmal vor, dass in Österreich die Sympathien für die Räterepublik groß waren. Die „internationale Solidarität“ galt allerdings nicht nur der Budapester Regierung, sondern richtete sich allgemein gegen die Entente, die Unterdrückung des Selbstbestimmungsrechts der Völker, das militärisches Eingreifen der Siegermächte und seiner Verbündeten, den schändlichen Friedensvertrag mit dem Deutschen Reich.

Für die österreichischen Sozialdemokraten war es selbstverständlich, dass nach der Niederschlagung der Räterepublik in Ungarn Anfang August die aus Ungarn Geflüchteten (angeblich 100.000) in Österreich willkommen geheißen wurden. Béla Kun und einzelnen Regierungsmitgliedern gelang die Flucht nach Österreich, erhielten Asyl, wurden allerdings interniert. Viele Vertreter und Sympathisanten der Räterepublik schlossen sich ihnen an. Die Beziehungen zur ungarischen Räterepublik und zum ihm folgenden Horthy-Regime blieb ein ständiges Streitthema der österreichischen Innenpolitik.

Die Niederschlagung der ungarischen Räterepublik

In Ungarn selbst begann jetzt eine blutige, grausame Verfolgungsjagd gegen die Funktionäre des Rátesystems, ihre Familien, gegen Sympathisanten und solche, die für solche gehalten wurden. Ungarn erlebte einen großen Aderlass im Bereich von Kunst und Wissenschaft. Budapest war die „sündige“ Stadt, als Hauptübeltäter galten die Juden, die unter dem Generalvorwurf standen, die Verräter Ungarns zu sein. Die Privatarmeen der Großgrundbesitzer, rechtsextreme Geheimbünde fühlten sich als Rächer, rechtsradikale Terrorgruppen übertrafen die Grausamkeit des „Roten Terrors“ um ein Vielfaches, Schätzungen gehen von bis zu 5000 Todesopfern aus, rund 70.000 Menschen wurden kürzere oder längere Zeit interniert oder verhaftet. Horthy deckte die mörderischen Offizierskommandos. Es gab zwar weiterhin eine Sozialdemokratische Partei, aber die Linke in Ungarn führte in den nächsten Jahrzehnten nur ein Schattendasein.

Nach einer turbulent verlaufenden Zwischenphase unter wechselnden Regierungen zog Miklós Horthy, ehemals Flügeladjutant Kaiser Franz Josephs und letzter Admiral der Donaumonarchie, am 16. November 1919

an der Spitze der „Nationalen Armee“ in Budapest ein. Die Alliierten drängten vorher erfolgreich darauf, dass sich die rumänischen Truppen zurückzogen. Ungarn definierte sich in den nächsten Jahren als Bollwerk gegen Bolschewismus, Liberalismus und Judentum. Die Demokratie wurde in amputierter Form wieder eingeführt, Wahlen wurden (mit Zensur, Medienkontrolle und Einschüchterungen) abgehalten. Ministerpräsident Teleky brachte im Budapester Parlament das erste antisemitische Gesetz Europas durch, das einen Numerus Clausus für jüdische Studenten an den Universitäten vorsah. Die Monarchie wurde wieder gesetzlich eingeführt, Horthy war als Stellvertreter des Königs sein „Reichsverweser“. In Rücksicht auf die Entente und sicherlich auch wegen seiner eigenen Herrschaftsgelüste wehrte Horthy die beiden Restaurationsversuche König Karls am 27. März 1921 (Ostersonntag) und am 20. Oktober 1921 ab.

Nach der Niederschlagung der Räterepublik begann die ungarische Regierung eine revisionistische Politik, unter anderem damit, dass die Republik wieder abgeschafft wurde (was zwei Restaurationsversuche Kaiser Karls auslöste). Erst am 4. Juni 1920, also zu einem Zeitpunkt, als die Regierung Horthy schon fest ihre Herrschaft etabliert hatte, akzeptierten die Ungarn das Pariser Diktat, Horthy nahm offiziell die Friedensbedingungen an, machte die Karolyi-Regierung und die Räterepublik als Schuldige für den schlechten Friedensvertrag verantwortlich, bekam ähnlich wie Österreich einen Völkerbundkredit, finanzierte und organisierte mit der österreichischen und bayrischen Rechten politische Geheimbündnisse gegen die „Kleine Entente“ (Tschechoslowakei, Rumänien, Jugoslawien). Von Historikern wird gewürdigt, dass Ungarn in der zehnjährigen, semiautoritären Regierungszeit des vermittelnd agierenden Ministerpräsidenten Graf István Bethlen (1921–1931) eine gewisse Stabilität erreichte.

Die Geschichte Österreichs und Ungarns blieb auch nach Ende der Habsburgermonarchie eng verknüpft.¹⁵ So veränderten sich mit der Niederlage der Räterepublik die politischen Stimmungslagen in Österreich. Die christlich-soziale „Reichspost“ feierte die Etablierung des Horthy-Regimes als Zeichen dafür, dass eine offensive sozialistische Politik gestoppt werden könne. Mit Herbst 1919 zeichnete sich ab, dass die christlich-soziale Partei die Große Koalition platzen lassen und Neuwahlen herbeiführen würde. Die sozialdemokratischen Projekte gerieten in die Defensive, darunter ein Herzensanliegen, die „Sozialisierung“, die Otto Bauer mit einer Artikelserie in der Arbeiter-Zeitung im Jänner 1919 angestoßen hatte.

15 Lajos Kerekes: Von St. Germain bis Genf. Österreich und seine Nachbarn 1918–1922. Budapest 1979.

Alle Ambitionen, die Schwerindustrie, das Energiewesen, die Forste oder die Banken zu verstaatlichen, waren beim gewachsenen Selbstbewusstsein der anderen Parteien zum Scheitern verurteilt. Das *window of opportunity* hatte sich geschlossen. So sehr man die kapitalistische Ordnung mit einer Reihe von Sozialgesetzen gezähmt hatte, so sehr war die Sozialdemokratie bei der Veränderung der Eigentumsverhältnisse gescheitert, nicht zuletzt wegen der eigenen Unentschlossen- und Unsicherheit.¹⁶

16 Erwin Weissel: Die Ohnmacht des Sieges. Arbeiterschaft und Sozialisierung nach dem Ersten Weltkrieg in Österreich. Wien 1976.

Neue Menschen für das neue Wien: Arbeiterbildung und Volksbildung in der Ersten Republik (1918–1933)

Das neue Wien

Im Jahr 1926 erschien unter dem unspektakulären Titel *Die sozialdemokratische Gemeindeverwaltung in Wien* bei Dietz in Berlin eine Broschüre, die auf großes Interesse stieß. Schon bald gab es Übersetzungen ins Französische und ins Englische, und auch auf Ungarisch erschien eine gekürzte Ausgabe. Die vierte Neuauflage 1928 firmierte dann als *Zehn Jahre Neues Wien*, 1930 brachte der Verlag der Wiener Volksbuchhandlung schließlich die fünfte, umgearbeitete Ausgabe unter dem Titel *Das neue Wien* heraus. Autor all dieser Porträts der österreichischen Hauptstadt war Robert Danneberg (1885–1942). Danneberg war freilich nicht nur Beobachter und Chronist, sondern auch Gestalter des porträtierten neuen Wien.

Streng genommen war er sogar eine seiner Galionsfiguren in der Zeit der Ersten Republik. Er war über den gesamten Zeitraum hinweg, also von 1918/19 bis 1933, Abgeordneter zum Nationalrat und gehörte der sozialdemokratischen Gemeinderatsfraktion in Wien an, fungierte von 1920 bis 1932 zudem als Landtagspräsident und wurde 1932 Nachfolger von Hugo Breitner als Finanzstadtrat.¹ Mit Breitner hatte er davor immer wieder zusammengearbeitet und vermutlich geht auch die legendäre Wohnbausteuer – die materielle Basis des beeindruckenden Wiener Gemeindewohnbauprogramms der Zwischenkriegszeit – auf ihn zurück.

In seiner Broschüre *Das neue Wien*, die in der zitierten Auflage rund 80 Seiten umfasst, verweist Danneberg gleich zu Beginn darauf, dass Wien heute, also 1930, die einzige Millionenstadt sei, die von einer sozialdemokratischen Mehrheit verwaltet werde. Den Grund für diese politische

1 Roland Josef Pacher: Robert Danneberg. Eine politische Biographie. Dissertation, Klagenfurt 2010, S. 2.

Machtposition, die Wahlerfolge der Wiener Partei ab 1919, schlüsselt er genau auf:

Bei den ersten Gemeinderatswahlen nach dem Kriege, im Mai 1919, wurden 679.728 gültige Stimmen abgegeben. Davon waren 368.228 (54,17 Prozent) sozialdemokratisch. 311.500 (45,83 Prozent) entfielen auf alle übrigen Parteien zusammen. Im April 1927 wurden bei einer Wahlbeteiligung von 92 Prozent 1.152.155 gültige Stimmen abgegeben. Davon waren 694.457 (60,27 Prozent) sozialdemokratisch, 457.698 (39,73 Prozent) entfielen auf die übrigen Parteien.²

Auch bei den Wahlen dazwischen und danach war die absolute Majorität der Sozialdemokratie im Wien der Zwischenkriegszeit nicht gefährdet.

Was aber haben die Sozialdemokraten aus der Stadt gemacht und was genau war das dem Büchlein den Titel gebende „neue Wien“? Beleuchtet werden in der Publikation unter anderem das Wohlfahrtswesen und die soziale Verwaltung, inklusive der Gesundheitspolitik, das Wohnungswesen natürlich und eben auch: das Schul- und Bildungswesen. In dem betreffenden Abschnitt beschreibt Danneberg in knappen Worten die Wiener Schulreform in ihren institutionellen und pädagogischen Aspekten, also etwa das Konzept des „Arbeitsunterrichts“ und die damit verbundene Überwindung der „Lernschule“ durch die „Arbeitsschule“. Er erklärt des Weiteren, wie in Wien das Bildungsprivileg der besitzenden Klassen abgebaut werde, und zwar unter anderem durch die Umwandlung der dreiklassigen Bürgerschule in eine vierklassige Hauptschule, von der ein Übergang in die Mittelschule ohne Aufnahmeprüfung möglich war. Eine moderne Lehrerfortbildung wurde zudem durch das Pädagogische Institut der Stadt Wien organisiert. Mehr Chancengleichheit für Kinder aus Arbeiterfamilien und eine verstärkte, reformorientierte Pädagogisierung könnten also als Eckpunkte der Wiener Schulreform genannt werden. Zur sozialdemokratischen Bildungspolitik zählte freilich auch der Umgang mit und die Lektüre von Literatur, begleitet von dem scheinbar obligatorischen „Kampf gegen die Schundliteratur“.³

Danneberg erwähnt als Bestandteil des neuen Wien auch die Intensivierung der Volksbildung, die von der Gemeinde durch Subventionen unterstützt wurde, und nicht zuletzt die Büchereien: Gerade hier war das Wien der Zwischenkriegszeit auch im internationalen Vergleich eine Ausnahmeerscheinung. Die von seiner Partei organisierte Arbeiterbildung wird hingegen nicht genannt. Im letzten Abschnitt des Büchleins schreibt er dann:

2 Robert Danneberg: Das neue Wien. Fünfte umgearbeitete Auflage, Wien 1930, S. 3.

3 Ebd., S. 46.

Der Kapitalismus kann nicht von den Rathäusern aus beseitigt werden. Aber große Städte vermögen schon in der kapitalistischen Gesellschaft ein tüchtiges Stück sozialistischer Arbeit zu leisten. Eine sozialdemokratische Gemeinderatsmehrheit kann auch im kapitalistischen Staat zeigen, welche schöpferische Kraft dem Sozialismus innewohnt. Ihre fruchtbare Arbeit dient nicht nur dem Wohle der Stadtbewohner, sie ist zugleich Werbearbeit für den Sozialismus in höchstem Maße.⁴

Die Bildungsarbeit war nicht der einzige, aber ein wesentlicher Bestandteil dieser sozialistischen Arbeit. In der gleichnamigen sozialdemokratischen Zeitschrift, der *Bildungsarbeit*, deren Mitbegründer und Herausgeber er auch war, hatte Robert Danneberg schon vor dem Ersten Weltkrieg eine ganze Reihe von Beiträgen veröffentlicht.

Als die erwähnte Neuauflage von 1930 erschien, blieb der regierenden Sozialdemokratie nur mehr wenig Zeit, um das neue, das rote Wien weiter auszubauen. Auch Robert Danneberg erlebte das Ende des sozialdemokratischen Modellprojekts. Im Zuge des rasch niedergeschlagenen Arbeiteraufstands am 12. Februar 1934 wurde er zunächst verhaftet. Nach seiner Freilassung setzte er im Austrofaschismus seine politische Tätigkeit in der Illegalität fort. Knapp nach dem nationalsozialistischen „Anschluss“ 1938 konnte er nicht mehr rechtzeitig fliehen und wurde mit dem so genannten „Prominententransport“ in das KZ Dachau und später nach Buchenwald gebracht, schließlich nach Auschwitz überstellt, wo der aus einer jüdischen Familie stammende Sozialist 1942 von den Nationalsozialisten ermordet wurde.⁵ Wie viele andere Protagonistinnen und Protagonisten des roten Wien fehlte auch er in den Jahren nach der Befreiung.

Volksbildung und Arbeiterbildung

Meist denken wir, wenn wir von Bildung sprechen, zuerst an die Schulbildung, und tatsächlich ist das Schulsystem nicht nur ein Schlüsselbereich jedes (nationalen) Bildungssystems, sondern auch ein Kernelement der jeweiligen Bildungspolitik. Die überragende Bedeutung der Schule für das Bildungssystem einer Gesellschaft ergibt sich schon alleine daraus, dass – verbunden mit der nicht nur in allen OECD-Ländern existierenden Schulpflicht – praktisch jede/r davon unmittelbar betroffen ist.

Es gibt aber über die Schulbildung hinaus auch eine außerschulische Jugendbildung wie sie beispielsweise von verschiedenen Gebietskörper-

4 Ebda., S. 80.

5 Leo Kane: Robert Danneberg. Ein pragmatischer Idealist. Wien 1980, S.175–188.

schaften, Religionsgemeinschaften, Verbänden und Vereinen organisiert wird, und auch eine allgemeine Volksbildung, auf die im Folgenden der Schwerpunkt gelegt werden soll. Begrifflich wird heute – im Gegensatz zum hier interessierenden Zeitraum – viel häufiger von Erwachsenenbildung als von Volksbildung gesprochen, obwohl der Begriff vereinzelt noch weiterhin verwendet wird und in manchen Bezeichnungen wie etwa Volkshochschule bis in die Gegenwart hinein anklingt.

Im Hinblick auf den Zeitraum der Ersten Republik und speziell auf das Wien der Zwischenkriegszeit ist die Unterscheidung zwischen Volksbildung und Arbeiterbildung von Bedeutung. Diese beiden Bildungsbereiche waren grundsätzlich keine Konkurrenzveranstaltungen, sondern sie ergänzten einander in vielfacher Hinsicht. Sie hatten – zumindest zum Teil – auch dieselben Zielgruppen. Zudem gab es Überschneidungen bei der Gruppe der Lehrenden. Aber es existierten eben auch wichtige Unterschiede: Der Begriff „Volk“, an den sich die Volksbildung richtete, war grundsätzlich inklusiv und integrativ gemeint, und das widersprach in gewisser Weise der auf dem Klassenmodell basierenden Arbeiterbildung. Zudem war die von der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (SDAP) organisierte Arbeiterbildung zumindest zu einem Teil auch explizit Funktionärsbildung. Nicht nur das Bildungsniveau der Arbeiterklasse insgesamt sollte gehoben werden, es ging auch um die Heranbildung einer Gruppe von ParteifunktionärInnen, die als MultiplikatorInnen wirken sollten.

Zwischen diesen beiden Bildungsbereichen, der Volksbildung und der Arbeiterbildung, existierte aber auch eine theoretische Spannung: Während nämlich die Volksbildung einen explizit neutralen Anspruch hatte, sich also in politischen Fragen nicht positionieren wollte, stand die Arbeiterbildung – klarerweise – im Dienst der Arbeiterbewegung. Diese Arbeiterbewegung hatte wiederum politische Ziele. Da sie in Österreich – im Gegensatz zu den meisten anderen europäischen Ländern – beinahe monopolartig von der Sozialdemokratie repräsentiert wurde, lagen Bewegungsziele und Parteiziele eng beieinander. Ein neutraler Bildungsbegriff und ein parteiischer standen sich also gegenüber – und wurden in theoretischen Arbeiten auch begründet.⁶

Deutlich wurde diese Spannung etwa in einem Artikel des Jahres 1932 zum Ausdruck gebracht – auch wenn die Autorin das Thema hier nur kurz streifte. Käthe Leichter – die Sozialdemokratin hatte an der Universität Heidelberg promoviert und wurde in den 1920er Jahren in Wien Gründerin und Leiterin des Frauenreferats der Arbeiterkammer – unterbreitete

6 Siehe dazu Abschnitt 4.

im Jahr 1932 im schon erwähnten Medium *Bildungsarbeit* den Vorschlag, dass die Bildungsaktivitäten der sozialdemokratischen Partei verstärkt die Gruppe der Arbeitslosen mit einbeziehen sollten. Bisher war das offensichtlich nicht oder in zu geringem Ausmaß geschehen. Leichter forderte nun, dass Arbeitslose als wichtige Zielgruppe sozialdemokratischer Bildungsarbeit erkannt werden müssten, und zwar nicht nur als Teilnehmende, sondern durchaus auch als Vortragende.⁷ Es könnte, so argumentierte sie, auf die Bedürfnisse und Möglichkeiten dieser Gruppe auch speziell reagiert werden. Denn tagsüber würde die zumeist nur an den Abenden genutzte Infrastruktur, also etwa Parteilokale, Säle, Zimmer, sowie Lichtbild- und Radiogeräte, gewissermaßen brachliegen. Käthe Leichter schreibt:

„Wir haben unsere Arbeiterheime, unsere Vortragssäle und Kurszimmer, unsere Lichtbild- und Radioapparate – muß dies alles bei Tag ungenützt bleiben, während Tausende unserer Parteigenossen durch die Möglichkeit der Benützung der Öde ihres Einzelschicksals, ihren freudlosen Gedanken, der Straße entrissen sein könnten? Muß unsere Bildungsarbeit immer wieder auf Vertrauensmänner beschränkt bleiben, die uns versichern, daß sie vor Überarbeit nicht wissen, woher sie die Zeit zum Besuch unserer Kurse nehmen sollen, während ein großer Teil unserer Mitglieder nur zuviel freie Zeit hat? Sollen wir sie ausschließlich der ‚neutralen‘ Beeinflussung der Urania und ähnlicher Institute überlassen, die uns jetzt mit Veranstaltungen für Arbeitslose zuvorkommen? (Hervorh. d. Verf.) Sollten wir so schwerfällig in unseren Methoden sein, daß wir diese großen Möglichkeiten, die nicht nur arbeiterbildnerisch, sondern auch politisch von größter Bedeutung sein können – die Erfassung der Arbeitslosen untertags – ungenützt lassen müssen?“⁸

Hier ist also eine deutliche Distanz zwischen Arbeiterbildung und Volksbildung festzustellen: Der Volksbildung wurde die von ihr beanspruchte Neutralität nicht abgenommen, sie wurde daher von der Sozialdemokratin unter Anführungszeichen gesetzt. Dahinter stand der unausgesprochene Vorwurf, sie würde gerade unter Berufung auf Neutralität letztlich dem bürgerlichen Lager und damit der Erhaltung des klassenpolitischen Status Quo zuarbeiten. Die Arbeiterbildung durfte daher die Gruppe der Arbeitslosen nicht dem politischen Gegner überlassen, sondern musste sie in die Parteiarbeit integrieren und zu bewussten Klassenkämpfern erziehen.

7 Käthe Leichter: *Bildungsarbeit für Arbeitslose*, in: *Bildungsarbeit*, 19. Jg., 1932, H.11, S. 220-221.

8 Ebda., S. 220.

Warum dies gerade in dieser Zeit wichtig war, verdeutlicht ein Blick auf die Statistik. Gab es 1931 in Österreich zwischen 21,7% und 27% Arbeitslose, so stieg dieser schon sehr hohe Anteil 1932 noch einmal, und zwar auf einen Wert zwischen 25,9% und 33,7%.⁹ In einer Zeit also, in der immer mehr Arbeitende ihre Jobs verloren und die soziale Not immer stärker um sich griff, musste auch die Bildungsarbeit der Partei Arbeitslose als Teil der Arbeiterklasse begreifen und offensiv auf diese Gruppe zugehen, um sie für den Klassenkampf zu gewinnen.

Auch Käthe Leichter überlebte den Nationalsozialismus nicht. Sie floh nach der Niederschlagung der Demokratie in Österreich im Februar 1934 zuerst in die Schweiz, kehrte aber bereits im Sommer desselben Jahres zurück und beteiligte sich am Aufbau der Revolutionären Sozialisten (RS), also der illegalen Sozialdemokratie. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten wurde sie im Sommer 1938 von der Gestapo verhaftet und Anfang 1940 ins Konzentrationslager für Frauen in Ravensbrück gebracht. Sie wurde im März 1942 in der NS-Tötungsanstalt Bernburg durch Giftgas ermordet.¹⁰

Volksbildung

Die Stadt Wien blickt auf eine lange liberale Tradition der Volksbildung zurück. Bis ins 20. Jahrhundert hinein war der Aufbau des Volkswesens durch Konflikte mit der katholischen Kirche gekennzeichnet, die historisch abgeleitete Ansprüche auf die Gestaltung des Bildungsbereichs erhob und sich gegen Einmischungen „von außen“ zur Wehr setzte. Unter den Pionieren der Volksbildung war daher ein gewisser Antiklerikalismus keine Seltenheit. Wichtige Daten in der Geschichte der Wiener Volksbildung sind das Jahr 1887, als der Wiener Volkswbildungsverein ins Leben gerufen wurde, die Gründung der Wiener Urania 1897 und des Volkshaus Ottakring 1901. Das heute noch bestehende Gebäude des Volkshaus im 16. Wiener Gemeindebezirk wird seit 1905 genutzt.

Um die Jahrhundertwende gab es also drei „Stammvolkshochschu-

9 Die jeweils erste Zahl ist der erstmals ausgewiesene Anteil der unterstützten Arbeitslosen, davon abweichend repräsentiert die zweite höhere Zahl ‚pessimistischere Schätzungen‘, vgl. Fritz Weber: Die wirtschaftliche Entwicklung, in: Emmerich Tálos (Hrsg.): Handbuch des politischen Systems, Wien 1995, S. 23-39, 23-25.

10 Herbert Steiner: Käthe Leichter (1885-1942), in: Otfried Dankelmann (Hrsg.): Lebensbilder europäischer Sozialdemokraten des 20. Jahrhunderts. Wien 1995, S. 301-311, 304 und 308-309; Hans Schafranek: Widerstand und Verrat. Gestapospitzel im antifaschistischen Untergrund 1938-1945. Wien 2017, S. 132.

len“ in Wien¹¹ – das Volksheim, den Volksbildungsverein und die Urania – die gewissermaßen das Fundament einer auch institutionell differenzierten Volksbildung im Wien der Zwischenkriegszeit bildeten. Mit den „volkstümlichen Universitätskursen“, bei denen Professoren der Wiener Universität vor einem nichtstudentischen und auch nichtakademischen Auditorium vortrugen, existierte darüber hinaus eine liberale Tradition der extramuralen Bildung und der Popularisierung von Wissenschaft.¹² Bei dieser bereits ab 1895 stattfindenden Veranstaltungsserie handelte es sich um „populärwissenschaftliche Vortragszyklen“, bei denen namhafte Wissenschaftler an Orten der Volksbildung referierten.¹³

Diesen Anspruch eines nichtelitären Wissens für alle, das sich am aktuellen Stand der Wissenschaft orientierte, greift auch der Begriff der Volkshochschule auf. Viele renommierte Wissenschaftler agierten bereits vor dem Ersten Weltkrieg gleichzeitig auch als Volksbildner. Der Historiker Ludo Moritz Hartmann zählte etwa dazu, der gemeinsam mit dem Literaturwissenschaftler Emil Reich das Volksheim Ottakring gründete, genauso wie der Physiker Ernst Mach oder der Philosoph Friedrich Jodl. Im neuen oder roten Wien wurden die Volkshochschulen aber auch zu einem Ort, an dem Lehrende und Lehrinhalte Platz fanden, die von der universitären Wissenschaft ausgeschlossen blieben. Ein Beispiel dafür ist der jüdische Sozialdemokrat Edgar Ziesel. Der Physiker und Philosoph arbeitete zunächst als Mittelschullehrer, wurde 1922/23 aber auf sein eigenes Ansuchen hin vom Unterricht freigestellt und gewissermaßen als lebende Personalsubvention an die Volkshochschulen weitergereicht. Dort entfaltete er in den folgenden Jahren eine bemerkenswert facettenreiche Tätigkeit und leitete unter anderem über mehrere Jahre hinweg eine philosophische und eine physikalische Fachgruppe.¹⁴

Das Stichwort Fachgruppe verweist wiederum auf ein zusätzliches Charakteristikum. Die Volkshochschulen waren nämlich nicht nur Orte einer traditionellen Wissensvermittlung – also Veranstalter von Kursen und Vorträgen – sondern sie entwickelten auch innovative pädagogische Modelle. Dazu zählten jene sich ab 1901 etablierenden Fachgruppen, deren

11 Wilhelm Filla: *Wissenschaft für alle – ein Widerspruch? Bevölkerungsnaher Wissenstransfer in der Wiener Moderne. Ein historisches Volkshochschulmodell.* Innsbruck 2001, S. 48.

12 Hans Altenhuber: *Universitäre Volksbildung in Österreich 1895-1937.* Wien 1995.

13 Christian Stifter: *Universität und Volksbildung. Anmerkungen zu einem spannungsreichen Verhältnis,* in: *Magazin erwachsenenbildung.at*, Ausgabe 27, 2016, S. 4. <http://www.erwachsenenbildung.at/magazin/16-27/meb16-27.pdf>, 23.07.2018.

14 Wilhelm Filla: *Wissenschaft für alle – ein Widerspruch?*, 2001, S. 369.

Hochblüte in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre war. In ihnen kam es zur Begegnung von Experten und Laien, die über längere Zeiträume hinweg zusammenarbeiteten.¹⁵

Für die 1920er Jahre galt, dass die Volkshochschule „eine Art alternativer Universität darstellte, an der hervorragende Gelehrte überhaupt unterrichten und etablierte Universitätsgelehrte vortragen konnten, ohne antisemitischen Anpöbelungen und Krawallen ausgesetzt zu sein“, schreibt Johann Dvořak in seiner Studie zu Edgar Zilsel.¹⁶ Zilsels Habilitationsversuch an der Wiener Universität scheiterte in den 1920er Jahren am Widerstand eines geheimbündlerisch organisierten Netzwerks von Antisemiten und Deutschnationalen.¹⁷

Da die Volkshochschule als Bildungsmodell eine Synthese von Volks-, Mittel- und Hochschule darstellte, gab es aber auch eine breite inhaltliche und thematische Streuung, sodass Analphabeten, Weiterbildungsbedürftige und Interessenten an den „volkstümlichen Universitätskursen“ ein höchst heterogenes Publikum bildeten. Das Kurs- und Vortragsangebot reichte folglich von der elementaren Spracherlernung über Pflanzenzucht bis hin zu physikalisch-experimentellen Veranstaltungen und Philosophievorlesungen.

Arbeiterbildung

Bildungsvereine standen am Beginn der Entwicklung der Arbeiterbewegung, sie agierten als „Keimzellen“ in ihrem Aufbau.¹⁸ Bereits 1867 wurde der erste österreichische Arbeiterbildungsverein in Wien gegründet. Nicht zuletzt wegen der rasanten technologischen Entwicklungen war auch das liberale Bürgertum gegenüber der Arbeiterbildung aufgeschlos-

15 Ebda., S. 25-26.

16 Johann Dvořak: Edgar Zilsel und die Einheit der Erkenntnis. Wien 1981, S. 357.

17 Klaus Taschwer: Hochburg des Antisemitismus. Der Niedergang der Universität Wien im 20. Jahrhundert. Wien 2015, S. 125-127.

18 Helge Zoitl: Sozialdemokratische Bildungsarbeit zwischen Hainfeld und dem Ersten Weltkrieg, in: Harald Troch (Hrsg.): Wissen ist Macht! Zur Geschichte sozialdemokratischer Bildungsarbeit. Wien 1997, S. 31-55, 39. Der folgende Abschnitt ist eine gekürzte und adaptierte Version eines Kapitels aus einer nicht veröffentlichten Studie (vgl. Günther Sandner: Sozialdemokratische Bildungsarbeit. Von den Arbeiterbildungsvereinen bis zur Gegenwart. Studie im Auftrag des Karl-Renner-Instituts. Wien 2012. Publiziert wurde daraus lediglich der Abschnitt über die Arbeiterbildung in der Ersten Republik (vgl. Günther Sandner: Sternstunden der Arbeiterbildung: Erste Republik und Rotes Wien, in: Österreichischer Gewerkschaftsbund (Hrsg.): Bildung & Gerechtigkeit. 150 Jahre Arbeiterbildungsbewegung in Österreich, Wien 2017, S. 28-41).

sen, schließlich benötigte die Wirtschaft qualifizierte Arbeitskräfte. Die Arbeiterbildung wurde daher zunächst von manchen Liberalen durchaus gefördert; erst später rückte für das Bürgertum deren bedrohliches Potenzial in den Vordergrund. Doch auch in der Arbeiterbewegung wurde, bedingt durch wachsendes politisches Bewusstsein, das Bündnis mit dem liberalen Bürgertum verstärkt in Frage gestellt.

Was wurde in den Kursen und Vorträgen der Arbeiterbildung dieser Zeit gelehrt? Es ging wohl nur zum geringen Teil um politische Bewusstseinsbildung. Vielfach mussten zuerst die gravierenden Defizite, die aus einer mangelhaften Volksschulbildung resultierten, ausgeglichen werden. Viele ArbeiterInnen hatten nur eine minimale Schulbildung erlebt und Analphabetismus war weit verbreitet.¹⁹

Nach einigen Richtungsstreitigkeiten, auch in der Bildungsbewegung, schuf der Einigungsparteitag der Sozialdemokratie 1888/89 unter der Führung von Victor Adler die notwendigen Voraussetzungen für eine engagierte Bildungsarbeit. Die große Zeit der Arbeiterbildungsvereine war damals jedoch schon beinahe vorüber. Bereits um die Jahrhundertwende wurden sie von dem immer dichter werdenden Organisationsnetz der Sozialdemokratischen Partei und der Gewerkschaften an den Rand gedrängt. Auch der politische Einfluss der zum Teil recht zersplitterten Arbeiterbildungsvereine ging folglich zurück. Vor allem durch den Ausbau gewerkschaftlicher bildungspolitischer Aktivitäten verloren die Arbeiterbildungsvereine sukzessive an Bedeutung.²⁰

Gleichzeitig verstärkten sich Tendenzen einer Zentralisierung innerhalb der Bildungsbewegung der Sozialdemokratischen Partei. Im Dezember 1902 erfolgte die Gründung des Vereins *Zukunft*, in dem sich jüngere Intellektuelle wie Max Adler, Otto Bauer und Karl Renner betätigten. Der Verein sollte den Orts- oder Lokalorganisationen der Sozialdemokratischen Partei geeignete Referentinnen und Referenten vermitteln. Die Vorgangsweise dabei war recht einfach: Die anfragenden Organisationen entschieden sich für ein bestimmtes Thema, bekamen dafür geeignete Vortragende zugewiesen und übermittelten schließlich das vereinbarte Honorar an den Verein. Der Verein *Zukunft* organisierte ab 1904 auch die Wiener Arbeiterschule. Diese kann bereits als Anfang einer gezielten

19 Harald Troch: „Quelle der Belehrung und Veredelung“. Die Arbeiterbildungsvereine als Keimzelle, in: Harald Troch, (Hrsg.): Wissen ist Macht! Zur Geschichte sozialdemokratischer Bildungsarbeit. Wien 1997, S. 7-29, 15.

20 Martina Klenner: Der Stellenwert von Bildung in der Entwicklung der österreichischen Arbeiterbewegung (1867 bis 1914). Diplomarbeit Universität Wien. 1991, S. 122.

Kaderschulung, also einer systematischen Funktionärsbildung, begriffen werden.²¹

Als Gegengewicht zum bürgerlich dominierten und politisch überwiegend gegnerisch orientierten Universitätsmilieu wurde der Verein *Zukunft* „zu einem der Ausgangspunkte der austromarxistischen Denktradition“.²² Der Verein kann auch als Vorläuferorganisation der *Zentralstelle für Bildungswesen* (auch *Sozialistische Bildungszentrale*) betrachtet werden, die im Oktober 1909 geschaffen wurde. Zu ihrem ersten Leiter wurde der bereits erwähnte Robert Danneberg bestellt. Die Zentralstelle gab die Zeitschrift *Bildungsarbeit – Blätter für das Bildungswesen der deutschen Sozialdemokratie in Österreich* heraus, die sich rasch zum Leitmedium der sozialdemokratischen Bildungsbewegung entwickeln sollte. Sie war dem Parteisekretariat angegliedert und agierte im Verbund mit dem *Unterrichtsausschuss der Arbeiterorganisationen Wien*. Dieser bestand wiederum aus Delegierten der Reichs- und der Wiener Landespartei, der Gewerkschaftskommission, der Vortragenden im Verein *Zukunft* sowie der Unterrichtsverbände in den Bezirken.

In der Ersten Republik wurde die Arbeiterbildung systematisch ausgebaut. Das sozialdemokratische Bildungswesen bestand aus einem System verschiedener Schulen, die unterschiedliche Zweckbestimmungen und Zielgruppen hatten. Seinen Kern bildeten die Gewerkschaftsschule, die Parteischule und die Genossenschaftsschule für die höhere Funktionärsbildung, sowie die Arbeiterhochschule für die Hochschulbildung der Funktionäre.²³ Die 1924 gegründete Wiener Parteischule, die durch die Bildungszentrale koordiniert und initiiert wurde, galt als ein Glanzstück sozialdemokratischer Bildungsarbeit. In ihr waren alle wesentlichen Strömungen und einige der besten Köpfe der Partei vertreten. Sie war vorwiegend für gewerkschaftlich organisierte SchülerInnen gedacht, dauerte zwei Jahre zu je zwei Semestern und fand grundsätzlich nach der Arbeit statt, wenn viele also bereits einen zehnstündigen Arbeitstag hinter sich hatten.²⁴

In der 1925 gegründeten Arbeiterhochschule sollten insbesondere Partei- und Gewerkschaftsfunktionäre geschult werden, die – und das war eine wesentliche Neuerung – für sechs Monate freigestellt wurden. Eine

21 Helge Zoitl: Sozialdemokratische Bildungsarbeit, in: Harald Troch (Hrsg.): Wissen ist Macht, 1997, S. 44.

22 Josef Weidenholzer: Auf dem Weg zum „Neuen Menschen“. Bildungs- und Kulturarbeit der österreichischen Sozialdemokratie in der Ersten Republik. Wien 1981, S. 52.

23 Ebda., S. 107.

24 Ebda., S. 54.

relativ kleine, ausgewählte und in diesem Sinne auch elitäre Gruppe konnte sich damit vollständig dem Studium widmen. Die Arbeiterhochschule war eine gesamtösterreichische Institution und auch nicht direkt der Partei unterstellt, sondern wurde von einem Verein getragen. Konzeptionell war sie stark von dem Arbeiterdichter Joseph Luitpold Stern geprägt, der zu ihrem Direktor bestellt worden war und nun die Möglichkeit ergriff, eine „proletarische Universität“ zu leiten, an der „sozialistische Wissenschaft“ betrieben wurde.²⁵ In der Arbeiterhochschule in Wien lehrten zahlreiche bekannte SozialdemokratInnen, zu denen neben Max Adler, Friedrich Adler, Adolf Schärf und Otto Bauer auch Otto Neurath zählte, der unter anderem gemeinsam mit Helene Bauer ein statistisch-volkswirtschaftliches Seminar abhielt.²⁶ Die Fächer, die unterrichtet wurden, umfassten Nationalökonomie, Welt- und Wirtschaftsgeschichte, Rechts- und Staatslehre, Gewerkschaftslehre, Organisationskunde, sowie Seminare arbeitsrechtlicher, statistisch-volkswirtschaftlicher, redaktioneller und journalistischer Natur. Somit erhielten die Studierenden eine umfassende Ausbildung, die nicht zuletzt auf ihre (interessen-) politische Arbeit ausgerichtet war. Stern, der zuvor bis 1922 die sozialistische Bildungszentrale geführt hatte, leitete die Arbeiterhochschule bis zu ihrem Ende im Jahr 1934.

In der Ersten Republik wurden auch die Arbeiterbüchereien in Wien zu einem großen und effizienten Büchereisystem ausgebaut. Nirgendwo in Europa spielten Arbeiterbüchereien eine so große Rolle wie in Wien. Anfang der 1930er Jahre verliehen sie in Wien jährlich über 3 Millionen Bücher. Hunderte freie MitarbeiterInnen betreuten hunderttausende LeserInnen. Gerade die neuen großen Gemeindebauten ermöglichten es, diese Büchereien in modernen Gebäuden unterzubringen. Durch den zentralen Bucheinkauf der Bildungszentrale, die Schulung der Bibliothekare, durch literaturkritische Aufsätze und Berichte, und nicht zuletzt den regelmäßigen, ausführlichen Buchbesprechungsteil der Zeitschrift *Bildungsarbeit* wurde im wahrsten Sinne des Wortes Literaturpolitik gemacht.²⁷

Auch Schallplatten spielten in der Arbeiterbildung eine wichtige Rolle. So gab es etwa so genannte Schallplattenveranstaltungen, bei denen bestimmte Aufnahmen vorgestellt und gemeinsam angehört wurden. Da-

25 Joseph Luitpold Stern: Die Wiener Arbeiterhochschule, in: *Bildungsarbeit*, 13 (1926) 1, S. 2-3, 2.

26 Josef Weidenholzer: Auf dem Weg zum „Neuen Menschen“, 1981, S. 151.

27 Alfred Pfoser: Arbeiter lesen. Zum kulturellen Verhalten der Arbeiterschaft in der Habsburgermonarchie und in der Ersten Republik, in: Harald Troch (Hrsg.): *Wissen ist Macht*, 1997, S. 127-136, 131-132.

bei handelte es sich beispielsweise um internationale Arbeiterlieder, aber auch russische Volks- und Revolutionslieder wurden gehört, genauso wie Volksmusik aus den österreichischen Alpenländern. Andere Schallplatten präsentierten Stimmporträts, z.B. von Otto Bauer, Robert Danneberg, Adelheid Popp, Mahatma Gandhi, Karl Kraus, Thomas Mann und Ernst Toller.²⁸

Die Wiener Schulreform²⁹

In der Schulpolitik war die fehlende Trennung von Schule und Kirche ein wiederkehrender Kritikpunkt der Sozialdemokratie. Schon zur Jahrhundertwende tauchte dieses Thema unter sozialdemokratisch orientierten PädagogInnen auf, die sich im *Verein der Jungen* organisiert hatten. Dieser bestand hauptsächlich aus so genannten Unterlehrern, einer schlecht bezahlten und unzureichend abgesicherten Gruppe innerhalb der Lehrerschaft. Zu seinen Mitgliedern zählten auch der spätere Wiener Bürgermeister Karl Seitz und der Wiener Schulreformer Otto Göckel. Ab 1895 gab der Verein die *Freie Lehrerstimme* heraus. Als 1897 Vertreter des Vereins bei den Wahlen der Lehrervertreter in den Wiener Bezirksschulrat einige Mandate errangen, reagierte der christlich-soziale Bürgermeister Karl Lueger und entließ einige der *Jungen* aus dem Schuldienst. 1898 veröffentlichten diese das Schulprogramm *Grundsätze der Jungen*, das in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg de facto auch das Schulprogramm der Sozialdemokratischen Partei war. 1905 erfolgte die Gründung des Vereins *Freie Schule*, in dem sich Liberale und Sozialdemokraten zusammenschlossen. Dieser plädierte ebenfalls für ein säkularisiertes Schulwesen und eine strikte Trennung von Staat und Kirche.

Nach dem Untergang der Monarchie und der Ausrufung der Republik am 12. November 1918 sollte die Erziehung zur Demokratie zu einer der zentralen Aufgaben der Schule werden. Die Herausforderungen waren groß, die Kontinuität autoritärer Denk- und Verhaltensmuster wohl auch nicht überraschend. Hans Fischl, ein Mitarbeiter des Schulpolitikers Otto Glöckel, sprach in diesem Zusammenhang von einer (mental)en „Monarchie ohne Monarchen“.³⁰

28 Vgl. Bildungsarbeit 20 (1933) S. 9 und 17.

29 Dieser Abschnitt ist eine gekürzte und adaptierte Version eines Kapitels der von mir verfassten unveröffentlichten Studie „Bildung und Demokratie 1918 – 2018“, Wien 2018, im Auftrag der Arbeiterkammer Wien.

30 Hans Fischl: Wesen und Werden der Schulreform in Österreich. Wien, Leipzig 1929, S. 15.

Otto Glöckel war schon vor der Ausrufung der Republik elf Jahre lang Abgeordneter der Sozialdemokratie gewesen. Nach 1918 verfolgte er das Projekt der Schulreform entschlossen. In einer ersten Etappe, die nur neunzehn Monate, nämlich bis Oktober 1920 dauerte, leitete er als Unterstaatssekretär das Unterrichtsamt im Staatsamt für Inneres und Unterricht der Koalitionsregierung aus Sozialdemokraten und Christlich-Sozialen. Ein Stab aus Fachleuten bildete dort die „Schulreformabteilung“, deren Ziel eine Demokratisierung von Schule und Unterricht war. In der zweiten Etappe, die weitaus länger dauerte, nämlich vom 28. März 1922 bis zum 12. Februar 1934, engagierte er sich für eine *Wiener Schulreform*, und zwar in seiner Funktion als Leiter des Stadtschulrates.³¹

Die Schulreform ging von der Überlegung aus, dass der neue demokratische Staat auch eine neue Schule benötigte. Das hatte Konsequenzen auf mehreren Ebenen – auf der Ebene der Schulorganisation, der inneren Struktur der Schule und der Form des Unterrichts. Demzufolge basierte die Schulreform nach Otto Glöckel auch auf drei Eckpfeilern, der Einheitschule, der Schulgemeinde und dem Arbeitsunterricht.³²

Die *Einheitsschule*, eine gemeinsame Schule für SchülerInnen aus allen sozialen Klassen, die vor allem neue Chancen für Proletarierkinder eröffnete, war Bestandteil der bürgerlichen, politischen Demokratie, nicht der sozialen Demokratie, die das Ziel der Austromarxisten war.³³ Doch die Einheitsschule konnte gleichzeitig eine Wegbereiterin für den Sozialismus sein. Die *Schulgemeinde* bedeutete die Einbindung der SchülerInnen in die Schulverwaltung. Insbesondere an Fragen des Schulgeschehens außerhalb des Unterrichts konnten sie mitwirken. Freilich richtete nur ein Teil der Wiener Schulen solche Schulgemeinden ein und selbst von diesen waren viele in ihrer Wirksamkeit begrenzt. Der *Arbeitsunterricht* wiederum bedeutete eine Abkehr vom autoritären Frontalunterricht, eine Konfrontation der Schülerinnen und Schüler mit Aufgaben und Problemstellungen, die sie mehr oder weniger selbstständig bearbeiten sollten.

Das Projekt der Schulreform wurde von Glöckel mit Erlassen umgesetzt, die im Abstand von oft nur wenigen Tagen herausgegeben wurden. Darunter waren sehr grundsätzliche Dokumente wie die Zulassung von

31 Oskar Achs und Albert Krassnigg: Drillschule – Lernschule – Arbeitsschule. Otto Glöckel und die österreichische Schulreform in der Ersten Republik. Wien, München 1974, S. 73.

32 Erik Adam: Austromarxismus und Schulreform, in: Peter Heintel (Hrsg.): Die Schul- und Bildungspolitik der österreichischen Sozialdemokratie in der Ersten Republik. Entwicklung und Vorgeschichte. Wien 1983, S. 271-314, 284-298.

33 Max Adler: Politische oder soziale Demokratie. Ein Beitrag zur sozialistischen Erziehung. Berlin 1926.

Frauen zum Hochschulstudium, die Abänderung des religiösen Dienstes der Lehrpersonen und die heiß umstrittene Untersagung des Zwangs zur Teilnahme an religiösen Übungen (bekannt als *der „Glöckel-Erlass“*).

Die Schulreform war kein revolutionäres, marxistisches Projekt, sondern ein sozialdemokratisches Reformprojekt. Jüngere PädagogInnen und SozialistInnen kritisierten, dass sich die Schulreform nicht oder zu wenig an der Entwicklung eines eigenen, sozialistischen Erziehungsmodells orientierte. Zwischen Angehörigen der sozialistischen Mittelschülerbewegung wie etwa Siegfried Bernfeld und den Vertretern der Wiener Schulreform (neben Otto Glöckel etwa Hans Fischl oder Karl Furtmüller) gab es also durchaus Dissens in vielen Fragen.

Die Schule, wie Glöckel sie wollte, war demokratisch, a-militärisch, weltlich, sozial- und chancengerecht. Sie bestand aus einer vierjährigen Grundschule, einer allgemeinen Mittelschule in zwei Klassenzügen für die Zehn- bis Vierzehnjährigen, danach folgten Oberschule und Fachschule.

Neben den drei oben genannten Eckpfeilern der Schulreform spielte auch die Verbesserung der Lehrerbildung eine wesentliche Rolle. Nach dem Ausscheiden der Sozialdemokratie aus der Regierung auf Bundesebene 1920 ging Otto Glöckel daran, den Stadtschulrat in Wien als demokratisches Gremium zu etablieren und zu einem Instrument der Fortsetzung der Schulreform in Wien zu machen. Auf Bundesebene hingegen wurde die Schulreform im Rahmen der Neuorganisation des Schulwesens im Jahr 1927 zumindest teilweise wieder rückgängig gemacht.

Die Schulreform markierte einen Schnittpunkt von Bildung und Politik. Nicht nur sollte die demokratische Gesellschaft durch allgemeine Wahlen und eine demokratische Verfassung, sondern auch das Denken und Handeln der Menschen von Demokratie geprägt sein. Klarerweise war die Schule entscheidender Ort, dies zu vermitteln.

Wie sehr den Zeitgenossen dieser Zusammenhang zwischen Erziehung und Demokratie bewusst war, belegt auch eine Festschrift zu 10 Jahren Schulreform, in der Viktor Fadrus, der Pädagoge und Leiter der Schulreformabteilung, schreibt:

Die Demokratie kann nur dann als kulturbringender Faktor bestehen, wenn für eine umfassende und systematische Schul- und Volksbildung gesorgt ist. Dazu ist ein modernes Schulwesen unerlässlich. Jedem Staatsbürger muß die Möglichkeit geboten werden, jene Ausbildung zu genießen, auf die er aufgrund seiner Fähigkeiten Anspruch zu erheben berechtigt ist. Schulreform ist die Vorbedingung des Bestandes und des Erfolges einer demokratischen Verwaltung. Das Verhältnis einer demokratischen Republik zur Schule unterscheidet sich daher wesentlich von dem des absolutistisch regierten Staa-

tes, da die Erziehung von Herren und Knechten von der Erziehung zu freien Menschen abgelöst wird.³⁴

Erziehung und Austromarxismus

Zwischen dem auf eine revolutionäre Avantgarde und Kaderpartei setzenden Bolschewismus der sowjetischen Kommunisten und dem evolutionstheoretisch inspirierten „revolutionären Attentismus“³⁵ der deutschen Sozialdemokratie setzten die österreichischen Sozialdemokraten mit ihrem Austromarxismus auf einen „dritten Weg“ der parlamentarisch organisierten Machtübernahme. Flankierend dazu, spielte die Bildungs- und Kulturarbeit eine wichtige Rolle. Lagen bereits die Ursprünge der Sozialdemokratischen Partei in Bildungsvereinen begründet,³⁶ so erreichten die kulturellen und pädagogischen Bestrebungen im sozialdemokratischen Wien nach 1918 ihren Höhepunkt. In zahlreichen Institutionen wurden kulturelle Aktivitäten, von Bildungsveranstaltungen bis hin zu lebensreformerischen Bestrebungen, initiiert, koordiniert und, mit unterschiedlichem Erfolg, politisiert. Die theoretischen Grundlagen dieser Kulturarbeit waren dabei durchaus strittig. Während seitens namhafter Parteitheoretiker dem klassisch gebildeten, austromarxistischen Erzieher und Intellektuellen die entscheidende Rolle im Bildungsprozess zugeschrieben wurde,³⁷ näherten sich Wissenschaftler im Umfeld des Austromarxismus einem Verständnis, das stärker am Kulturverständnis der viel zitierten Massen anknüpfte und einem reinen *top-down*-Ansatz gegenüber kritisch eingestellt war.³⁸

Der Zukunftsoptimismus der Arbeiterbewegung war untrennbar mit dem Selbstverständnis der Sozialdemokratie als Kulturbewegung verbunden. Wissenschaft und Bildung erschienen als wirkungsmächtige Instrumente der gesellschaftlichen Transformation. Auch wenn der Kulturbegriff sehr häufig am klassischen, bürgerlichen Erbe orientiert war, das sich die Arbeiterbewegung aneignen wollte, bedeutete die Idee, dass nicht

34 Viktor Fadrus: Zehn Jahre Schulreform und Schulpolitik in Österreich. Rückblick und Ausblick, in: Zehn Jahre Schulreform in Österreich. Eine Festgabe. Wien 1929, S. 26.

35 Dieter Groh: Negative Integration und revolutionärer Attentismus. Die deutsche Sozialdemokratie am Vorabend des Ersten Weltkrieges. Frankfurt am Main 1973.

36 Siehe dazu Abschnitt 2.

37 vgl. Alfred Pfabigan: Das Konzept des austromarxistischen Intellektuellen, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften, 3 (1), 1990, S. 49-66.

38 Günther Sandner: Engagierte Wissenschaft. Austromarxistische Kulturstudien und die Anfänge der britischen Cultural Studies. Wien/Münster 2006, S. 225-239.

nur eine Elite, sondern auch die Masse der arbeitenden Menschen unumschränkter Zugang zu Kultur und Bildung erhalten sollten, eine Egalisierung und Modernisierung des Kulturellen.

Über weite Strecken orientierte sich das Bildungs- und Schulungssystem an einer austromarxistischen Erziehungstheorie wie sie vor allem Max Adler geprägt hatte.³⁹ Sie betonte die Unmöglichkeit neutraler Erziehung, forderte eine Erziehung entlang der Erfordernisse des Klassenkampfes, sowie eine Erziehung zur Solidarität, zur Aktivität und zur Intellektualität. In der Bildungsarbeit waren freilich auch immer Problembereiche und Defizite innerhalb der Arbeiterbewegung präsent: die Diskriminierung von Frauen etwa, traditionell autoritäre Verhaltensmuster der Älteren gegenüber den Jungen, sowie die Problematik des Verhältnisses der intellektuellen Führungspersönlichkeiten zur Masse der arbeitenden Männer und Frauen.

Max Adler hob vor allem die Bedeutung des „subjektiven Faktors“ hervor, also eines intentionalen Handelns jenseits des strikten Determinismus, der Bewusstseinsinhalte lediglich als Abbild der existierenden Produktionsverhältnisse begriff. Herausragend war in diesem Zusammenhang sein Buch über sozialistische Erziehung *Neue Menschen*, das erstmals 1924 erschien. Adler wandte sich darin gegen einen „ökonomischen Fatalismus“⁴⁰ und betonte, dass die Verwirklichung des Sozialismus nicht nur von der ökonomischen und gesellschaftlichen Entwicklung abhängt, sondern auch von der sozialistischen Erziehung der Massen. Mit Blick auf die sozialdemokratischen Kinderfreunde forderte er die „(g)eistige Loslösung der Kinder aus der alten Welt des Kapitalismus“, die eine notwendige Vorbedingung für eine neue „Welt des Kommunismus“ sei.⁴¹ Diese sozialistische Erziehung, so Adler, sei keineswegs als Vorbereitung auf den Beruf und den „Daseinskampf“ im Kapitalismus zu verstehen, sondern sie sollte im Gegenteil „mit der ganzen Praxis der alten Welt endlich Schluß machen“ – und in diesem Sinne sei sozialistische Erziehung auch im höchsten Maße „unpraktisch“.⁴² Genauso wenig wie die sozialistische Erziehung aber praktisch sei, könne sie neutral sein, da eine neutrale Haltung lediglich eine Stabilisierung und damit Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse bedeute. Junge Menschen, so Adler, wür-

39 Josef Weidenholzer: Auf dem Weg zum „Neuen Menschen“, 1981, 69-87.

40 Max Adler *Neue Menschen*. Gedanken über sozialistische Erziehung. Berlin 1924, S. 23.

41 Ebda., S. 63.

42 Ebda., S. 71-72.

den „zu bewußten Vollstreckern der geschichtlichen Notwendigkeit“.⁴³ Mit dieser Formulierung konnte er einerseits die Bedeutung des zitierten subjektiven Faktors, des menschlichen Willens, hervorstreichen – neben Fichte zitierte er in diesem Zusammenhang auch Kant – und andererseits sein Erziehungsprogramm mit historischem Optimismus und der Idee eines zielgerichteten Geschichtsverlaufs, einer bevorstehenden Überwindung des Kapitalismus, in Übereinstimmung bringen. Seine These, dass das Werden des neuen Menschen bereits in der alten Gesellschaft beginne und diese vorbereiten helfe, war auch eine Einladung an die Arbeiterklasse, an dieser Entwicklung bewusst mitzuwirken.

Weitere grundlegende Schriften der austromarxistischen Erziehungstheorie waren Josef Luitpold Sterns *Klassenkampf und Massenschulung* (1924), Otto Neuraths *Lebensgestaltung und Klassenkampf* (1928) und Richard Robert Wagners *Der Klassenkampf um den Menschen* (1927). Diese Bücher erschienen in einer Schriftenreihe Max Adlers im Berliner Verlag Laub, die den gleichen Namen trug wie sein Buch: *Neue Menschen*. Auf die Schriften von Wagner und Neurath sei hier kurz eingegangen.

Der heute fast vollständig vergessene Richard Robert Wagner (1888–1941) war eine zentrale Persönlichkeit in der Geschichte der österreichischen Arbeiterbildung. Nicht nur als Mitbegründer der Gewerkschaftsschule im Jahr 1926 beeinflusste er das Bildungssystem, sondern auch als Vortragender und Theoretiker. Sein Buch *Der Klassenkampf um den Menschen* (1927) ist aus Vorträgen, so genannten „Bildungspropagandavorträgen“, entstanden: Wir sehen hier, dass die Begriffe Bildung und Propaganda offensichtlich nicht als einander ausschließend betrachtet wurden.

Die Schrift ist in fünf Kapitel unterteilt: Nach allgemeinen Betrachtungen zu „Menschenbildung und Gesellschaft“ folgen die historischen Reflexionen zu „Massenbildung im Feudalismus“ und „Menschenbildung im Kapitalismus“, um dann den gegenwärtigen „Bildungskampf des Proletariats“ und das Thema „Sozialistische Menschenbildung“ aufzugreifen. Für Wagner ist Arbeiterbildung mehr als nur eine Abwehrbewegung der Arbeiterbewegung gegen den Kapitalismus. Der Mensch, so behauptet er, müsse sich aktiv umformen, sich umbilden, um eine neue Gesellschaft hervorbringen zu können. Seine auf deklariert marxistischem Selbstverständnis basierende *proletarische Bildungslehre* hebt hervor, dass bei der Analyse der Geschichte von Bildung und Erziehung immer genau zwischen Schein und Wirklichkeit unterschieden werden müsse: Scheinbar stand in der Erziehung immer der Zögling im Vordergrund, in Wirklich-

43 Ebda., S. 47.

keit aber das Objekt, das in die bestehende Gesellschaft eingegliedert werden sollte.

Historisch betrachtet war Erziehung auch immer mit psychischer und physischer Gewalt verbunden. Wagner zitiert aus dem Folter- und Prügelkatalog eines schwäbischen Rektors im 18. Jahrhundert, in dem eine schwarze Pädagogik deutlich wird, in der der Erzieher keinen Widerspruch zulässt und letztlich ein auf Befehl und Unterdrückung basierendes System etabliert, bis hin zur Vergewaltigung von Zöglingen und jungen Frauen. „Die erzieherische Versklavung der Frau ist gesellschaftliche Notwendigkeit, solange die Herrschaft der Männer besteht“,⁴⁴ heißt es bereits im Einleitungskapitel.

Seinen Schlüsselbegriff der „Menschenbildung“ versucht Wagner in drei Dimensionen zu entwickeln: Erstens sei Menschenbildung etwas, das permanent in unterschiedlichen Gesellschaftssystemen und mit unterschiedlichen Instrumenten stattfindet – Bildung müsse also historisch differenziert werden. Zweitens wäre Menschenbildung immer auch ein Mittel im Klassenkampf. Äußerer Zwang alleine würde nicht reichen, denn Menschen müssten auch selbst glauben, was ihnen beigebracht wird. Drittens impliziere Menschenbildung, dass nicht auf die Zeit nach dem Sieg der Arbeiterklasse gewartet werden könne. Denn erst mit *neuen Menschen* wären eine neue Wirtschaft und eine neue Gesellschaft möglich.

Im Feudalismus agierte die Kirche als Apparat der Massenbildung, aber auch die Familie, wo das „raffinierte Rache- und Strafsystem der feudalen Gesellschaft dem Kind also leibhaftig schon im Vater“ entgegentritt.⁴⁵ Wissen und Glauben sind hier kein Widerspruch. Im Kapitalismus ist die bürgerliche Menschenbildung nicht Teil der Schulbildung, auch außerhalb der Schule wird den Zöglingen das Klassensystem vermittelt. In Bereichen wie Ernährung, Wohnung, Kleidung und auch im „Auftreten“ unterscheidet sich der Bürger vom Proletarier:

Die Absonderung der ‚feinen Leute‘ von den Arbeitern in den Wohngebenden, in den Parkanlagen, in Gasthäusern und Unterhaltungsstätten, in den Rängen der Theater, in den Klassen der Eisenbahnen und schließlich, aber nicht als mindestes, auf den Sitzplätzen der Kirchen fügt das Weitere der Klassen-erziehung bei.⁴⁶

44 Richard Robert Wagner: Der Klassenkampf um den Menschen: Menschenbildung und Vergesellschaftung, Berlin 1927, S. 26.

45 Ebda., S. 52.

46 Ebda., S. 76.

Im Kapitalismus kam es zur Einführung der allgemeinen Volksschulen, um den Menschen einfachste geistige Fähigkeiten einzulernen, die der kapitalistische Wirtschaftsapparat erforderte. Sie mussten gleichsam in ihre Klassenrolle eingeformt werden. Auch die Kirche, die Fabrik, das Heer und die Familie wirkten an dieser Formung der Menschen mit.

Die zwei Grundprinzipien der kapitalistischen Erziehung seien die Erziehung zum Untertanen und die Erziehung zum kapitalistischen Menschen. Diese werden, so Wagner, auch in den Arbeiterhaushalten den Kindern stets aufs Neue beigebracht.

Was der Unternehmer im Betrieb, der Feudalherr in der Ständegesellschaft vor Jahrhunderten, das ist der proletarische Vater heute noch in seinem Haus: der absolute Herrscher, dessen Wille und Wort widerspruchlos durchzuführen sind. Seine wirtschaftliche und gesellschaftliche, aber auch die rein körperliche Übermacht missbraucht er zu rücksichtsloser Niederwerfung und Niederhaltung der schwächeren Frau und der Kinder. Das Klassenverhältnis von Starken und Schwachen ist schon das frühe Erlebnis des Proletariatskindes. Was der erwachsene Arbeiter an sich erlebt, dass er jedes Vergehen büßen und sühnen muss, dass er für jedes Vergehen, das nur ein anderes Wort für ‚Verletzung der Untertanenpflicht‘ ist, körperlich geschädigt, oft schwer geschädigt wird – diese offenkundige Klassenvergewaltigung übt der proletarische Vater auch in seinem Haus, wenn er Frau und Kinder prügelt.⁴⁷

Der Bildungskampf des Proletariats sei auch deshalb so schwierig, weil es nicht nur ein Kampf gegen die Bourgeoisie, sondern auch einer gegen die Verbürgerlichung der Arbeiterklasse selbst sei. Vielen Bildungsorganisationen ginge es vor allem um die Teilhabe an der bürgerlichen Kultur, und somit bestünde die Gefahr, dass Arbeiterinnen und Arbeiter immer mehr ins bürgerliche Leben hineinwachsen. Es ginge daher vor allem um den Aufbau einer zeitgemäßen Bildungsorganisation der Arbeiterbewegung, und zwar jenseits der Vereinsmeierei: „Während Gewerkschaften und Partei große geschlossene Kampfeinheiten sind, haben wir hier noch den Zustand vor uns, in dem sich jene Organisationen vor einem halben Jahrhundert befanden: Kleinstaaterei mit all ihren Lasten und Krähwinkeleien“.⁴⁸

Dennoch sah sich Wagner in einer „Wendezeit“, in der der proletarische Mensch eine Selbstbewusstwerdung erlebe, sich aus dem kapitalistischen System löse und zum sozialistischen Menschen umforme. Die Arbeiter-

47 Ebda., S. 92.

48 Ebda., S. 164.

bewegung müsste auf die existierenden Bildungseinrichtungen Einfluss gewinnen und eine eigene, geschlossene Bildungsorganisation aufbauen. Vor allem in Wien existierten günstige Voraussetzungen dafür.

Otto Neurath ist als führender Repräsentant des Wiener Kreises und als Begründer der „Wiener Methode der Bildstatistik“ (Isotype) sicherlich bekannter als Richard Robert Wagner.⁴⁹ Er war auch eine zentrale Gestalt der Arbeiterbildung. Das 1925 eröffnete Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum in Wien, dessen Direktor er war, agierte als eine ihrer zentralen Institutionen. Insbesondere mit seiner Schrift *Lebensgestaltung und Klassenkampf* (1928) positionierte er sich auch theoretisch innerhalb des Austromarxismus.

Für Neurath war Arbeiterbildung eng mit Statistik verbunden. Gerade die planmäßige Gestaltung der neuen Wirtschaft – ein zentrales Thema für den Planungs- und Sozialisierungstheoretiker Neurath – rückte die Statistik immer mehr in den Vordergrund:

Sie zeigt, was gesellschaftliches Geschehen für Menschengruppen bedeutet! Eine neue Weltanschauung ist im Werden, die alles gewissermaßen in ein Netz einfangen will, jedem Dinge, jedem Ereignis einen bestimmten Ort, einen bestimmten Zeitpunkt zuweisend. Was man zählen kann, ist am sichersten festgelegt. Die neue Weltanschauung breitet sich überall dort aus, wo die überkommene Theologie und Philosophie einschnurrt. Es entwickelt sich eine wissenschaftliche Denkweise, die auch von weniger Gebildeten vertreten werden kann, während umgekehrt das weniger wissenschaftliche Denken des theologischen und philosophischen Zeitalters vielfach von Menschen vertreten wurde, die über alles Wissen ihrer Zeit verfügten.⁵⁰

Für Neurath existierte innerhalb der sozialistischen Politik eine klare Priorität der Ökonomie, Erziehungsfragen waren also nachrangig. Aber gerade die von ihm konstatierte Umbruchsphase seiner Gegenwart, also der späten 1920er Jahre, öffnete ein Fenster für Bildungs- und Kulturarbeit. Die „Brechung des bürgerlichen Bildungsprivilegs“ war nun ein wichtiges Ziel, die „proletarische Revolution“ dränge deshalb auch „zur Einheitsschule“, „um nicht durch verschiedene Vorbildung den Klassenunterschied zu stabilisieren“.⁵¹

Otto Neurath betonte auch immer wieder, wie wichtig es sei, den statistischen Erhebungsapparat den Bürgerlichen zu entreißen, denn soziale

49 Günther Sandner: Otto Neurath. Eine politische Biographie. Wien 2014.

50 Otto Neurath: *Lebensgestaltung und Klassenkampf* (1928), in: Rudolf Haller/Heiner Rutte (Hrsg.): Otto Neurath. Gesammelte philosophische und methodologische Schriften (1). Wien 1981, S. 227-293, S. 230.

51 Ebda., S. 253.

Fakten seien ein wichtiger Bestandteil des Klassenkampfes. Statistik, so meinte er, könne zum Beispiel deutlich machen, wie sich bestimmte Phänomene aus den sozialen Verhältnissen heraus erklärten, etwa was den Zusammenhang zwischen Einkommen und Kriminalität betraf:

Massenschicksale, Quantitäten aller Art, die man unmittelbar feststellen kann, sind die Grundlagen marxistischer Denkweise. Die Reservearmee wird gezählt, die Arbeitszeit wird gemessen, Klassen spielen zahlenmäßig eine Rolle. In gewissem Sinne steckt in jeder bürgerlichen sozialstatistischen Untersuchung Marxismus, manchmal mehr als in marxistischem Philosophieren. Die statistische Tagesarbeit in den Gewerkschaften, in den Arbeiterparteien und sonst in der Arbeiterbewegung findet eine Stütze an einer statistisch gerichteten Grundeinstellung der Bewegung. Es bedeutet Förderung sozialistischen Denkens, wenn in allen Arten von Arbeiterschulen Statistik und die Methoden statistischer Veranschaulichung eingehend behandelt werden. Das Bildungsprivileg auf diesem Gebiet zu brechen, hat das Proletariat ein ganz besonderes Interesse.⁵²

Die enge Verbindung der Arbeiterklasse mit der (Bild-) Statistik hatte für Neurath vor allem zwei Komponenten. Zum einen erleichtere es die Statistik, sich mit anderen in einer Gemeinschaft zu fühlen, sich mit der breiten Masse zu identifizieren, und dadurch auch die eigene Macht zu spüren. Das geschehe etwa, wenn mit ihrer Hilfe der Anstieg der Partei- und Gewerkschaftsmitgliedschaft aufgezeigt werde. Zum anderen aber wäre das Proletariat durch seine Vertrautheit mit dem marxistischen Denken besonders gut auf das statistische Denken vorbereitet. Das Bürgertum hingegen werde, ebenfalls bedingt durch seine Klassenlage, immer unwissenschaftlicher. In der bürgerlichen Geschichts- und Gesellschaftslehre tauchten daher Modephilosophen wie Oswald Spengler oder Houston Stewart Chamberlain auf, die geradezu idealtypisch diese Unwissenschaftlichkeit verkörperten. Nationalismus und Antisemitismus könnten hier florieren und der Aufrechterhaltung der bestehenden Ordnung dienen. Wissenschaftlicher Fortschritt müsse dagegen vom Proletariat ausgehen, das immer mehr „zum Träger der Wissenschaft ohne Metaphysik“ werde.⁵³

Wie Robert Danneberg und Käthe Leichter konnten auch Richard Robert Wagner und Otto Neurath an der sozialistischen Bildungspolitik im nachfaschistischen Österreich nicht mehr mitwirken. Der jüdische Sozi-

52 Ebda., S. 279-280.

53 Ebda., S. 293.

alist Richard Robert Wagner flüchtete 1938 nach Jugoslawien, wo er sich nach Aussage eines Freundes der Partisanenbewegung anschloss und 1941 während der Bombardierung einer Hafenanlage bei einem Rettungstransport von Alten, Kindern und Flüchtlingen ums Leben kam.⁵⁴ Otto Neurath war bereits 1934 aus Österreich emigriert und starb im Dezember 1945 in Oxford eines natürlichen Todes.⁵⁵

Bildung und Moderne

Der Begriff *Wiener Moderne* lässt sich gesellschaftlich breiter fassen, als Carl Schorske das in seinem Klassiker über die Donaumetropole im Fin de Siècle getan hat.⁵⁶ Schorske unternahm darin mehrere Fallstudien, die sich vor allem auf die Bereiche Literatur, Architektur, Malerei und Musik des Wiens der Jahrhundertwende konzentrierten, auf die moderne Kunst und Kultur also, mit nur geringer Berücksichtigung der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte und einem lediglich exemplarischen Blick auf das Politische. Explizit auf *Literatur, Kunst und Musik zwischen 1890 und 1910* (so der Untertitel) fokussiert auch der Longseller *Die Wiener Moderne*, eine von Gotthard Wunberg herausgegebene und mit einer ausführlichen Einleitung versehene Sammlung zeitgenössischer Texte. Am Beginn des Buches heißt es: „Die Wiener Moderne – das umfaßt Hofmannsthal und Gustav Klimt genauso wie Altenberg und Adolf Loos; wie Bahr, Kraus und Schnitzler; Joseph Kainz oder das Kaffeehaus; Skandale um Secession und Schönberg-Konzerte“.⁵⁷

Was aber bedeutete diese Moderne darüber hinaus? In seinem Buch *Die Weimarer Republik* bezeichnete der deutsche Historiker Detlev Peukert die vierzehn republikanischen Jahre im Deutschland zwischen den Weltkriegen als *Krisenzeit der klassischen Moderne*.⁵⁸ Damit wendete er einen eigentlich aus der Kunstgeschichte stammenden Begriff (*klassische Moderne*) auf die Geschichtsschreibung insgesamt an.

Was seit der Jahrhundertwende in Wissenschaft und Kunst, im Städtebau, in der Technik und in der Medizin, in der geistigen Reflexion wie in der alltäg-

54 Österreichischer Gewerkschaftsbund (Hrsg.): 70 Jahre Gewerkschaftsschule Wien. Wien 2017, S. 19.

55 Sandner: Otto Neurath, 2014, S. 296.

56 Carl E. Schorske: Wien. Geist und Gesellschaft im Fin de Siècle. Wien 2017 [1982].

57 Gotthard Wunberg: *Die Wiener Moderne. Literatur, Kunst und Musik zwischen 1890 und 1910*. Stuttgart 1981, S. 11.

58 Detlev Peukert; *Die Weimarer Republik. Krisenjahre der klassischen Moderne*, Frankfurt/Main 1987, S. 11.

lichen Lebenswelt entwickelt wurde, probte unsere heute noch gegenwärtige Lebensform, gestaltete sie klassisch aus. In den Jahren zwischen Erstem Weltkrieg und Weltwirtschaftskrise setzte sich die klassische Moderne auf breiter Front durch, entfaltete ihre Widersprüche und stürzte in ihre tiefste Krise. ‚Weimar‘ spielte uns in kurzer Zeit in rasantem Tempo die faszinierenden und die fatalen Möglichkeiten unserer modernen Welt vor.⁵⁹

Entscheidend dabei ist es also, diesen Prozess als widersprüchlich zu begreifen. Denn einerseits kamen in der Zwischenkriegszeit bestimmte Entwicklungen der industriegesellschaftlichen Modernisierung zum Durchbruch (Stichworte: Urbanisierung, Säkularismus, Demokratisierung, Massenkultur etc.), andererseits erzeugte dies aber auch Widerstand und Gegenwehren, ja führte zur Formierung reaktionärer Kräfte, die sich diesen Entwicklungen teils mit Gewalt entgegenstellten.

Diese Dialektik aus Bewegung und Gegenbewegung lässt sich auch in Österreich beobachten. Auch hier erreichten in den Jahren der Ersten Republik Phänomene und Entwicklungen wie etwa fortschrittliche Sozialgesetze, konkurrierende Massenparteien, allgemeines Wahlrecht, oder Egalisierungstendenzen im Bildungsbereich ein bisher unerreichtes Niveau. Vor allem das neue oder rote Wien war in dieser Hinsicht ein ausgesprochen modernes Projekt. Gleichzeitig formierten sich, flankiert von sozialer und kultureller Unsicherheit, von der Wirtschaftskrise und ihren Begleiterscheinungen wie insbesondere massenhafter Arbeitslosigkeit, auch hier reaktionäre und autoritäre Gegenkräfte. Diese beiden Blöcke einer enormen gesellschaftlichen und politischen Polarisierung sollten daher auch nicht getrennt betrachtet werden. Einem *Red Vienna*⁶⁰ stand ein *Black Vienna*⁶¹ gegenüber, das nicht nur den Austromarxismus, sondern auch den gesellschaftlichen und demokratischen Liberalismus bekämpfte. Nicht nur paramilitärische Verbände wie Heimwehren und Frontkämpferbünde, sondern auch rechte intellektuelle Zirkel und *pressure groups* wie etwa der Spannkreis (benannt nach Othmar Spann) oder der *Deutsche Klub* und die *Deutsche Gemeinschaft*, prägten über weite Strecken nicht nur das akademische, sondern auch das politische Leben.⁶²

59 Ebda., S. 11-12.

60 Helmut Gruber: *Red Vienna. Experiment in Working-Class Culture 1919-1934*. New York/ Oxford 1991.

61 Janik Wasserman: *Black Vienna. The Radical Right in the Red City, 1918-1938*. Ithaca/ London 2014.

62 Andreas Huber, Linda Erker, Klaus Taschwer: *Der Deutsche Klub. Austro-Nazis in der Hofburg*. Wien 2020.

Das Idealbild eines „neue Menschen“ gilt als typisch modernes Phänomen. Der Literat Hermann Bahr, eine Schlüsselfigur der Wiener Moderne, hatte bereits 1887 ein gleichnamiges Schauspiel (*Die neuen Menschen*) verfasst. Ob Diskurse um neue Menschen tatsächlich als Teil einer säkularen Religionsgeschichte gesehen werden müssen, wie dies Gottfried Küenzlen insinuiert, sei dahingestellt. Küenzlen meint, dass „in dem Prozeß zunehmender Diesseitsorientierung, der ein elementares Kennzeichen der Entwicklung okzidentaler Moderne darstellt, (...) sich „die Verheißungen eines Neuen Menschen hin zu ihren modernitätsspezifischen Ausprägungen“ transformierten: „Der Neue Mensch wird nun in empirischer Realisation als durch die gesellschaftlichen Kräfte herstellbar, planbar und in der Vorstellungswelt einiger Strömungen auch biologisch züchtbar gedacht“.⁶³

Im Austromarxismus wurde dieser Diskursstrang jedenfalls aufgegriffen. Max Adler verfasste nicht nur, wie gezeigt wurde, ein einschlägig benanntes Buch über sozialistische Erziehung, das den neuen Menschen als politische Zielvorstellung definierte, sondern er gab auch eine gleichnamige Schriftenreihe heraus, in der die führenden austromarxistischen Erziehungstheoretiker publizierten. Die Erziehung erschien in der austromarxistischen Theorie und Programmatik als ein zentrales Instrument, neue Menschen zu schaffen, und die Intensität dieser Erziehungsdiskurse kann auch als eine Besonderheit der sozialdemokratischen Debatten in Österreich gesehen werden. Der neue Mensch antizipierte den Sozialismus und war gleichzeitig Voraussetzung seiner Verwirklichung.

In der österreichischen Sozialdemokratie provozierte die programmatisch im Austromarxismus fix verankerte Erziehungsempfase aber auch kritische Fragen. War Bildung tatsächlich ein kohärenter Bestandteil einer revolutionären Politik oder nicht doch (auch) Politikersatz? Zumal für eine Arbeiterpartei, die sich ab dem Oktober 1920 auf Bundesebene in permanenter Opposition befand? Folgte die sozialdemokratische Bildungspolitik der Zwischenkriegszeit tatsächlich einer Strategie des *empowerment* der Arbeiterklasse, also der Anleitung, Ermutigung und Befähigung zu selbstbewusstem politischen, ja, revolutionärem Handeln, oder nicht viel eher einem Paternalismus linker Intellektueller?

Viele der Fragen, die in den kontroversen Bildungsdebatten des neuen Wien aufgeworfen wurden, sind jedenfalls auch heute nicht im Konsens beantwortet, sondern werden nach wie vor kontrovers diskutiert. Welche Rolle spielt das Bildungssystem in einer sozial ungleichen Gesellschaft?

63 Gottfried Küenzlen: *Der Neue Mensch. Eine Untersuchung zur säkularen Religionsgeschichte der Moderne*. Frankfurt/Main 1997, S. 20.

Verstärkt es Ungleichheiten oder kann es ihnen auch entgegenwirken? Inwiefern ist Chancengleichheit in ihm gewährleistet? Wie lassen sich individuelle Differenz und der Anspruch auf gesellschaftliche Gleichheit im Bildungssystem vereinbaren? Soll es eine spezifisch ethische und/oder religiöse Erziehung von Kindern und Jugendlichen in den Schulen geben und wenn ja, welches Studium soll die Lehrenden darauf vorbereiten? Kann und soll Bildung politische Partizipation fördern? Können und sollen Lehrpersonen politisch neutral sein und dennoch Demokratie lehren?

Die Neugestaltung des Bildungs- und Erziehungswesens war jedenfalls ein zentraler Bestandteil des neuen Wiens. Viele der schon damals heftig umkämpften bildungspolitischen Fragestellungen klingen auch in unserer Gegenwart noch erstaunlich – modern.

Literatur

- Achs, Oskar und Albert Krassnigg (1974): Drillschule – Lernschule – Arbeitsschule. Otto Glöckel und die österreichische Schulreform in der Ersten Republik. Wien, München: Jugend und Volk.
- Adam, Erik (1983): Austromarxismus und Schulreform, in: Peter Heintel (et al) (Hrsg.): Die Schul- und Bildungspolitik der österreichischen Sozialdemokratie in der Ersten Republik. Entwicklung und Vorgeschichte. Wien: Österreichischer Bundesverlag, 271-314.
- Adler, Max (1924): Neue Menschen. Gedanken über sozialistische Erziehung. Berlin: Laub.
- Adler, Max (1926): Politische oder soziale Demokratie. Ein Beitrag zur sozialistischen Erziehung. Berlin: Laub.
- Altenhuber, Hans (1995): Universitäre Volksbildung in Österreich 1895-1937. Wien: ÖBV.
- Böck, Susanne (1997): Abstrakte Menschen. Sozialdemokratische Kultur- und Bildungsarbeit als Konzept der Moderne 1918 – 1934, in: Troch, Harald (Hrsg.): Wissen ist Macht! Zur Geschichte sozialdemokratischer Bildungsarbeit. Wien: Löcker, 137-163.
- Danneberg, Robert (1930): Das neue Wien. Fünfte umgearbeitete Auflage. Verlag der Wiener Volksbuchhandlung.
- Dvořák, Johann (1981): Edgar Zilsel und die Einheit der Erkenntnis. Wien: Löcker.
- Fadrus, Viktor (1929): Zehn Jahre Schulreform und Schulpolitik in Österreich. Rückblick und Ausblick, in: Zehn Jahre Schulreform in Österreich. Eine Festgabe. Wien, 9-59.
- Filla, Wilhelm (2001): Wissenschaft für alle – ein Widerspruch? Bevölkerungsnaher Wissenstransfer in der Wiener Moderne. Ein historisches Volkshochschulmodell. Innsbruck, Wien, München: Studienverlag.
- Fischl, Hans (1929): Wesen und Werden der Schulreform in Österreich. Wien, Leipzig: Dt. Verlag für Jugend und Volk.
- Groh, Dieter (1973): Negative Integration und revolutionärer Attentismus. Die

- deutsche Sozialdemokratie am Vorabend des Ersten Weltkrieges. Frankfurt am Main: Propyläen-Verlag.
- Gruber, Helmut (1991): Red Vienna. Experiment in Working-Class Culture 1919-1934. New York/Oxford: Oxford University Press.
- Huber, Andreas/Linda Erker/ Klaus Taschwer (2020): Der Deutsche Klub. Austro-Nazis in der Hofburg. Wien: Czernin.
- Kane, Leo (1980): Robert Danneberg. Ein pragmatischer Idealist. Wien: Europaverlag.
- Klenner, Martina (1991): Der Stellenwert von Bildung in der Entwicklung der österreichischen Arbeiterbewegung (1867 bis 1914). Diplomarbeit: Universität Wien.
- Küenzlen, Gottfried (1997): Der Neue Mensch. Eine Untersuchung zur säkularen Religionsgeschichte der Moderne. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Leichter, Käthe (1932): Bildungsarbeit für Arbeitslose, in: Bildungsarbeit, 19. Jg., H.11, 220-221.
- Neurath, Otto (1981) [1928]: Lebensgestaltung und Klassenkampf, in: Rudolf Haller und Heiner Rutte (Hrsg.): Otto Neurath. Gesammelte philosophische und methodologische Schriften (1). Wien. Hölder-Pichler-Tempsky, 227-293.
- Österreichischer Gewerkschaftsbund (Hrsg.) (2017): 70 Jahre Gewerkschaftsschule Wien. Wien: Verlag des Österreichischen Gewerkschaftsbundes.
- Pacher, Roland Josef (2010): Robert Danneberg. Eine politische Biographie. Dissertation. Alpen-Adria-Universität Klagenfurt.
- Peukert, Detlev (1987): Die Weimarer Republik. Krisenjahre der Klassischen Moderne. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Pfabisan, Alfred (1990): Das Konzept des austromarxistischen Intellektuellen, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften, 3 (1), 49-66.
- Pfoser, Alfred (1997): Arbeiter lesen. Zum kulturellen Verhalten der Arbeiterschaft in der Habsburgermonarchie und in der Ersten Republik, in: Troch, Harald (Hrsg.): Wissen ist Macht! Zur Geschichte sozialdemokratischer Bildungsarbeit. Wien: Löcker, 127-136.
- Rabinbach, Anson (1989): Vom Roten Wien zum Bürgerkrieg. Wien: Löcker.
- Sandner, Günther (2018): Der Austromarxismus und die Wiener Moderne, in: Andreas Fisahn/ Thilo Scholle/Ridvan Ciftci (Hrsg.): Marxismus als Sozialwissenschaft. Rechts- und Staatsverständnisse im Austromarxismus. Baden-Baden: Nomos, 111-123.
- Sandner, Günther (2018): Bildung und Demokratie 1918-2018. Vorstudie zu einem Projekt der Arbeiterkammer Wien: Zsolnay.
- Sandner, Günther (2017): Sternstunden der Arbeiterbildung: Erste Republik und Rotes Wien, in: Österreichischer Gewerkschaftsbund (Hrsg.): Bildung& Gerechtigkeit. 150 Jahre Arbeiterbildungsbewegung in Österreich. Wien, 28-41.
- Sandner, Günther (2014): Otto Neurath. Eine politische Biographie. Wien.
- Sandner, Günther (2012): Sozialdemokratische Bildungsarbeit. Von den Arbeiterbildungsvereinen bis zur Gegenwart. Studie im Auftrag des Karl-Renner-Instituts. Wien.
- Sandner, Günther (2006): Engagierte Wissenschaft. Austromarxistische Kultur-

- studien und die Anfänge der britischen Cultural Studies. Wien, Münster: LIT Verlag.
- Stern, Joseph Luitpold (1926): Die Wiener Arbeiterhochschule, in: Bildungsarbeit, 13 (1), 2-3.
- Schafranek, Hans (2017): Widerstand und Verrat. Gestapospitzel im antifaschistischen Untergrund 1938-1945. Wien: Czernin.
- Schorske, Carl E. (2017) [1982]: Wien. Geist und Gesellschaft im Fin de Siècle. Wien: Molden.
- Stadler, Friedrich (Hrsg.) (1982): Arbeiterbildung in der Zwischenkriegszeit. Otto Neurath und Gerd Arntz. Wien: Löcker.
- Stadler, Friedrich (1979): Aspekte des gesellschaftlichen Hintergrunds und Standorts des Wiener Kreises am Beispiel der Universität Wien, in: Hal Berghel/ Adolf Hübner/ Eckehart Köhler (Hrsg.): Wittgenstein, der Wiener Kreis und der kritische Rationalismus. Wien: Hölder-Pichler-Tempsky, 41-59.
- Steiner, Herbert (Hrsg.) (1973): Käthe Leichter – Leben und Werk. Wien: Europa-Verlag.
- Steiner, Herbert (1995): Käthe Leichter (1895-1942), in: Otfried Dankelmann (Hrsg.): Lebensbilder europäischer Sozialdemokraten des 20. Jahrhunderts. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik, 301-311.
- Stern, Josef Luitpold (1926): Die Wiener Arbeiterhochschule, in: Bildungsarbeit 13 (1), 2-3.
- Stifter, Christian (2016): Universität und Volksbildung. Anmerkungen zu einem spannungsreichen Verhältnis, in: Magazin erwachsenenbildung.at, Ausgabe 27, <http://www.erwachsenenbildung.at/magazin/16-27/meb16-27.pdf>, 23.07.2018
- Taschwer, Klaus (2015): Hochburg des Antisemitismus. Der Niedergang der Universität Wien im 20. Jahrhundert. Wien: Czernin.
- Troch, Harald (1997): „Quelle der Belehrung und Veredelung“. Die Arbeiterbildungsvereine als Keimzelle, in: Troch, Harald (Hrsg.): Wissen ist Macht! Zur Geschichte sozialdemokratischer Bildungsarbeit. Wien: Löcker, 7-29.
- Wagner, Richard (1927): Der Klassenkampf um den Menschen: Menschenbildung und Vergesellschaftung. Berlin: Laub.
- Wasserman, Janik (2014): Black Vienna. The Radical Right in the Red City, 1918-1938. Ithaca, London: Cornell University Press.
- Weber, Fritz (1995): Die wirtschaftliche Entwicklung, in: Emmerich Tálos et al (Hrsg.): Handbuch des politischen Systems Österreichs. Erste Republik 1918-1933. Wien: Manz, 23-39.
- Weidenholzer, Josef (1981): Auf dem Weg zum „Neuen Menschen“. Bildungs- und Kulturarbeit der österreichischen Sozialdemokratie in der Ersten Republik. Wien: Europaverlag.
- Wunberg, Gotthart (Hrsg.) (2017) [1981]: Die Wiener Moderne. Literatur, Kunst und Musik zwischen 1890 und 1910. Stuttgart: Reclam.
- Zoitl, Helge (1997): Sozialdemokratische Bildungsarbeit zwischen Hainfeld und dem Ersten Weltkrieg, in: Troch, Harald (Hrsg.): Wissen ist Macht! Zur Geschichte sozialdemokratischer Bildungsarbeit. Wien: Löcker, 31-55.

Die gebaute Moderne Wiener Architektur nach 1918

Neuanfang nach 1918

Wien, Ende 1918: eine Stadt inmitten der Abschaffung der Monarchie, der Ausrufung der Republik und der Unsicherheit, was diese neuen Zeiten wohl mit sich bringen mochten. Diese Umbrüche betrafen nicht nur die sozialen und gesellschaftlichen Bereiche, die Wirtschaft, die Kunst und die Kultur, sondern ganz entscheidend auch die Architektur. Bis 1918 herrschte im offiziellen Wien noch die Spätgründerzeit, vom Kaiserhaus verordnet und von allen hierarchischen Stufen darunter willig umgesetzt. Der Jugendstil setzte sich im privaten städtischen Wohnbau und bei Verkehrsbauten, hier im speziellen der Wiener Stadtbahn, durch, von der Hofburg allerdings nur geduldet. Für offizielle Bauten war dem Kaiser der neue Stil zu verspielt und zu technisch. Und die Moderne existierte überhaupt nur in Form von Einzelobjekten, die auf den Weitblick ihrer zumeist großbürgerlichen Bauherrn oder Salonieren zurückging.

Doch mit einem Schlag änderte sich die Ausgangssituation grundlegend: Das den alten Stil bewahrende Kaiserhaus war verschwunden, und mit diesem Systemwechsel wollte man sich auch vom üppigen Repräsentationsstil trennen und einen nüchternen, technisch klaren Weg einschlagen. Die Grundlagen für diese Änderung finden sich bereits im Jugendstil, der zwar mit seinen Dekors noch sehr blumig-verspielt angelegt war, jedoch schon das klare Zeigen der technisch-konstruktiven Systeme andeutete. Mit dem Aufkommen der Moderne in der Wiener Architektur nach 1900¹ kristallisierte sich eine zweite Schiene in der architektonischen Gestaltung von Gebäuden heraus, in der bewusst auf Dekor verzichtet wurde und die Planer mehr mit klaren Formen und hochwertigen Materialien arbeiteten.

1 Vgl. Adolf Loos' *Haus am Michaelerplatz*, erbaut 1909-11, gilt heute als der Schlüsselbau der Architektur der Moderne in Wien. Lit.: Hermann Czech, Wolfgang Mistelbauer: *Das Looshaus*, Wien 1984.

Aber die Hauptaufgaben des Bauens nach dem Ersten Weltkrieg waren nicht in erster Linie ästhetischer Natur, sondern rein pragmatischer.

Das soziale Wohnbauprogramm Wiens nach 1919

Die Reichshaupt- und Residenzstadt Wien litt zu Beginn des 20. Jahrhunderts unter einer gravierenden Überbevölkerung. Durch massiven Zuzug von Arbeitskräften als Folge der regen Bautätigkeit im Bereich der Ringstraße stieg die Einwohnerzahl von Wien – bezogen auf das heutige Stadtgebiet – von 683.000 im Jahr 1857 auf knapp 2,1 Millionen im Jahr 1910.² Als Folge des Krieges sank zwar kurzzeitig der Anteil der männlichen Bevölkerung durch Abberufung an die Fronten, diese Reduktionen wurden nach 1918 aber rasch wieder durch Zuzug von Vertriebenen aus den ehemaligen Kronländern, aus heimkehrenden Soldaten sowie aus nach Wien zurückkehrenden Beamten aus den kk Verwaltungen außerhalb Österreichs ausgeglichen.

Daher ergaben sich für die offiziellen Stellen drei primäre Ziele:

- Stabilität und Sicherheit
- Sicherstellung der Ernährung
- Bereitstellung von Wohnraum

Für Sicherheit und Stabilität mussten die staatlichen Organe direkt sorgen, für Wohnen und Teile der Nahrungsgewinnung konnte man sich der Architektur bedienen. Gleichzeitig halfen auch satte Menschen mit einem Dach über dem Kopf eher bei der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung als eine hungrende, obdachlose Masse.

Dabei waren nicht nur fragwürdige sanitäre Zustände in den „Zinskasernen“ in den Randbezirken oder das Problem der Barackensiedlungen im Brachland zu lösen, auch das System der „Bettgeher“, also die nächtweise Vermietung von Betten innerhalb von Wohnungen, musste rasch durch ein groß angelegtes soziales Wohnbauprogramm gelöst werden.

Innerhalb der sozialdemokratischen Stadtverwaltung des „Roten Wien“ gab es fünf entscheidende Protagonisten, die diesen ambitionierten Weg erst ermöglichten: Jakob Reumann und sein Nachfolger Karl Seitz, Hugo Breitner, Julius Tandler und Robert Danneberg.³

Reumann war ab 1919 erster Bürgermeister von Wien in der ausgerufe-

2 Statistik Austria: Statistisches Jahrbuch 2015, Tabelle 2.02: Bevölkerung 1527 bis 2013 nach Bundesländern.

3 Helmut Weihsmann: Das Rote Wien. Sozialdemokratische Architektur und Kommunalpolitik 1919-1934, Wien 2002.

nen Republik und zugleich erster Landeshauptmann von Wien⁴. Er initiierte das erste große Wohnbauprogramm für den Bau von 25.000 Gemeindefwohnungen binnen fünf Jahren. Karl Seitz folgte Reumann 1923 nach seinem Rücktritt und führte sein Werk in seinem Sinne bis 1934 fort.

Das gesamte soziale Wohnbauprogramm wäre ohne eine stabile finanzielle Grundlage in diesen wirtschaftlich turbulenten Zeiten nicht möglich gewesen. Um diese kümmerte sich Hugo Breitner, ehemaliger Gewerkschafter und späterer Direktor der Länderbank und 1919-1932 Finanzstadtrat von Wien. Er führte mehrere Steuern zur Finanzierung des Wohnbaus ein, unter anderen die Wohnbausteuer, die Hausgehilfensteuer oder die bis heute bestehende Vergnügungssteuer, was ihm massiven Widerstand aus breiten Schichten der Bevölkerung einbrachte („Breitner-Steuern“). Für die Einhaltung hygienischer Standards war der Anatomie-Professor Julius Tandler verantwortlich, 1920-34 Leiter des Volksgesundheitsamtes. Er führte unter anderem die Kinderübernahmestelle im 9. Bezirk ein, initiierte den Bau des ersten Krematoriums oder schuf Mütter-, Ehe- oder Trinkerberatungsstellen.⁵

Zuletzt ist hier noch der Jurist Robert Danneberg zu erwähnen, 1920-1932 erster Landtagspräsident in der Geschichte Wiens und in seiner Funktion maßgeblich an der ersten Wiener Landesverfassung der jungen Republik beteiligt.

Allen Fünf ist eines gemeinsam: sie alle kamen unmittelbar nach der Ausrufung der Republik in ihre Ämter und keiner von ihnen war über das Jahr 1934 – den Beginn des austrofaschistischen Ständestaates – tätig. Reumann verstarb 1925, Seitz wurde 1934 verhaftet, ging 1939 in den Widerstand, wurde 1944 im Zusammenhang mit dem Attentat vom 20. Juli 1944 interniert und überlebte das Konzentrationslager nur knapp. Auch Breitner kam 1934 in Haft, und gelangte 1939 über Florenz und Paris in sein kalifornisches Exil, wo er 1946 starb. Julius Tandler entkam nach seiner Verhaftung 1934 über China in die Sowjetunion und verstarb 1936 in Moskau.⁶ Und Danneberg fiel 1942 dem mörderischen System der Nationalsozialisten in Auschwitz zum Opfer.

4 Wien wurde mit Beschluss vom 10. November 1920 formell auch zum Bundesland, wodurch der jeweils amtierende Bürgermeister in Personalunion gleichzeitig Landeshauptmann ist. Bis auf die Diktaturzeit von 1934-1945 gilt das bis heute.

5 Volker Klimpel: Julius Tandler (1869-1936), in: Hubert Kolling (Hrsg.): Biographisches Lexikon zur Pflegegeschichte, Band 7, hpsmedia, Nidda (D) 2015, S. 252 f.

6 Oliver Rathkolb (Hrsg.): Forschungsprojektendbericht über Straßennamen Wiens seit 1860 als „Politische Erinnerungsorte“, Wien 2013, S. 166 (<https://www.wien.gv.at/kultur/abteilung/pdf/strassennamenbericht.pdf>, 02.01.2019).

Siedlerbewegung und Genossenschaften

Architektur deckt unbestritten primär das Bedürfnis nach Wohnen ab. Dennoch versuchte man nach 1918 durch das Anlegen von Siedlungen mit Freiflächen für den Anbau landwirtschaftlicher Produkte für den Eigenbedarf auch auf die prekäre Ernährungssituation zu reagieren. Speziell zu erwähnen ist die Siedlerbewegung, und hier als Beispiel die Gemeinwirtschaftliche Siedlungs- und Baustoffanstalt, kurz GESIBA. 1921 durch die Republik Österreich, die Stadt Wien und den Hauptverband für Siedlungswesen gegründet, die je zu einem Drittel Eigentümer blieben, organisierte die GESIBA die zentrale Beschaffung von Baumaterial wie Holz, Ziegeln oder Schlackenmauerwerk, und konnte so ihre Mitglieder zu günstigeren Konditionen beliefern. Auch Bauelemente wie Fenster oder Türen und Einrichtungsgegenstände wurden selbst produziert, Baumaschinen verliehen und die Siedler bei Planung und Finanzierung ihrer Eigenheime durch Fachleute unterstützt.⁷

Die erste Wohnanlage, die mit Hilfe der GESIBA entstand, war die 1919-20 erbaute Siedlung Auf der Schmelz im 15. Bezirk. Der Bauplatz am ehemaligen Exerzierplatz der kk Armee war nach dem Krieg mit „wildem“ Barackensiedlungen verbaut und sollte durch den neuen Wohnbau „bereinigt“ werden. So wie bei allen noch folgenden kommunalen oder teilkommunalen Wohnbauten legte man großen Wert auf die Ausstattung mit Gemeinschaftseinrichtungen wie Waschküchen, Bäder, Kindergärten, Versammlungssäle und Spielplätze, was bei den „Zinskasernen“ der Gründerzeit gänzlich fehlte.

Fassadendekor, das in Gründerzeit und Jugendstil noch eine zentrale Rolle gespielt hat, wird schon bei diesen frühen Bauten der Zwischenkriegszeit auf ein Minimum reduziert oder ganz abgeschafft. Die Qualität der Gebäude entsteht durch geschickte Gliederung und im Besonderen durch ihre Funktionalität in den Grundrissen. Wurde diese vor 1914 noch der Formalität untergeordnet, machen wirtschaftliche Not nach 1914/18 ein Auskommen mit dem Minimum nötig. Zusammengefasst kann man bei den frühen kommunalen Wohnbauten – abgesehen von einigen Ausnahmen – von einer stilistisch einfachen, bereits versachlichten Heimatschutzarchitektur sprechen. Diese entstand nach der Wende zum 20. Jahrhundert mit dem Ziel, lokale Bautraditionen in Richtung der Moderne weiterzuentwickeln und dabei Historismus und Jugendstil hinter sich zu lassen – also sich sanft an den neuen Stil anzunähern.⁸

7 Barbara Feller: 75 Jahre bauen für Wien. Die Geschichte der GESIBA, Wien 1996, S. 7f.

8 Désirée Vasko-Juhász: Die Südbahn. Ihre Kurorte und Hotels, Wien 2006

Speziell die Vertreter der Moderne versuchten durch optimierte Wohnqualität bei minimalem Einsatz von Fläche ihrem bis dahin wenig beachtetem Stil zum Durchbruch zu verhelfen. Anlagen wie die Wiener Werkbundsiedlung sind Zeugnisse eines richtigen Wettbewerbs unter den Architekten um das qualitativ beste Objekt bei standardisiert kleiner Grundfläche.

Doch wie entstanden die Siedlungen der Siedlerbewegungen und Genossenschaften? Zunächst wurden auf den Baugründen Bebauungspläne durch Architekten des Siedlerhauptverbandes erstellt, die die Grundfläche in Grundstücke zu je 350-400m² parzellierten, was sich später aus Platzgründen auf die Hälfte reduzierte. Auf diesen Parzellen entstanden nun ein- bis zweigeschossige Doppel- oder Reihenhäuser mit Wohnflächen von 48 bis 64m². Von den Baukosten trug 40% die Siedlergenossenschaft, 15% mussten die Bewohner an Eigenmitteln beisteuern, und die restlichen 45% schoss die Gemeinde Wien zu.⁹

Dieses System existierte in der gesamten Ersten Republik, wobei man die Genossenschafts- und Siedlerbewegung in mehrere Abschnitte einteilen kann:¹⁰

- Phase I: Notprojekt von unten – die „wilde Siedlerei“ 1919/1920
- Phase II: Entwicklung eines Großsystems organisierter Selbsthilfe 1921 – 1922/23
- Phase III: Die kommunale Aneignung der Siedleridee: Die Stillstellung der Bewegung durch Gemeindegewerkschaften 1924-1929
- Phase IV: Notprojekt von oben: Stadtrandsiedlung als Erwerbslosensiedlung ab 1930

Unter den Technikern, die damals für die GESIBA arbeiteten, waren auch klingende Namen wie etwa Margarethe Schütte-Lihotzky, eine der ersten Architektinnen Österreichs, und die erste, die bereits in den 1920er-Jahren größere Erfolge aufweisen konnte. Zentraler Entwurf damals war die Idee des „Wiener Kernhauses“ – eines „mitwachsenden Haustypus“, der je nach Verfügbarkeit der finanziellen Mittel in 4 Stufen errichtet werden konnte:

- Ebenerdiges Haus mit Wohnküche und Schlafraum
- Ausbau Dachgeschoß mit zwei Dachkammern
- Anbau Stall & Abort-Trakt

9 Helmut Weihsmann: Das Rote Wien, 2002, S. 105.

10 Klaus Novy: Selbsthilfe als Reformbewegung. Der Kampf der Wiener Siedler nach dem 1. Weltkrieg, Wien 2012.

- Abbruch der Trennwand zwischen Wohnküche & Schlafräum im EG, um eine große Wohnküche zu schaffen

Charakteristisch für diese Zeit war, dass es erstmals einen organisierten Anteil von Eigenleistungen bei der Errichtung von Wohnbauten gab. Zusätzlich gewährten die Genossenschaften Wohnbaurkredite für alle Siedler, die aber nur für Baumaterial ausgegeben wurden.

Ein weiterer Schwerpunkt war die Einrichtung der Wohnungen. Diese wurde zwar generell nicht durch die Vereinigungen unterstützt, ArchitektInnen wie etwas Schütte-Lihotzky berieten aber über effiziente und kostengünstige Möblierungsmöglichkeiten. Denn auch der Möbelbau musste sich an den beengten Wohnraum anpassen, und auch in diesem Bereich lieferten die Architekten Entwürfe zu Ihren Häusern – auch im Sinne der Gesamtkunstwerk-Idee eines Joseph Hofmann.

Gartenstadt im Großformat

Im Gegensatz zu den Kernhäusern wird bei den Gemeindebauten ein anderer Maßstab angewendet. Wohnanlagen für oft mehrere tausend Bewohner machten nicht nur eine architektonische, sondern auch eine städtebauliche Herangehensweise nötig. Wichtig war die Anordnung der Gebäude zueinander zur Schaffung qualitativ hochwertiger Straßenräume und Plätze, ausgehend von der Grundsatzentscheidung, entweder eine klassische Blockrandbebauung oder eine offene Lösung zu realisieren. Ein markantes Beispiel für ersteres ist der George-Washington-Hof im 10. und 12. Bezirk, errichtet 1927-30. Die beiden Architekten Karl Krist und Robert Oerley schufen 1.085 Wohnungen (131 Ledigenwohnungen, 593 Zimmer-Küche-Kabinett-Wohnungen, 250 1,5-Zimmer-Küche-Kabinett-Wohnungen und 111 Wohnungen in Sondergrößen) mit einer Bebauungsdichte von nur 21%. Als bauliche Antwort auf die kurz zuvor gegenüber errichtete Kleinhauassiedlung der GESIBA versuchte man erstmals in Wien die Gartenstadtidee auch in den kommunalen Wohnbau zu übertragen.¹¹ Die Hauseingänge und Lauben wurden zu den Innenhöfen hin orientiert, die öffentlich zugänglich geblieben und von Verbindungsstraßen durchzogen sind. Stilistisch zeigt sich hier eine sehr einfache Fassadengestaltung ohne umlaufenden Fenstergewände, sondern nur noch eine Reduktion auf Sturzleiste und Sohlbank. Zitate früherer Stile sind noch im auskragenden Traufgesimse und der Rustika-Zone im Sockelbereich erkennbar. Heute gilt der George-Washington-Hof als der „grünste

11 Helmut Weihsmann: Das Rote Wien, 2002, S. 258f.

Gemeindebau“ Wiens, und man kann die Leistung der beiden Architekten gar nicht hoch genug schätzen, die Gemeinde Wien damals zur Zustimmung zu einer so geringen Bebauungsdichte in wirtschaftlich schwierigen Zeiten zu bewegen.

„Rote Länge“ versus „Schwarze Höhe“

Während das kommunale Wohnbauthema in Wien seit 1920 zur Gänze in sozialdemokratischer Hand war, suchte auch das konservative Lager nach Möglichkeiten, sich im Bausektor zu verwirklichen. Ein Typus, der in Wien bereits seit den 1910er-Jahren diskutiert, jedoch nicht realisiert wurde, war das Hochhaus.

Die Gemeinde errichtete ab 1927 den Karl-Marx-Hof in Döbling, einen 1,1 km langen Superblock mit mehreren Innenhöfen, Straßenquerungen und 1.325 Wohnungen. Nicht zuletzt durch den groß dimensionierten klassisch-inspirierten Ehrenhof zur Heiligenstädter Straße mit Statuen an der Fassade, dominanten Türmen mit Fahnenmasten und einer strengen Axialsymmetrie kann man diesen Bau durchaus als symbolträchtig sehen. Als Gegenpart dazu erwarb ein christlich-soziales Bankenkonsortium das brachliegende Grundstück des ehemaligen Liechtensteinischen Majoratshaus in der Herrengasse und reichte die Pläne für Wiens erstes Hochhaus ein. Der nicht zufällig gewählte historisch-aristokratische Boden stellte mit seiner Vielzahl barocker Palais in der Nachbarschaft eine Herausforderung für die beiden Architekten Siegfried Theiss und Hans Jaksch dar. Nach dem Verkauf durch das Fürstenhaus 1912 erfolgte der Abriss, ein unmittelbar danach geplanter Neubau scheiterte am Ausbruch des Ersten Weltkriegs. In der Nachkriegszeit war die offene Finanzierung ein großes Problem, auch die damals geltende Bauordnung ließ keine Bauten von mehr als 26 Metern Höhe zu. Erst die Novelle von 1929, an der auch Siegfried Theiss aktiv beteiligt war, sowie die Aufstellung der Mittel durch den Eigentümer, des Creditinstituts für Öffentliche Unternehmungen und Arbeiten (gegründet 1896), ebneten den Weg für den 1931 erfolgten Baubeginn.¹² Übrigens im selben Jahr, als man in New York begann, das Empire State-Building hochzuziehen, des damals mit 381 Metern Höhe (ohne Antenne) höchste Gebäudes der Erde (es wurde erst 42 Jahre später vom World Trade Center, ebenfalls im New York abgelöst).

Zur Herrengasse hin schufen die Architekten eine klassische Blockrand-

12 Iris Meder, Judith Eiblmayr: Hochhaus. Das Hochhaus Herrengasse und seine berühmten Bewohner, Wien 2009, S. 56.

bebauung mit 9 Stockwerken und orientierten sich mit der Traufhöhe an der umgebenden historischen Barockbebauung und des 1909-11 errichteten benachbarten Loos-Hauses, durch geschickte Rücksprünge im Eckbereich konnte man jedoch die Gebäudehöhe bis auf 16 Geschoße erweitern. Theiss & Jaksch gruppierten die Wohntrakte um 2 Innenhöfe und nutzten so den asymmetrischen Bauplatz optimal aus. Der Hochhausteil wird durch ein halbrundes Treppenhaus aus gestocktem Sichtbeton erschlossen, das im runden Teil vollständig verglast wurde und auf diese Weise einen idealen Blick auf die Dachkulisse der Innenstadt mit dem Stephansdom im Zentrum ermöglicht. Die obersten beiden Stockwerke beherbergten ursprünglich ein Café mit Panoramaterrasse, werden heute aber privat genutzt. Ein zweiter gastronomischer Höhepunkt war die runde verglaste Bar an der Gebäudeecke beim Haupteingang, die zwischenzeitlich funktionslos war und heute wieder als Stehcafé betrieben wird. Der guten Lage geschuldet ist die durchgehende zweigeschossige Ladenzone im Sockelbereich, durchgehend mit Opalgläsern verkleidet.

Das Hochhaus-Thema kam zwar aus Amerika, war für Wien aber nicht neu: bereits vor dem Ersten Weltkrieg gab es Konzepte für ein Hochhaus am Nordende der Kronprinz-Rudolf-Brücke (heute Reichsbrücke) von Stadtbaudirektor Heinrich Goldemund, die aber damals noch nicht realisiert wurden.¹³ Erst mit dem Bau der UNO-City erfuhr die Ansicht des Nordufers der Donau eine Hochhaus-ähnliche Optik. In den 1920er-Jahren verdichtete sich wieder die Diskussion um ein Hochhaus für Wien, 1929 gab es sogar zeitgleich zwei Entwürfe: Josef Hoffmann und Oswald Haerdtl planten die Betonung der Ecke Kärntner Straße/Karlsplatz mit einem im Grundriss quadratischem schmalen Turm, und Rudolf Frass wollte den durch Abbruch des ehemaligen Bürgerversorgungshauses freigewordenen Bauplatz an der Ecke Währinger Straße/Spitalgasse mit einem Neubau in Hochhaus-Form ein neues Gesicht geben. Heute befindet sich dort der Anne-Carlsen-Park.

Den Reiz des Hochhaus-Themas auch für Wien beschrieb Helmut Weihsmann treffend: „Das Hochhaus galt als utopisch, als hoffnungsvolles Zeichen einer neuen Menschheit, wenngleich es ein pseudosakraler Tempel des Kapitals blieb.“¹⁴

13 Ebda., S. 41.

14 Helmut Weihsmann: Das Rote Wien, 2002, S. 165.

Wohn-Ausstellung

Während die durch das progressive Großbürgertum geförderte Moderne in der Monarchie noch ein Nischendasein führte, setzte sich der neue Stil in den 1920er-Jahren langsam durch. Verschiedene Fachmagazine beschäftigten sich mit Fragen der Typisierung, Normierung und Verbiligung im Hausbau, speziell der „proletarischen“ Architektur. Führend hierbei war in Österreich das Magazin „Der Aufbau“, gegründet 1926 durch Franz Schuster und Franz Schacherl. Sie orientierten sich an Heinrich Tessenows „Hausbau und dergleichen“ von 1916, worin er sich theoretisch mit der Optimierung der Wohnqualität von Arbeiterhäusern und Reihenhäusern beschäftigte.¹⁵

Dennoch blieb es ein großes Experimentierfeld für verschiedene Bauaufgaben. Eine der wichtigsten Vereinigungen zur Förderung der Moderne waren die Werkbünde in Deutschland und Österreich. Der Deutsche Werkbund e.V. wurde am 6. Oktober 1907 als wirtschaftskulturelle „Vereinigung von Künstlern, Architekten, Unternehmern und Sachverständigen“ auf Initiative der Architekten Hermann Muthesius und Henry van de Velde und dem Heilbronner Politiker Friedrich Naumann in München gegründet. Ziel war laut § 2 der Satzung die „Veredelung der gewerblichen Arbeit im Zusammenwirken von Kunst, Industrie und Handwerk, durch Erziehung, Propaganda und geschlossene Stellungnahme zu einschlägigen Fragen“.¹⁶ 1912 wurde in Wien der Österreichische Werkbund begründet, und einer der bekannten Vertreter der Anfangszeit war Josef Hoffmann. Um dem Neuen Bauen zu einer breiteren Öffentlichkeit auch im Wohnbau zu verhelfen, plante man 1927 in Stuttgart den Bau einer Mustersiedlung am „Weißenhof“, die heutige Weißenhofsiedlung. Unter der Leitung von Ludwig Mies van der Rohe entstanden hier unter vergleichbaren Grundstücksbedingungen in nur 21 Wochen 21 Häuser mit 63 Wohneinheiten, die – geplant von verschiedenen Architektengrößen wie Mies van der Rohe selbst, Le Corbusier, Josef Frank, Walter Gropius, Hans Scharoun, Bruno & Max Taut oder Peter Behrens – eine Vielzahl verschiedener Haustypen hervorbrachte. Josef Frank, der 1928 eines der Gründungsmitglieder des CIAM war (Congrès International d'Architecture Moderne, also der Vereinigung zur Verbreitung der Modernen Architektur), übernahm diese Idee und initiierte 1929 den Bau einer vergleichbaren Ausstellungssiedlung in Wien,

15 Ebd., S. 47.

16 Satzung des Deutschen Werkbunds, München 12.07.1908, abgerufen in <http://www.digitalis.uni-koeln.de/Werkbund/werkbundMitgl1.pdf> (15.02.2019).

die 1930-32 realisiert wurde.¹⁷ Voraussetzung war, dass keiner der Architekten zuvor in Stuttgart mitgearbeitet haben sollte, um nicht eine Kopie des deutschen Vorbilds zu riskieren. Er konnte ausländische Vertreter der Moderne wie Häring, Lurcat und Rietveld oder nach Amerika ausgewanderten Alt-Österreichern wie Neutra und Grünberger gewinnen, dazu die junge Avantgarde Österreichs aus Loos-, Hoffmann-, Strnad- und Behrens-Schülern wie etwa Clemens Holzmeister, Oswald Haerdtl oder Margarethe Schütte-Lihotzky. Und interessanterweise auch Loos selbst (früher Gegner der Werkbund-Bewegung), und Loos' Antipoden Josef Hoffmann. Als Bauträgerin für die damals 70 Häuser fand Frank die GESIBA, und realisierte mit ihr die damals laut Eigendefinition „größte Bauausstellung Europas“.¹⁸ Wirtschaftlichkeit auf engstem Raum in Verbindung mit dem Neuen Wohnen stand im Vordergrund, signifikante Funktionalität vor Repräsentation. Alle Bauten zeichnen sich durch die Verwendung von Flachdächern aus, nordseitig wurden die Fensteröffnungen aus bauphysikalischen Gründen klein gehalten, Richtung Süden zu den Gärten öffnen sich die Erdgeschoßzonen großzügig, und in den Obergeschoßen werden Balkone und Loggien vorgelagert. Vielfach wurde auch die Möblierung mitgeplant, wobei sich die Architektenriege in dieser Frage in zwei Lager aufspaltete: auf der einen Seite die Vertreter des „Fin-de-siècle-Gesamtkunstwerks“, die komplett durchgeplante Wohnungen propagierten, und auf der anderen Seite diejenigen, die die Vermischung von „vorgefundenen“ Möbeln und Accessoires zulassen wollten – zu dieser Gruppe zählte unter anderem auch Josef Frank.¹⁹

Die „Internationale Ausstellung Wien. Werkbundsiedlung“ war ein überragender Erfolg. „In den folgenden acht Wochen kamen mehr als 100.000 BesucherInnen in die Werkbundsiedlung. Die ArchitektInnen veranstalteten 200 Führungen, an denen 12.000 Personen teilnahmen. Radio und Zeitungen berichteten ausführlich. Die Werkbundsiedlung war ein Medienereignis und im Sommer 1932 das Wiener Stadtgespräch. Erstmals setzte sich die breite Bevölkerung mit Fragen des modernen Wohnens auseinander.“²⁰

17 Mark Steinmetz, /Sandy Panek: Wien. Der Architekturführer, Wien 2007, Objekt 251.

18 „Häuser ohne Dach“. Werkbundsiedlung, die größte Bauausstellung Europas, eröffnet, erschienen in: Die Stunde, Tageszeitung, 10. Jahrgang/Nr. 2767, 4. Juni 1932, S. 7. Abgerufen in: <http://anno.onb.ac.at> am 05.03.2019.

19 Wiener Zeitung, Nr. 180, 5. August 1932, S. 5 unten. Und: Helmut Weihsmann: Das Rote Wien, S. 49.

20 Andreas Nierhaus über die Eröffnung der Wiener Werkbundsiedlung, <http://www.werkbundsiedlung-wien.at/die-ausstellung-1932/er%C3%B6ffnung>, abgerufen am 15.02.2019.

Moderne Repräsentation

Während das Kleinbürgertum das Neue Bauen für sich entdeckte, existierte auch in der Zwischenkriegszeit nach wie vor das finanzstarke Großbürgertum als Träger der Innovation und beauftragte seine präferierten Architekten mit der Planung ihrer Stadthäuser. Während etwa Josef Hoffmann mit seiner Villa Knips (1923/24) in den Grundformen noch den klassischen Haustypus aufnimmt, zeigt sich bei der Villa Stonborough-Wittgenstein (1925-28) ganz deutlich der neue Stil. Der Verzicht auf jegliches Fassadendekor oder sichtbare Dachflächen und die Perfektion in Rhythmik und Proportion sind primär das Werk des Philosophen Ludwig Wittgenstein, der diese Stadtvilla gemeinsam mit dem Architekten und Loos-Schüler Paul Engelmann im Auftrag seiner Schwester Margarethe Stonborough-Wittgenstein entwarf. Als studierter Ingenieur und Flugzeugtechniker hatte er das nötige Know-how, und die mehrere Jahre andauernde Planung an diesem Haus ermöglichte ihm die Schaffung eines perfekten Objekts, das zwar formal überzeugt, vom subjektiven Wohlbefinden her aber eher problematisch zu sehen ist. Schon der erste Blick auf den Grundriss mit Entrée und Foyer gefolgt von Salons und Sälen zeigt einen deutlichen Schwerpunkt auf Repräsentation und schließt auf diese Weise fast lückenlos an Raumprogramme der Gründerzeit an. Das eigentliche Innovative liegt in der auf das Absolute reduzierten Außenansicht und den handwerklichen Details im Inneren, wie etwa Metall-Glas-Türen mit feinsten Profilstärken, oder von Wittgenstein selbst mit Hingabe detaillierten Tür- und Fensterbeschlägen. In dieser Hinsicht steht die Villa Stonborough-Wittgenstein würdig in Loos'scher Tradition.²¹

Funktionsbauten für die Öffentlichkeit

Der Bedarf an neuen öffentlichen Bauten war nach dem Ende der Monarchie sehr überschaubar, da man für das auf 1/10 geschrumpfte Österreich auf eine Vielzahl von bestehenden Verwaltungsbauten zurückgreifen konnte. Dennoch möchte ich auf ein paar spezielle Beispiele eingehen, die teils aus neuen Bauaufgaben entstanden sind, teils aus bereits in der Monarchie begonnenen Projekten entstanden sind.

Eine Spezialität in der Architektur hat das Ende des Habsburgerreichs überstanden und ist in die 1920er-Jahre noch immer präsent: die Existenz von „Hausarchitekten“. Planer, die das Vertrauen ihrer oftmals

21 August Sarnitz: Architektur Wien. 700 Bauten, Wien 2008, S. 164.

öffentlichen Auftraggeber genossen, wurden nach erfolgreicher Abwicklung erster Projekte immer weiter mit neuen Aufgaben betraut, ohne dass hierfür umfangreiche Ausschreibungen stattfanden. Eines dieser Hausarchitekten-Teams waren Ferdinand Glaser und Rudolf Eisler, die ab 1918 für die neu gegründete Österreichische Nationalbank tätig wurden.

Das ursprüngliche Konzept des Neubaus der Zentrale der Österreichisch-Ungarischen Bank im 9. Bezirk sah eine Verbauung des Areals von der Rotenhausgasse bis zur Alserstraße vor. Durch die Ereignisse des Ersten Weltkriegs und die Neugründung als Österreichische Nationalbank wurde nur der hinterste Bauteil fertig gestellt, den Glaser & Eisler ab 1918 im Inneren umgestalten sollten.²²

Weitaus spannender werden die Folgebauten, die die beiden ab 1925 direkt beauftragt bekamen: die Landesfilialen in Bregenz, Eisenstadt und Innsbruck. Wenn man nun die beiden Beispiele Bregenz (1925) und Eisenstadt (1928-29), die kurz aufeinander folgend entstanden sind, vergleicht, zeigen sich hier zwei völlig unterschiedliche Herangehensweisen. Während in Bregenz ein spät-secessionistischer zentralsymmetrischer Satteldachbau mit den Eingang flankierenden Kolossalsäulen gewählt wurde, zeigt sich in Eisenstadt ein asymmetrischer Bau mit Flachdach, einer stark horizontalen Gesimsegliederung und einem seitlichen Turmrisalit.²³ Erstaunlich, wenn man die stilistische Entwicklung dieses Architekturbüros in einem Zeitraum von nur drei Jahren betrachtet.

Neben den offiziellen Bauten waren Glaser & Eisler auch für die Planung von Wohnbauten für die Nationalbank verantwortlich, etwas für die Wohnanlage für Angestellte der österreichischen Nationalbank in der Hockegasse 55-57 im 18. Bezirk (1930/31 errichtet).²⁴

Eine völlig neue Bauaufgabe ergab sich bei der Gestaltung der Feuerhalle in Simmering (1921-22). Bereits im 19. Jahrhundert war die Errichtung von Krematorien von offiziellen Stellen angedacht, stieß jedoch bei der katholischen Kirche auf strikte Ablehnung. Erst mit dem Ende der Monarchie und einem Wien unter Jakob Reumann als progressivem sozialdemokratischen Bürgermeister und zugleich Landeshauptmann schien die Gelegenheit hierzu gekommen. Der christlich-soziale Sozialminister Richard Schmitz untersagte zwar damals die Errichtung eines Objektes für die zu dem Zeitpunkt noch immer von der Kirche abgelehnte Feuer-

22 August Sarnitz: Architektur Wien 2008, S. 228.

23 Caroline Jäger: Österreichische Architektur des 19. und 20. Jahrhunderts, Wien/Graz 2005, S. 169.

24 Helmut Weihsmann: Das Rote Wien, 2002, S. 395.

bestattung, jedoch erfolgte 1921 der Baubescheid unter Reumann, dem dieser Akt ein Verfahren vor dem Verfassungsgerichtshof einbrachte. Es folgte ein Freispruch, weil er sich auf einen „entschuldbaren Rechtsirrtum“ berief, da er in der komplizierten Rechtslage des jungen Österreich annahm, dass das Bestattungswesen eine autonome Landesangelegenheit sei, wo der Bund keine Weisungen erteilen könne.²⁵

Der Bau war zuerst für St. Marx geplant, dann aber aufgrund der Nähe zum Zentralfriedhof in den ehemaligen Schlossgarten von Schloss Neubau verlegt worden. Der Architekturwettbewerb wurde zunächst von Josef Hoffmann gewonnen, allerdings schien für die Stadt Wien der Entwurf des drittplatzierten Clemens Holzmeisters harmonischer in das Schlosspark-Areal integrierbar, die diesen auch beauftragte. Bei der Gestaltung des eigentlichen Krematoriums und der umlaufenden Arkaden bediente sich Holzmeister der verschiedensten Epochen der Vergangenheit. Das Motiv des Zikkurats drängt sich hier förmlich auf, auch gotische Spitzbögen finden sich in vielfacher Abwandlung dieses Motivs, wobei mir die Anlehnung an das Abbild einer Flamme eher plausibel erscheint. Axel Driescher beschreibt die Problematik: „Schwierigkeiten entstanden bei der Bauaufgabe durch den Dualismus Zweckbau-Sakralbau. Bei der Organisation des technischen Betriebsablaufs war auf Pietät zu achten. Es reichte dabei nicht aus, die Schornsteine zu kaschieren.“²⁶

Kaschieren war für Ernst A. Plischke bei der Planung seines Arbeitsamts Liesing 1932 absolut nicht Teil des Konzepts. Entgegen den früheren Arbeitsämtern, die zumeist kleinstrukturierte, düstere und gesichtslose Amtsgebäude waren, öffnete er seinen Neubau durch großflächige Verglasungen nach außen. Sein Credo beschrieb er selbst: „Die Radikalität der Aufklärung macht vor dem Zustand der Arbeitslosen auch nicht halt. Aufklärung wurde so zur Offenlegung der Hoffnungslosigkeit. Und die strenge architektonische Ordnung figurierte als scharfer Kontrast gegenüber dem Verfall der inneren und äußeren Lebensordnung der Arbeitslosen.“²⁷ Speziell dem Treppenhaus, das durch eine nahezu allseitig umlaufende Glasfassade nicht nur Licht nach innen, sondern auch einen Blick nach außen zulässt, widmete er große Aufmerksamkeit. Licht ist auch das Hauptthema bei den Arbeitsräumen, die – sofern sie keine Fenster auf-

25 Irmgard Langer: Das Ringen um die Einführung der fakultativen Feuerbestattung im Wiener Gemeinderat (Diplomarbeit an der Universität Wien), Wien 2008, S. 93ff.

26 Axel Driescher: Architektur im 20. Jahrhundert. Österreich, S. 136. Zitiert in: Caroline Jäger: Österreichische Architektur des 19. und 20. Jahrhunderts, 2005, S. 398.

27 Ernst A. Plischke: Ein Leben mit Architektur, Wien 1989, S. 136.

wiesen – für die damalige Zeit bemerkenswerte Lichtdecken besaßen. Heute gilt der Bau als Ikone der Moderne, nimmt er doch alles vorweg, was neuzeitlichen Bürobau ausmacht, wie etwa die Konstruktion als reiner Eisenbeton-Skelettbau, Glas- und Plattenverkleidungen an der Fassade sowie einen streng rationalen Grundriss.

Heute eher umstritten ist die Kriegergedenkstätte, die 1933 vom Wagner-Schüler Rudolf Wondracek in Peter von Nobiles Äußerem Burgtor am Heldenplatz untergebracht wurde. An der Schwelle zum austro-faschistischen Ständestaat war eine neutrale und objektive Beschäftigung mit den Helden der Vergangenheit nicht mehr möglich, zu groß war der Druck einer Instrumentalisierung für die eigene Sache. Die beiden Adler-Tore, ebenfalls 1933 in die Gründerzeit-Einfriedung des Heldenplatzes von Wilhelm Frass eingeschnitten, bildet hier eine adäquate Ergänzung. Beide Objekte nehmen bereits die spezielle Ästhetik der folgenden zwölf Jahre vorweg.

Industriebau

Gerade für den Industriebau des 20. Jahrhunderts ergaben sich viele neue Bauaufgaben, für deren Lösung sich die Architekten kaum an schlüssigen Vorbildern orientieren konnten, weil es diese spezielle Nutzungsanforderung zuvor eben schlichtweg nicht gab. Ein breiteres Feld ergibt sich im neuen Bereich der Elektrizitätserzeugung und -verteilung. Um letztere für den Wiener Bezirk Favoriten im Süden zu gewährleisten, beauftragte das Wiener Stadtbauamt 1928 das Architektenduo Eugen Kastner und Fritz Waage mit der Planung eines eingehausten Umspannwerks im Städtischen Bereich. Der sehr dynamische dreieckige Bauplatz im Zwickel zwischen Sonnwend- und Humboldtgasse wurde geschickt mit zwei, zur Humboldtgasse hin abgetreppten Baukörpern bespielt, die unten durch einen geschlossenen Sockel und oben durch einen optisch an eine Kommandobrücke eines Schiffes angelehnten Gang verbunden wurden. Ein weiteres nautisches Motiv findet sich etwa in der Fassade in Form von Bullaugenfenstern, auch eine Anlehnung an benachbarte Eisenbahnstellwerke beim Südbahnhof ist spürbar. Caroline Jäger nennt es „die Transformation der komplizierten technischen Nutzenanforderungen in eine irrealen, dynamische Komposition“.²⁸ Kastner & Waage gelingt hier der Kompromiss zwischen der umgebenden „kleinfenstrigen“ Wohnbebauung und der neuen komplexen Technik im Inneren, im Spannungsfeld

28 Caroline Jäger: Österreichische Architektur des 19. und 20. Jahrhunderts, 2005, S. 241.

zwischen Geschlossenheit an der Basis und klarer Gliederung in den Obergeschoßen. Sie schufen damit einen bis heute überzeugenden Prototyp des Industriebaus im städtischen Bereich.

Verkehrsbauten

Aufgrund des in der k. k. Monarchie gut ausgebauten Eisenbahnnetzes waren nach 1918 keine größeren Infrastrukturprojekte im Schienenwesen notwendig. Mehr Aufmerksamkeit erhielt damals das noch neue Verkehrsmittel Automobil, wobei hier mehr Wert auf den Ausflugscharakter als auf höherrangige Verkehrsverbindungen gelegt wurde. Auch machten die wirtschaftlichen Probleme dieser Zeit kaum größere Projekte möglich. Umso bemerkenswerter stellt sich daher der Bau der Wiener Höhenstraße (Kernbauzeit 1934-36, Fertigstellung 1940) nach Plänen der beiden Architekten des Stadtbauamtes, Erich Franz Leischner und Rudolf Koller (Tiefbau) dar. Durchaus vergleichbar mit der Großglockner Hochalpenstraße (1930-35, Franz Wallack), legte man auch hier großen Wert auf ein einheitliches Konzept von Belag, Randausbildung, Beleuchtung und Brücken. Die Streckenführung dient nicht primär der kürzesten Verbindung zwischen zwei Punkten, sondern nutzt geschickt die Topografie des Wienerwald-Hanges für die schönsten Ausblicke auf Wien. Erich Boltenstern entwarf für den Kahlenberg anstelle des alten Hotel-Restaurants der Weltausstellung von 1873 einen modernen Stahlbetonbau, der sich durch großzügige Terrassen und Verglasungen an der Talseite auszeichnete.²⁹ Um dem sozial-integrativen Anspruch des öffentlichen Auftraggebers, der Stadt Wien unter dem christlich-sozialen Bürgermeister Richard Schmitz gerecht zu werden, gab es verschiedene Restaurants für jedes Publikum – von der Selbstbedienungshalle, wo auch mitgebrachte Speisen verzehrt werden durften, bis zum eleganten Restaurant. Doch nicht nur das Ergebnis hatte sozialen Charakter, auch die Bauarbeiten selbst waren als großangelegte Arbeitsbeschaffungs-Maßnahmen geplant, fanden doch bis zu 700 Arbeiter beim Bau der Straße und der Hochbauten eine Beschäftigung in Zeiten der Weltwirtschaftskrise. Und nicht zuletzt wollte sich der noch junge „Ständestaat“ auch baulich wahrnehmbar manifestieren.

Wenn man aus einiger zeitlicher Distanz auf die Architektur dieser 20 Jahre zurückblickt, so erkennt man am Anfang förmlich einen Ausbruch

29 Helmut Wehsmann: Das Rote Wien, 2002, S. 414 f.

aus den Zwängen der Monarchie, die den zuvor noch ein Nischendasein fristenden neuen Stilen endgültig zum Durchbruch verhalf. Nicht zuletzt auch unter deutlicher Beteiligung jüdischer Architekten, erlebte Wien einen regelrechten Bauboom im Bereich des Siedlerwesens und der sozialen Wohnbaus, der die Grundlage für den Status der Gemeinde Wien als einer der weltweit größten Träger von Mietwohnungen ist (heute rund 220.000 Wohneinheiten, das entspricht rund ein Viertel aller Wiener Wohnungen).³⁰ Leider hielt dieser Aufbruch nur rund 15 Jahre, ehe der christlich-soziale Ständestaat den freien kreativen Geist durch zunehmende Gleichschaltung einschränkte, bis schließlich der Anschluss an das „Deutsche Reich“ 1938 das Ende dieser Ära markiert. Heute stehen viele dieser „Ikonen der Moderne“ unter Denkmalschutz und werden von Ihren Eigentümern mit viel Einsatz gepflegt, manche wurden im Krieg zerstört oder später abgerissen. Dennoch ist das architektonische Erbe der Zwischenkriegszeit sehr reich an Objekten, bei deren näherer Betrachtung man diese zeitlose Architektur, die Perfektion in der Planung und der Optimierung der Grundrisse und den Aufbruch zu neuen Feldern bis heute spürt. Ohne diese Vorbilder wären viele große Bauten des späten 20. Jahrhunderts nicht entstanden.

30 Wiener Wohnen: Leistungsbericht 2017, <https://www.wien.gv.at/statistik/leistungsbericht/wohnen/index.html>, abgerufen am 05.03.2019

Ungarische Nachkriegspresse in Wien (1919-1923) – Akteure, Positionen, Netzwerke

Die Zwischenkriegszeit war für Europa eine Periode tiefgreifender Veränderungen: Reiche waren im Zuge des Ersten Weltkriegs zerfallen und neue Staaten entstanden. Die Siegermächte waren die Federführer der Neuordnung Europas, während die Kriegsverlierer zum Teil um ihr Überleben kämpften, wobei sie geradewegs auf die nächste Katastrophe zumarschierten. Ein eindrucksvolles Beispiel dafür findet man in Ungarn – einem Land, das durch den Ersten Weltkrieg zur Unabhängigkeit gekommen war, aber aufgrund der fehlenden Weit- und Einsicht der herrschenden Eliten die gesellschaftlichen und politischen Herausforderungen nicht zu meistern vermochte. So entwickelte sich das Land zu einem autokratischen Staat, der an seinen irredentistischen Idealen bis zuletzt festhaltend schließlich als Verbündeter Hitler-Deutschlands in den Zweiten Weltkrieg eintrat. Dies hatte zur Folge, dass in der Zwischenkriegszeit zahlreiche ungarische Intellektuelle aufgrund der politischen Situation ihr Heimatland verlassen mussten, wobei viele von ihnen sich ab 1919 in Wien neue Netzwerke aufzubauen begannen, um sich auch in der Emigration weiterhin künstlerisch und politisch betätigen zu können.

Vorliegender Artikel widmet sich daher der ungarischen Nachkriegspresse in Wien zwischen 1919 und 1923, um einen Blick auf dieses von einer Reihe namhafter Akteure aufgebaute und geprägte Netzwerk zu werfen, insbesondere in Hinblick auf deren Mitwirkende, die Themenschwerpunkte und deren politische (Selbst-)Verortung sowie deren Wirkungskreis.

Ungarn nach dem Zusammenbruch der Habsburger Monarchie

Die Voraussetzung für die Entstehung neuer Netzwerke ist oftmals das Zusammenbrechen alter bzw. existenter Strukturen. Im Fall des Untersuchungsgegenstandes bildete den Anfangspunkt der Zusammenbruch der

österreichisch-ungarischen Monarchie in Folge des Ersten Weltkriegs. Dieser Krieg forderte nicht nur so viele menschliche Opfer wie kein anderer Krieg zuvor¹, sondern führte auch beim größten Teil der Bevölkerung der Habsburgermonarchie aufgrund der katastrophalen Versorgungslage zu großer Not und Kriegsmüdigkeit. Schnell war in der Bevölkerung die Zustimmung dem scheinbar nicht enden wollenden Krieg gegenüber verloren und eine Reihe von Konflikten, die schon vor Kriegsbeginn für Spannungen in der Politik sowie der Gesellschaft sorgten, spitzten sich immer mehr zu: So sahen sich in der Habsburgermonarchie insbesondere die verschiedenen Nationalitäten aber auch die Arbeiterschaft als unterdrückte Gruppen, die entweder einen immer ausgeprägteren nationalen Souveränitätswunsch hegten oder immer stärker ihre demokratischen Rechte auf Basis der staatsbürgerlichen Gleichheit der Bevölkerung einforderten. Doch beides blieb von der herrschenden Elite ungehört – auch in Ungarn, wobei die Situation dort einige Unterschiede zur Lage in Cisleithanien aufwies.

Der seit 1910 in Ungarn als Ministerpräsident amtierende István Tisza hatte in Ungarn einen autoritären Regierungsstil etabliert, wodurch sich auch in Kriegszeiten der Einfluss der Armeeführung auf zivile Angelegenheiten in Grenzen hielt, der Reichstag bestehen blieb² und die Versorgungsproblematik dank der agrarischen Stärke des Landes und einer protektionistischen Wirtschaftspolitik nicht so schwerwiegend war wie etwa in Österreich. Aber Tisza galt auch als ein kompromissloser Vertreter magyarischer Interessen im Gesamtstaat, was bei ihm auch

- 1 Während der vier Jahre der Kriegshandlungen, wurden 530.000 der aus Ungarn einberufenen Soldaten getötet und 833.000 Soldaten fielen in Kriegsgefangenschaft. Rund 2 Millionen Soldaten wurden im Krieg verwundet. Vgl. Thomas Lorman: *First World War Soldiers in the Inter-War Hungarian Parliament*. In: *Totalitarian Movements and Political Religions*. Vol.11/1 (2010), S. 89-101, hier S. 90f.
- 2 Grund dafür war die größere Loyalität der magyarischen Eliten, die dank des politischen Systems den Reichstag dominierten. Es war nämlich nur ein kleiner Teil der Bevölkerung (6,4%) überhaupt wahlberechtigt. Außerdem handelte es sich nicht um geheime Wahlen, was bedeutete, dass der Wähler vor einer staatlichen Wahlkommission seine Entscheidung bekanntgeben musste. Darüber hinaus boykottierten die Nationalitäten die Wahl überwiegend. Die Wahl von 1910 brachte Tisas Nationalen Arbeitspartei (Nemzeti Munkapárt) insgesamt 258 Mandate beziehungsweise 62% ein. Zusammen mit der aus drei verschiedenen Gruppierungen gebildeten Unabhängigkeitspartei, die auf 107 Mandate kam, waren über 88% der Mandate von diesen beiden Parteien besetzt. Siehe dazu: Tibor F. Zsuppan: *Die politische Szene Ungarns*. In: Mark Cornwall (Hrsg.): *Die letzten Jahre der Donaumonarchie. Der erste Vielvölkerstaat im Europa des frühen 20. Jahrhunderts*. Essen 2004, S. 107-125, hier S. 108-114 und 124.

mit der Ablehnung einer Ausweitung des Föderalismus einherging, der den kleineren Nationalitäten zu mehr Autonomierechten verholten hätte. Genauso war Tizas Haltung zum Krieg von einer rein magyarischen Interessenpolitik geleitet: Während er das militärische Vorgehen gegen serbische und rumänische Expansionsbestrebungen unterstützte, um den nationalen Bestrebungen der jeweiligen Minderheiten in Ungarn Einhalt zu gebieten, war er entschieden gegen die Annexion weiterer Territorien am Balkan, obwohl dies ein explizites Kriegsziel der k. u. k. Armeeführung war. Er fürchtete, dass eine Angliederung von Gebieten mit südslawischer oder rumänischer Bevölkerung, die privilegierte Sonderstellung der Magyaren, die im Ausgleich von 1867 festgeschrieben war, gefährden würde.³ Ein taktischer Fehler, wie sich spätestens nach der Kriegserklärung Rumäniens an Österreich-Ungarn 1916 zeigen sollte, als die rumänischen Truppen bei der Invasion von den unter der magyarischen Bevormundung leidenden siebenbürgischen Rumänen geradewegs als Befreier gefeiert wurden.

Dies führte schließlich dazu, dass sich die Stimmen gegen den diktatorischen Regierungsstil Tizas immer mehr häuften. Auch die Verwaltung des Königreichs Ungarn hatte nämlich mittlerweile in den Händen eines bedrückenden Machtapparats gelegen, der nicht in der Lage war, die politischen, gesellschaftlichen und sozialen Herausforderungen der Zeit zu meistern.⁴ Tatsächlich kamen nämlich neben den Konflikten zwischen Magyaren und den nationalen Minderheiten auch die gesellschaftlichen Spannungen immer mehr zu tragen, die den eklatanten Gegensätzen zwischen den proletarisch-bäuerlichen Unterschichten einerseits und den Landmagnaten, Finanz- und Industriegrößen andererseits geschuldet waren: Ungarn war ein von der Landwirtschaft geprägtes Land. Die Eigentumsverhältnisse waren von halbfeudalen Strukturen überlagert. Von den rund 24 Millionen Hektar landwirtschaftlicher Fläche entfielen rund 8 Millionen Hektar auf 2,5 Millionen Betriebe bis 20 Hektar und 1,5 Millionen davon waren Kleinbauernwirtschaften, deren Erträge jedoch nicht einmal die Versorgung der auf ihnen arbeitenden Familien sicherstellen

3 Etwa die Hälfte der 18,2 Millionen Menschen des Königreichs Ungarn gehörte zur staatstragenden magyarischen Nation. Die größten nationalen Minderheiten bildeten Rumänen, Deutsche, Slowaken, Serbokroaten und Ruthenen (16, 10, 10, 4 und 3 Prozent). Vgl. Karl-Heinz Gräfe: Von der Asternrevolution zur Räterepublik. Ungarn 1918/19. In: UTOPIE kreativ, H. 168 (2004), S. 885-900, hier S. 885f.

4 Vgl. George Bárány: Ungarns Verwaltung 1848-1918. In: Helmut Rumpler (Hrsg.): Verwaltung und Rechtswesen. Die Habsburgermonarchie 1848-1918. Band II. Wien 1975, S. 306-468, hier S. 306f.

konnten – eine Situation, von der rund 6 Millionen Menschen betroffen waren. Demgegenüber standen rund 71.000 Großgrundbesitzer, die nur rund 0,3 Prozent der Bevölkerung ausmachten aber ein Drittel des gesamten Landes besaßen. Neben den Kaufmanns-, Industriellen- und Bankiersfamilien, die zusammen knapp 70.000 Personen umfassten und mit dem Adel ökonomisch und familiär liiert waren, sowie einer Mittelschicht aus Mittel- und Großbauern, Gewerbetreibenden, Beamten und Freiberuflern zusammen, die insgesamt rund 4,5 Millionen Personen zählten, entwickelte sich um die Jahrhundertwende mit dem Proletariat noch eine weitere gesellschaftliche Gruppe in Ungarn: Kern der städtischen Arbeiterklasse, die auf rund 3,4 Millionen Personen geschätzt werden kann, war das Industrieproletariat mit knapp 2 Millionen Arbeitern mit zumeist ungarischer, deutscher, slowakischer und rumänischer Herkunft.⁵

Dementsprechend hatten sich ab 1916 immer mehr Gruppen, Organisationen und Parteien entwickelt, die sich der ungehörten sozialen und nationalen Ansprüchen der Bevölkerung annahmen und diese auch vertraten. Tiszas Nationale Arbeitspartei stand für die bedingungslose Fortführung des Krieges, die Unterordnung unter das Deutsche Reich und die Niederschlagung aller sozialen Unruhen. Wichtig war ihr außerdem, jegliche Veränderung des politischen Systems – insbesondere auch des Wahlrechts – zu verhindern. Die gemäßigte Opposition, zu der die Unabhängigkeitspartei (Függetlenségi Párt) unter der Führung von Albert Apponyi sowie die Verfassungspartei (Országos Alkotmánypárt) unter Gyula Andrássy zählten, sprach sich für gemäßigte Reformen des politischen Systems aus, was für sie das Wahlrecht für Frontsoldaten und deren Belohnung mit einer Bodenreform bedeutete. Die Reform des Wahlrechts war aber auch hier noch eng an die Beherrschung der ungarischen Sprache gekoppelt.⁶ So waren die Unterschiede dieser Parteien letztlich gering, wenn es um die Wirkung ihrer Programme in den grundsätzlichen Fragen, die sich um die magyarische Vorherrschaft in Ungarn drehten, ging. Keine der Parteien beabsichtigte eine wahrhaftige Demokratisierung des Landes oder die Einbindung der Nationalitäten aufgrund ihrer demografischen Stärke.

Lediglich die oppositionelle Gruppierung rund um den liberalen Aristo-

5 Vgl. Gräfe: Von der A sternrevolution zur Räterepublik. (s. Anm. 3), S. 886f.

6 Vgl. Dániel Szabó: Die Agonie des historischen Ungarn. Die einheitliche und unteilbare ungarische Nation im Weltkrieg. In: Helmut Rumpler (Hrsg.): Die Habsburgermonarchie 1848–1918. Band XI, Teil 2. Vom Vielvölkerstaat Österreich-Ungarn zum neuen Europa der Nationalstaaten. Wien 2016, S. 679–710., hier S. 696.

kraten Mihály Károlyi, die sich im Budapester Reichstag aus den 26 Abgeordneten der Unabhängigkeits- und '48-er-Partei (Függetlenségi és '48-as Párt) zusammensetzte, forderte demokratische Reformen, die Umwandlung des Dualismus in eine reine Personalunion, das allgemeine Wahlrecht und eine Föderalisierung Ungarns.⁷ Auch durften die nationalen Forderungen der ethnischen Minderheiten nicht länger ignoriert werden, wenn man die weitere Existenz Ungarns in seinen historischen Grenzen nicht aufs Spiel setzen wollte.⁸ Die politische Diskussion im Parlament wurde also zum größten Teil an der gesellschaftliche Realität vorbei geführt, denn während die Regierung Tisza ihren Status Quo aufrechterhalten wollte, fanden die Gewerkschaften immer mehr Zulauf, die Linke in der Sozialdemokratischen Partei erstarkte⁹ und Mitglieder des Galilei-Kreises, einer zwischen 1910 und 1919 in Budapest existierenden atheistisch – materialistische Studentenorganisation, gründeten im Herbst 1917 die Gruppe der Revolutionären Sozialisten.¹⁰ Auch die intellektuelle Elite identifizierte sich immer mehr mit der Linken, wie etwa die Mitglieder des in Budapest entstandenen Sonntags-Kreises rund um den Philosophen György Lukács, den Soziologen Károly Mannheim und den Dichter und Filmtheoretiker Béla Balázs.¹¹

Trotzdem schienen die ungarischen, herrschenden Eliten auf das sich abzeichnende Ende des Krieges und die dabei drohende Niederlage politisch

7 Dazu kamen noch außerparlamentarisch die Sozialdemokraten (Magyarországi Szociáldemokrata Párt) und die Bürgerlich-Radikale Landespartei (Országos Polgári Radikális Párt).

8 Vgl. Ignác Romsics: Weltkrieg, Revolution, Trianon (1914-1920). In: István György Tóth (Hrsg.): Geschichte Ungarns. Budapest 2005, S. 601-626, hier S. 604f. Siehe dazu auch: Balázs Ablonczy: Ismeretlen Trianon. Az összeomlás és a békeszerződés története, 1918-1921. Budapest 2020 und Andreas Oplatka: Der Trianon-Vertrag – ein ungarisches Trauma. Zürich 2020.

9 Sándor Garbai, der später der Vorsitzende der Räteregierung werden würde, kommentierte das Erstarken der Linken in der Sozialdemokratie folgendermaßen und brachte die Entwicklungen in Ungarn in Zusammenhang mit jenen in Russland: „Die angeheizte Lokomotive der Revolution ist von Petrograd abgefahren. Wir wissen nicht, wann sie ankommt, aber es wird Aufgabe jeder sozialdemokratischen Partei sein, an diese Lokomotive ihren eigenen großen Waggon anzukoppeln. Die bourgeoise Gesellschaft fühlt, daß es sich hier nicht nur um eine bürgerliche, sondern auch um eine soziale Revolution handeln wird.“ Siehe dazu: Dezső Nemes (Hrsg.): Geschichte der ungarischen revolutionären Arbeiterbewegung. Von den Anfängen bis 19622. Berlin 1983, S. 107f.

10 Siehe dazu Péter Csunderlik: Radikálisok, szabadgondolkodók, ateisták. A Galilei Kör (1908-1919) története és recepciótörténete, Budapest 2017, S. 265f.

11 Siehe dazu Éva Karádi; Erzsébet Vezér (Hrsg.): Georg Lukács, Karl Mannheim und der Sonntagskreis. Frankfurt am Main 1985.

und intellektuell nicht vorbereitet gewesen zu sein. Insbesondere das Problembewusstsein in sozialen und nationalen Fragen fehlte den ungarischen Abgeordneten scheinbar vollkommen. Diesbezüglich lohnt ein Blick auf die Berichterstattung der Tageszeitung *Pester Lloyd*: Tisza, der seit 1886 im Reichsrat vertreten war und von 1903 bis 1905 sowie von 1913 bis 1917 das Amt des Ministerpräsidenten innehatte, trat auf explizite Forderung König Karls hin im Mai 1917 zurück, wobei er aber der Führer der parlamentarischen Mehrheit blieb. Sein Nachfolger, Ministerpräsident Sándor Wekerle, vollzog am 16. Oktober 1918 schließlich die Auflösung der Realunion des ungarischen Königreiches mit Österreich. Ausschlaggebend dafür war eine Verletzung des Ausgleiches von 1867 – der *Pester Lloyd* zitierte Wekerle: „Wenn wir einem föderalistischen Österreich gegenüberstehen, so ergibt sich die unumgängliche Notwendigkeit, dass wir uns auf den Standpunkt der Personalunion stellen.“¹² Tags darauf titelte der *Pester Lloyd* in Ungarn: „Das unabhängige Ungarn auf Grundlage der Personalunion.“¹³ Der Artikel spricht von der Hoffnung, dass „[m]it der Personalunion ein Gesundheitskordon um unsere Grenzen gezogen [ist], der das Herüberkommen der Miasmen staatlicher Zersetzung aus Österreich verhindern wird.“¹⁴

Obwohl Österreich und Ungarn zu diesem Zeitpunkt noch durch die Personalunion mit Karl I. / IV. verbunden waren, wurde in dem Artikel mit einer erstaunlichen Selbstverständlichkeit im Zuge der Personalunion auch die staatliche Selbstständigkeit verkündet, und mit einer eben solchen Selbstverständlichkeit auch den Nationalitäten weiterhin ihr Recht auf Selbstbestimmung verweigert. Und in gleicher Manier wurde im *Pester Lloyd* auch über Mihály Károlyis Parlamentsrede vom 16. Oktober berichtet, in der er den Krieg für verloren erklärte und eine längst überfällige, radikale Neuorientierung in der ungarischen Innen- und Außenpolitik forderte, die eine klare Abkehr von der bis dahin bestehenden Politik und insbesondere der Nationalitätenpolitik mit sich bringen sollte, um die immer noch hochgehaltene territoriale Unversehrtheit Ungarns zu gewährleisten. Dafür waren laut Károlyi unter anderem die Demokratisierung des Landes, die Ablöse des amtierenden Ministerpräsidenten und die Etablierung eines uneingeschränkten, allgemeinen und geheimen Wahlrechts notwendig. Die Partei Károlyis brachte ihre Forderungen an den König zur Verlesung, wobei nach einer anfänglichen Loyalitätsadresse an den König und den entsprechenden Forderungen

12 *Pester Lloyd*, 16. Oktober 1918, Abendblatt, S. 1.

13 *Pester Lloyd*, 17. Oktober 1918, Morgenblatt, S. 1.

14 Ebda.

in der Nationalitätenfrage auch noch eine radikale Bodenreform und der Rückzug der ungarischen Truppen gefordert wurden. Der Pester Lloyd bezeichnete die Károlyi-Partei in seiner Berichterstattung daraufhin als „eine dreiste, skrupellose schamlose verschwindend kleine Gruppe“, die die Freunde der Feinde seien.¹⁵ Erst als István Tisza selbst nur einen Tag später im Parlament zugab, „dass wir diesen Krieg verloren haben“¹⁶, erkannte die ungarische herrschende Elite schließlich den Ernst der Lage. Nach dem Eingeständnis der Niederlage und dem Rücktritt der Regierung unter Ministerpräsident Wekerle bildeten die von Mihály Károlyi geführte Unabhängigkeits- und 48er-Partei, die von Oszkár Jászi geführte Bürgerlich Radikale Partei sowie die von Ernő Garami und Zsigmond Kunfi geleitete Ungarische Sozialdemokratische Partei am 24. Oktober den neuen Ungarischen Nationalrat, der unter Károlyis Vorsitz stand.

Aber während gegen Ende Oktober 1918 sich der Reihe nach neue Nationalstaaten aus der Monarchie herausbildeten – am 28. Oktober wurde die Bildung der Tschechoslowakischen Republik erklärt, am 29. Oktober gab Kroatien die Abspaltung bekannt und am 30. wurde die neue Regierung eines unabhängigen Österreichs gebildet – bedurfte es in Ungarn erst der sogenannten Asernrevolution, um die Loslösung Ungarns zu vollenden.

Der neugebildete Nationalrat unter Károlyis Vorsitz verlangte nun in einer 12-Punkte-Proklamation zusätzlich zu den bisherigen politischen Forderungen das sofortige Ende des Krieges und die Errichtung der vollständigen Unabhängigkeit des Landes.¹⁷ Doch König Karl IV. ernannte am 26. Oktober 1918 Erzherzog Joseph zum homo regius, also seinen Stellvertreter in Ungarn, der wiederum nicht Károlyi sondern József Hadik zum Ministerpräsidenten ernannte, um der sich immer mehr zuspitzenden politischen Stimmung den Wind aus den Segeln zu nehmen.

Das Gegenteil war allerdings das Ergebnis: Da sich mittlerweile Massen von Arbeitern und auch Soldaten mit den Zielen des Ungarischen Nationalrates identifizierten, führte die Empörung über die Ernennung Hadiks in Budapest zu Protesten und Demonstrationen, die sich schließlich in einen Aufstand wandelten. Den Beginn der Revolution markiert die sogenannte Schlacht um die Kettenbrücke, als am 28. Oktober 1918 am Brückenkopf der Kettenbrücke in Pest die Polizei auf die demonstrierende Menge schoss und dabei fünf Personen tötete und viele weitere verwundet wurden. Schon am nächsten Tag allerdings schlossen sich große Teile

15 Pester Lloyd, 17. Oktober 1918, Morgenblatt, S. 4f.

16 Pester Lloyd, 17. Oktober 1918, Abendblatt, S. 2.

17 Vgl. Károlyi Kókai: Ungarn Geschichte und Kultur. Wien 2017, S. 348.

des Militärs und der Ordnungskräfte dem Nationalrat an und bis zum 31. Oktober hatten die Aufständischen mit Hilfe des sich etablierten Soldatenrates mittlerweile strategisch wichtige Punkte der Hauptstadt besetzt und politische Gefangene befreit. Ihren Namen erhielt die Revolution daher, dass die Soldaten zweier Marschkompanien, die ihren Marschbefehl an die Front verweigerten, zum Zeichen ihrer Loyalität zum Ungarischen Nationalrat ihre Rangabzeichen bzw. die Hoheitsabzeichen der österreichisch-ungarischen Streitkräfte ihrer Uniformen abnahmen und durch weiße Aestern ersetzten.¹⁸

Die Regierung Károlyi

Aufgrund der Ereignisse gab János Hadik am 31. Oktober schließlich sein Mandat zurück und König Karl IV. ernannte Mihály Károlyi schließlich zum Ministerpräsidenten, wodurch in Ungarn auf friedlichem Weg eine bürgerlich-sozialdemokratische Regierung entstehen konnte.¹⁹ Diese rief alle ungarischen Verbände der k. und k. Armee zur Einstellung der Kämpfe und Rückkehr in die Heimat auf. Nachdem Österreich am 3. November 1918 bei Padua einen Waffenstillstand mit den Alliierten geschlossen hatte, verzichtete Karl am 11. November auf die Teilnahme an den Regierungsgeschäften in Österreich, ohne dabei formell abzudanken. Nur zwei Tage später verzichtete er auf die Teilnahme an den Staatsangelegenheiten auch in Ungarn, nicht aber auf den Thron selbst. Gleichzeitig erklärte er, die Entscheidung, mit der Ungarn seine Staatsform für seine Zukunft festlege, werde von ihm akzeptiert. Daraufhin wurde am 16. November 1918 in Ungarn die Republik ausgerufen und Károlyi zu ihrem ersten Präsidenten gewählt. Die 400 Jahre dauernde Herrschaft der Habsburger war damit endgültig beendet.

Für Károlyi war es nun an der Zeit, zahlreiche, längst überfällige soziale und gesellschaftliche Modernisierungen durchzuführen – wie etwa eine radikale Boden- und Gesellschaftsreform – und auch außenpolitisch die Interessen der Ungarn zu vertreten, indem er die Siegermächte zu einer

18 Vgl. Ignác Romsics: Magyarország története a XX. században. Budapest 1999, S. 112ff.

19 Trotzdem forderte die Aesternrevolution auch ein prominentes Opfer: Eine Gruppe bewaffneter Revolutionäre stürmte am 31. Oktober die Villa von István Tisza und erschoss den ehemaligen Ministerpräsidenten, der in ihren Augen verantwortlich für den Krieg und das mit ihm verbundene Elend gewesen war. Vgl. Zoltán Maruzsa: Sem kormányon, sem ellenzéiben. Tisza István tevékenysége második miniszterelnökségét követően. In: Korunk, Bd. 2 (2017), S.42-55, hier S. 55.

entgegenkommenden Haltung gegenüber Ungarn, insbesondere in der Grenzfrage, zu bewegen versuchte. Doch die Ausgangslage für Károlyi war schlecht: Infolge der Demobilisierung der Armee ließ sich die Besetzung Oberungarns (Slowakei) durch die Tschechen, Siebenbürgens und des Banates durch Rumänien und Südungarns durch die Serben nicht verhindern, was allgemein als ein Versagen Károlyis angesehen wurde.²⁰ Hinzu kam, dass die Landwirtschaft und die Industrie in der Kriegszeit schwer gelitten hatten und mit dem kommenden Winter auch Hungersnöte und abermals Versorgungsengpässe drohten.²¹ Obwohl die Regierung mit einem ambitionierten Programm angetreten war und eine Reihe von wirtschaftlichen und sozialen Reformen beziehungsweise Sofort- und Notmaßnahmen zur Linderung der akuten Not durchzusetzen versuchte²², fiel die tatsächliche Unterstützung für den Einzelnen trotzdem zu gering aus und auch die vormals oft propagierte geplante Aufteilung des ländlichen Großgrundbesitzes zugunsten der Bauern blieb letztlich eine bloße Ankündigung. Auch den in den Betrieben gebildeten Arbeiterräten gingen die Ziele des Nationalrats nicht weit genug. Sie forderten die Verstaatlichung von Industrie und Landwirtschaft sowie die Enteignung des Finanzkapitals. Auch die mittlerweile rund 100.000 ungarischen Soldaten, die sich in russischer Kriegsgefangenschaft den Bolschewiki angeschlossen hatten und nun zurückgekehrt waren, trugen dazu bei, dass die diversen kommunistischen Verbände in Ungarn immer mehr Zuwachs fanden. Dementsprechend polarisierte und radikalisierte sich auch während Károlyis Regierungszeit die Bevölkerung immer mehr, was sogar zur Bildung diverser paramilitärischer Gruppierungen führte, die Károlyi allerdings

20 Vgl. Romsics: Magyarország története (s. Anm. Nr.18), S. 118.

21 Zusätzlich zur Rationalisierung der Nahrungsmittel (so wurden etwa fleisch- und fettlose Tage eingeführt), wurde aufgrund des Rohstoffmangels auch der Strom- und Gasverbrauch reglementiert. Weitere Probleme stellten die extrem hohe Arbeitslosigkeit sowie die Wohnungslosigkeit dar, die durch die heimkehrenden Frontsoldaten rasant gestiegen war. Jahrelang mussten zahlreiche Heimkehrer mangels verfügbaren Wohnraums unter anderem in Bahnhöfen und Zugwaggons untergebracht werden. Vgl. Lorman: First World War Soldiers (s. Anm. Nr. 1), S. 91.

22 Eine umfassende Steuerreform führte zu einer drastischen Erhöhung der Einkommens- und Vermögenssteuer, das Arbeits- und Wohlfahrtsministerium veranlasste die Einführung des Achtstundentages während Kinderarbeit verboten und die Invaliditäts- und Altersversicherung für Arbeiter verpflichtend wurde. Auch war das Ziel, die Arbeitslosen finanziell zu unterstützen und die Gehälter der demobilisierten Soldaten und Flüchtlinge, soweit sie Beamte waren, fortzuzahlen. All diese Maßnahmen stellten naturgemäß eine enorme Belastung für den Staatshaushalt dar. Vgl. Romsics: Magyarország története, S.119.

verbieten ließ – wie auch die im November 1918 gegründete Kommunistische Partei Ungarns, deren erster großer und öffentlichkeitswirksamer Auftritt die am 20. Februar 1919 von ihnen organisierte Arbeitslosendemonstration in Budapest war und die mit einer Schießerei und der Verhaftung von 32 führenden Kommunisten endete. Allerdings konnten sich die inhaftierten Kommunisten weiter organisieren, ihre Beziehungen zur Außenwelt aufrechterhalten und so den Sturz des Systems vom Gefängnis aus vorbereiten.²³ Denn mit dieser von Béla Kun geleiteten Partei trat eine völlig neue politische Kraft in Ungarn auf, die sich in ihren Methoden und Ideologien grundlegend von den übrigen Parteien unterschied und die mit ihrem radikalen Programm, das unter anderem offen den Sturz der bürgerlich-demokratischen Ordnung und die Errichtung der Proletardiktatur nach Sowjetischem Muster forderte, der immer unzufriedener werdenden Bevölkerung Alternativen aufzuzeigen vermochte. Entsprechend groß war im März 1919 die Zahl ihrer Anhänger, allein in Budapest zählte man 25.000 Parteimitglieder.²⁴ Doch der entscheidende Faktor für die Kommunisten waren die Entscheidungen der in Paris laufenden Friedenskonferenz. Am 20. März 1920 übergab der Chef der Entente-Militärmission in Budapest, der französische Oberstleutnant Fernand Vix, der ungarischen Regierung den Beschluss der Pariser Friedenskonferenz, die sogenannte Vix-Note, die eine militärische Räumung Ostungarns bis einschließlich Szeged, Békéscsaba und Debrecen innerhalb von 36 Stunden verlangte, um einen 40-50 km breiten neutralen Streifen nördlich der Demarkationslinie zwischen den ungarisch-rumänischen Streitkräften zu schaffen. Dies sollte aus Sicht der Siegermächte die weitere Ausbreitung des Kommunismus durch die russische Revolution verhindern, hätte für Ungarn aber massive Gebietsverluste an Rumänien bedeutet. Károlyi konnte diesen Beschluss nicht annehmen.

Der nächste Machtwechsel

Als Ergebnis trat die Regierung zurück und Károlyi übergab die Regierungsgewalt der Sozialdemokratischen Partei. Diese hatte allerdings zuvor bereits mit den inhaftierten Kommunisten rund um Béla Kun Verhandlungen aufgenommen, was zu einer Vereinigung der beiden Parteien am 21. März 1919 zur Sozialistischen Partei Ungarns führte. Damit kam

23 Vgl. György Dalos: Ungarn in der Nußschale. Geschichte meines Landes. München 2004, S. 122.

24 Vgl. Romsics: Magyarország története, S. 121.

ein sozialistisch-kommunistischer Revolutionsrat mit entsprechenden Volkskommissaren an die Macht, der noch am gleichen Tag die Räterepublik Ungarn ausrief und am 2. April eine Räteverfassung erließ.²⁵ So kam es in Ungarn innerhalb kürzester Zeit zum zweiten Mal zu einem unblutigen Machtwechsel, der auch diesmal zu Beginn auf relativ breite Zustimmung in der Bevölkerung stieß. Die Gründe waren, dass viele Ungarn, die tatsächlich keine Anhänger eines sozialrevolutionären Programms waren, über die bolschewikische Revolutionsrhetorik bereit waren hinwegzusehen, solange die Räteregierung bereit war, das Land gegen die Expansionsbestrebungen der Nachbarländer sowie die Beschlüsse der Siegermächte zu verteidigen. So stellten sich beispielsweise viele Soldaten und Offiziere und Mitglieder der ehemaligen k. und k. Armee hinter das neue Regime, gleichsam als Notwehrreaktion gegen den in ihren Augen demütigenden Umgang der Alliierten mit Ungarn. Zahlreiche Männer aus Familien, die aus den Gegenden stammten, die nun von Nachbarstaaten besetzt oder beansprucht wurden, schlossen sich deshalb auch der von der Räterepublik neu aufgestellten Roten Armee an.²⁶ Auch die Bauernschaft knüpfte große Hoffnungen an das neue Regime. Doch während das durchaus revolutionäre Programm der neuen Räteregierung in vielen Punkten ambitioniert und vielversprechend schien, führte die Diskrepanz zwischen kommunistischer Theorie und der praktischen Umsetzung sowie der daraus resultierenden tatsächlichen Lebensrealität der Bevölkerung zu großem Unmut und zum Verlust des Rückhalts in der Bevölkerung. Ein eindrucksvolles Beispiel dafür ist die Agrarfrage und die mit ihr einher gehende Neuregelung der Besitzverhältnisse in der Landwirtschaft, die für die Räteregierung zu den wichtigsten Punkten in ihrem Programm gehörte. Das besitzlose Agrarproletariat und die mehr als eine halbe Million Zwergbauern mit einem Besitz bis zu 1 Joch (0,57 Hektar) erwarteten eine radikale Lösung in der Frage, insbesondere nach den Versäumnissen der Károlyi-Regierung. Doch gerade in diesem Punkt enttäuschten die Kommunisten: Vor ihrer Machtergreifung hatten sie sich noch für die totale Aufteilung der Grundbesitze und die Errichtung bäuerlicher Kleinwirtschaften ausgesprochen. Doch aus taktischen Gründen rückten sie im Laufe der Zeit von diesem Standpunkt schrittweise ab. Tatsächlich schien die Aufteilung der Großgrundbesitze eher zu Schwierigkeiten in der ohnehin schon schlechten Lebensmittelversorgung zu

25 Jörn Leonhard: Der überforderte Frieden. Versailles und die Welt 1918-1923. München 2018, S. 468ff.

26 Leonhard: Überforderte Frieden (s. Anm. Nr. 25), S. 472.

führen. So wollte Kun, der Vorsitzende der Räteregierung, den gesamten Agrarboden unmittelbar nach der Machtergreifung in staatliche Großbetriebe umwandeln – und das in direkter Opposition zur Leitlinie aus Moskau, die besagte, dass insbesondere die Bauernproblematik mit größter Aufmerksamkeit zu behandeln sei, da sie speziell in Ungarn die breiteste soziale Schicht darstellten.²⁷ Dennoch beharrte die Räteregierung auf eine im Grunde bauernfeindliche Politik, die in erster Linie von wirklichkeitsfernen Dogmen als der Lebensrealität der Bauernschaft geleitet war und die in den kleinbäuerlichen Einzelwirtschaften schon damals kapitalistische Institutionen, die mit dem Ziel der totalen Verstaatlichung der Landwirtschaft in Widerspruch steht.²⁸ Letztlich führte das Versagen der Kommunistischen Partei, die längst überfällige und von ihnen lauthals propagierte Bodenreform durchzuführen, zum Verlust der Zustimmung in der ländlichen Bevölkerung. Die sich etablierenden konterrevolutionären Bewegungen erfuhren immer mehr Zuwachs: Die Führer der ländlichen konterrevolutionären Bewegungen waren größtenteils Vertreter des alten Regimes, also Grundbesitzer oder Offiziere, und ihre Anhänger setzten sich aus Junglandwirten und etablierten Bauern mit mittelgroßem Landbesitz sowie auch Zwergbauern und landlosen Bauern zusammen.²⁹

Zusätzlich zu der erfolglosen Agrarpolitik erschwerte die allgemeine Desorganisation der Räterepublik sowie deren schlechte Bürokratie, die dem allgemeinen Mangel an qualifiziertem Personal für die diversen, neuen Posten geschuldet war, ihr Bestehen. Bezeichnend sind auch die kritischen Erinnerungen des Zeitzeugen Oszkár Jászi:

„[Der] Bolschewismus [war] anfangs unorganisiert und diffus, ich würde sagen, ein Bolschewismus ohne Doktrin, der des bloßen Raubes und der Anar-

27 Vgl. Ernst Schmidt-Papp: Die wirtschaftliche und soziale Entwicklung in Ungarn während der Räterepublik. in: Ungarn-Jahrbuch 5 (1973), S. 158-170, hier S. 163.

28 „Die meisten Mitglieder der Räteregierung waren städtische Intellektuelle, die das Agrarproblem in der Praxis nicht kannten und zur Dorfbevölkerung keine Beziehungen hatten. Sie sahen in den Großgrundbesitzern nur willkommene Objekte der Errichtung sozialisierter staatlicher Großbetriebe, obwohl die Kleinbauern und Agrarproletarier private Wirtschaften errichten wollten. Nur deshalb, und nicht wegen der Sozialisierung des Agrarbodens, haben sie anfänglich die Räteregierung unterstützt.“ Siehe dazu Schmidt-Papp: Wirtschaftliche und soziale Entwicklung in Ungarn (s. Anm. Nr. 27), S. 165.

29 Vgl. Ignác Romsics: The Great War and the 1918–19 Revolutions as Experienced and Remembered by the Hungarian Peasantry. in: Region. Regional Studies of Russia, Eastern Europe, and Central Asia. Vol. 4, Nr. 2 (2015), S. 173-194, hier S. 193.

chie, aber seine Gefährlichkeit war desto größer. [...] Niemand brauchte die Eintönigkeit der friedlichen Arbeit, sondern alle waren auf Abenteuer, Politisieren und Putsche bedacht. [In g]anz Budapest wurde [...] Tag und Nacht über staatliche, soziale und außenpolitische Probleme debattiert. Die Zahl der Vorlesungen und Vorträge kannte keine Grenze: auch die primitivste Unwissenheit entdeckte in sich die Berufung zum Dozieren und zur Ideenverkündigung. Neben dieser theoretischen Tätigkeit ist die aufgeführte Massenleidenschaft, besonders während der ersten Wochen der Revolution, immer wieder in Gewalttätigkeiten und plündernden Ausbrüchen explodiert.⁴³⁰

Tatsächlich trugen die verschiedenen bewaffneten Organe der Räterediktatur – darunter die sogenannten Lenin-Jungen³¹, die zur gezielten Einschüchterung von politischen Gegnern und Aufständischen eingesetzt wurden – zur allgemeinen Unsicherheit bei, da sie undiszipliniert und auf eigene Faust vorgingen und Beschlagnahmungen und Enteignungen vornahmen, die überwiegend das Kleinbürgertum betrafen.

Der Rote Terror

Ab Juni 1919 setzte der sogenannte Rote Terror der Kommunisten ein, der geprägt war von Massenverhaftungen, Geiselnahmen, Liquidierungen und Folter. Der vorhandene Wohnraum wurde aufgeteilt und zugewiesen, die Bevölkerung stand unter permanenter Überwachung.

Hinzu kam eine Reihe wirtschaftlicher Probleme wie etwa eine rasant steigende Inflation sowie hohe Staatsschulden, die die Räteregierung nicht gewillt oder auch fähig war, zu bezahlen, und ein katastrophaler Rückgang der Arbeitsproduktivität und Produktion in den verstaatlichten Betrieben, der der allgemeinen Desorganisation und ideologisch geführten Wirtschaftsleitung geschuldet war.³² Auch in den übrigen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens, erreichten die Kommunisten mit ihren radikalen Reformen bald eine tiefgreifende Desillusionierung in der Bevölkerung³³: Die antiklerikale Politik entfremdete die Gläubigen, es regte sich Widerstand gegen die Ablehnung nationaler Traditionen und dem

30 Oszkár Jászi: *Magyariens Schuld, Ungarns Sühne. Revolution und Gegenrevolution in Ungarn*. München 1923, S 44f.

31 Unter der Führung von Tibor Számuely durchkämten die Lenin-Jungen auch die Dörfer nach Lebensmitteln, beschlagnahmten diese und reagierten auf Proteste der Bauern mit sofortiger Vollstreckung der Todesstrafe am Galgen. Siehe dazu Gerhard Senft: „Auf uns sind die Blicke der Welt gerichtet...“. *Die Rätebewegung in Ungarn 1919*. Wien 2019, S. 61.

32 Vgl. Schmidt-Papp: *Wirtschaftliche und soziale Entwicklung in Ungarn*, S. 167.

33 Vgl. Romsics: *Magyarország története*, S. 128f.

expliziten Internationalismus der ungarischen Kommunisten und auch in den Bereichen Kultur und Bildung zeigte die Proletardiktatur mit ihren Unmengen an Verordnungen und Beschlüssen bald ihr wahres Gesicht, das viele Hoffnungen speziell der ursprünglich mit ihr sympathisierenden intellektuellen Elite Ungarns enttäuschte.³⁴

Nach der Ausrufung der Räterepublik wurde das Volkskommissariat für Unterricht gegründet, dessen neun Hauptabteilungen sich mit allgemeinen Fragen der Kulturverwaltung und Kulturpolitik, mit der Volks-, Schul- und Hochschulbildung, der staatlichen Propaganda, mit Musik, Theater, Literatur, Kunst und mit der Verbreitung der geplanten organisatorischen Umwandlungen beschäftigten. Die Leitung hatten Zsigmond Kunfi, der ehemalige Unterrichtsminister der Károlyi-Regierung, der Philosoph Györg Lukács, Sándor Szabados und Tibor Szamuely inne. Die Leiter der einzelnen Hauptabteilungen und Abteilungen waren entweder später allgemein bekannte marxistische Intellektuelle oder führende Mitglieder der sozialistischen Lehrerbewegung.³⁵ Das Volkskommissariat erließ eine Fülle an Verordnungen und Beschlüssen, die das gesamte Unterrichtswesen und das kulturelle Leben fundamental umgestalten und der marxistischen Ideologie entsprechend gestalten sollten. Anfangs glaubten viele Schriftsteller, Künstler und Wissenschaftler, dass mit der verkündeten Befreiung des arbeitenden Menschen auch eine Befreiung des künstlerischen Schaffens und der wissenschaftlichen Forschung kommen werde. Schon bald zeigte sich aber, dass die neuen Machthaber an einer echten Freiheit der Kultur nicht interessiert waren und stattdessen das ganze literarische, künstlerische und wissenschaftliche Leben unter ihre Kontrolle nahmen. Alle Institutionen wurden verstaatlicht und ein bürokratischer, inoffizieller Zensurapparat wurde etabliert, um die künstlerische und literarische Produktion zu lenken.³⁶

34 Siehe dazu auch Albert Dikovich: Die Intellektuellen und die Räterepublik. in: Christian Koller; Matthias Marschik (Hrsg.): Die ungarische Räterepublik 1919. Innenansichten – Außenperspektiven – Folgewirkungen. Wien 2018, S. 103–116.

35 Unter ihnen finden sich beispielsweise József Révay, ein in den zwanziger und dreißiger Jahren bekannter Altphilologe, Universitätsprofessor und Übersetzer vieler klassischer Werke, Béla Fogarasi, der die Hauptabteilung für Hochschulen leitete, der Schriftsteller und Journalist Ede Bresztovszky, der Schriftsteller Béla Révész, der für die Abteilung für Musik und Theater zuständig war, sowie der oben bereits in Zusammenhang mit dem Sonntagskreis erwähnte Béla Balázs, der die literarische Abteilung leitete. – Vgl. Gyula Borbándi: Die Kulturpolitik der ungarischen Räterepublik. In: Ungarn-Jahrbuch Nr. 5 (1973), S. 171–186, hier S. 173f.

36 Vgl. Borbándi: Kulturpolitik (s. Anm. Nr. 35), S. 180.

Was schließlich zum Scheitern des Räteregimes führte, war ein umfassendes Versagen auf innen-, wirtschafts- und außenpolitischer Ebene. Wie schon die vorangegangenen Regierungen wollte auch die Räteregierung die territoriale Unversehrtheit Ungarns wiederherstellen beziehungsweise bewahren. Als im März 1919 aber die Macht mit Unterstützung der Sozialdemokratie auf die Kommunisten unter der Führung von Sándor Garbai und Kun überging, deutete man diese Entwicklung im Ausland als Zeichen der bevorstehenden kommunistischen Weltrevolution, die entschieden bekämpft werden musste. Tschechische, französische und südslawische Truppen rückten daher 1919 bald gegen die Räterepublik vor. Ohne Wehrpflicht wurde eine auf 200.000 Mann gesteigerte Rote Armee aufgebaut, die anfänglich auch militärische Erfolge hatte – so konnten Anfang Mai 1919 ein rumänischer Vormarsch gestoppt und ein völlig überraschender Vormarsch der Roten Armee zur Rückeroberung Oberungarns erfolgreich durchgeführt werden. Doch nach dem von der Entente durch Clemenceaus Note erzwungenen Rückzug aus der Slowakei waren die Mitglieder der Roten Armee demoralisiert und ab Juni 1919 erlitt sie laufend Rückschläge im wiederaufgenommenen Kampf gegen die rumänischen Truppen, an denen auch die im Juli 1919 noch eingeführte allgemeine Kriegsdienstpflicht nichts mehr zu ändern vermochte. Am 1. August 1919 besetzten schließlich rumänische Truppen Budapest, was 133 Tage nach ihrer Ausrufung zum Zusammenbruch der Ungarischen Räterepublik führte.³⁷ Die Parteiführung der Kommunisten trat aus der Räteregierung aus, die gemäßigten sozialdemokratischen Parteiführer übernahmen die Führung und veranlassten die Umwandlung der Räterepublik in eine Gewerkschaftsregierung, die sämtliche kommunistischen Dekrete wieder aufhob. Die ehemaligen Volkskommissare der Räterepublik gingen in die Emigration, die Kommunistische Partei rutschte in die Illegalität ab.

Miklós Horthy

Nun feierte die gegenrevolutionäre Bewegung, in Zuge derer sich unter anderem die konservativen Kräfte aus der alten politischen Führungsschicht und dem Militär in Szeged hinter Admiral Miklós Horthy gesammelt hatten, ihre Rückkehr an die Macht. Horthy, ein k. u. k. Marinebefehlshaber, ritt am 16. November 1919 publikumswirksam auf einem weißen Pferd in Budapest ein und errichtete in Folge ein nationalkonservatives, autoritäres Regime, das ein Vierteljahrhundert lang Bestand

37 Vgl. Senft: Rätebewegung in Ungarn (s. Anm. Nr. 31), S. 42f

haben sollte. Diesem neuerlichen Machtwechsel folgte allerdings unmittelbar mehr Blutvergießen: Der während der Räterepublik herrschende Rote Terror wurde vom sogenannten Weißen Terror abgelöst, der die von August 1919 bis Dezember 1921 begangenen Gräueltaten der bewaffneten Abteilungen des Horthy-Regimes an den ehemaligen Führern, Unterstützern oder Sympathisanten der Räterepublik sowie an linken Intellektuellen und politischen Gegnern bezeichnet.³⁸ Die Herrschaft Horthys, der die Funktion des Reichsverwesers des neu ausgerufenen Königreichs Ungarns eingenommen hatte, war geprägt von autoritären Methoden, während der Anschein einer parlamentarischen Demokratie, die primär die Interessen der adeligen und landbesitzenden Eliten vertrat, erhalten werden sollte. Fischer führt dazu aus:

„Für das in der Regierungszeit Bethlens geschaffene und – mit einigen Schwankungen – bis zum Ende der Horthy-Ära bestehende politische System waren folgende Züge charakteristisch: Es war ein autoritäres System, in dem sich Merkmale eines konservativ-reaktionären bürgerlichen Staates mit diktatorischen und – zeitweise – auch einigen faschistischen Elementen vermischten. Es beruhte auf einem Bündnis der Großgrundbesitzer, der Gentry und eines Teiles des Bürgertums, insbesondere der Offiziere und Beamten. Es existierte eine konservative Gesetzlichkeit, die dem System die Färbung eines Rechtsstaates verlieh. Allerdings war die Rechtsstaatlichkeit meistens nur formal und äußerlich, ihre Durchführung hing von der Willkür der Staatsgewalt ab. Das Parlament besaß faktisch keine Macht. Aggressive revisionistische und irredentistische Parolen, vermischt mit chauvinistischen Überzeugungen, führten zu einer eklatanten Überhöhung alles Ungarischen und einem Kulturdünkel. Liberalismus, Demokratie und natürlich auch der Sozialismus galten als dem ungarischen Wesen fremd und wurden heftig abgelehnt. [...] Deshalb bekam die auf die Revision des Friedensvertrages von Trianon gebaute ideologische Grundlage des Systems eine entscheidende Funktion. Sie diente dem Ziel, die Aufmerksamkeit von den immensen sozialen und wirtschaftlichen Problemen, von den reaktionären Strukturen des Systems und von der Notwendigkeit einer Demokratisierung abzulenken.“³⁹

Naturgemäß folgte auf diesen neuerlichen Machtwechsel in Ungarn, der das politische und gesellschaftliche, aber auch künstlerisch-intellektuelle Klima im Land massiv veränderte, eine Emigrationswelle zu deren Zielen auch Wien zählte.

38 Vgl. Romsics: Magyarország története, S. 132ff. Siehe dazu auch: Krisztián Ungváry: Horthy Miklós – a kormányzó és felelőssége 1920-1944. Budapest 2020.

39 Holger Fischer: Eine kleine Geschichte Ungarns. Frankfurt am Main 1999, S. 180f.

Ungarn im Wiener Exil

Ungarn war während des gesamten 20. Jahrhunderts ein Auswanderungsland gewesen. Der Wiener Soziologe Péter Zoltán schreibt in einer Studie, zwischen 1918 und 1956 hätten insgesamt mehr als eine halbe Million Menschen das Land verlassen, und zwar durch Emigration, Aussiedlung und Deportation.⁴⁰ Dabei sind uns drei große Daten gegenwärtig: die erste Auswanderungswelle des Jahres 1919/20 bzw. der unmittelbar darauffolgenden Jahre, die zweite, die auf den Zweiten Weltkrieg 1948 folgte und die dritte große Auswanderungswelle im Zuge des Volksaufstandes von 1956.

Im Jahr 1919 flüchtete nahezu die gesamte politische und kulturelle Elite Ungarns, die auf Seiten der kurzfristig regierenden Kommunisten, aber auch auf der Seite der Sozialdemokraten und der sogenannten „Radikalen Bürgerlichen“ – heute würde man sagen der „Liberalen“ und der „Linken“ – gestanden hatten in das westliche Europa, später auch nach Amerika und in die Sowjetunion.⁴¹ Wien – ein vertrauter Ort – kurz vorher noch die Kaiserstadt und Hauptstadt der Doppelmonarchie und somit auch ihres Landes, war nur eines ihrer Ziele und vor allem in der kurzen Phase zwischen Spätherbst 1918 und 1923 für sie interessant.

Der „Weiße Terror“, die politische Repression durch das sich neu etablierende Regime des Reichsverwesers Miklós Horthy, die für die in Ungarn gebliebenen, politisch Verfolgten häufig mit dem Tod endete, hatte viele von ihnen in die Flucht getrieben. Eine der führenden sozialdemo-

40 Zoltán Péter, STELLUNGEN UND STELLUNGNAHMEN. Die Rolle der Wiener Ungarischen Zeitung und ihr intellektuelles Umfeld (1919-1923). Online: <http://www.kakanien-revisited.at/beitr/fallstudie/ZPeter1.pdf> (gesehen am 21.10.2020) sowie Amália Kerekes und Péter Zoltán, INTERNATIONALITÄT – INTEGRATION – VERMITTLUNG. Die Wiener ungarischsprachige sozialdemokratische Presse in der Anfangsphase der Ersten Republik. Online http://www.kakanien-revisited.at/beitr/emerg/AKerekes_ZPeter1.pdf (gesehen am 21.10.2020)

41 „Unter den prominenten Politikern, die nach der Machtübernahme der Kommunisten und Ausrufung der Proletarischen Diktatur nach Wien übersiedelten, befanden sich Oszkár Jászi, Führer der Radikalen, Minister für Nationalitätenfragen in der Revolutionsregierung Mihály Károlyis, Pál Szende, ebenfalls Mitglied des Károlyi-Kabinetts, Gustav Gratz, früher Weggefährte von Jászi, später liberal-konservativer Politiker, Botschafter in Wien, 1921 Außenminister Ungarns, weiter zahlreiche konservative Politiker, wie Gyula Andrassy, Albert Apponyi, István Bethlen, Gyula Gömbös, Pál Teleki, die jedoch kurz nach Ende der 133 Tage währenden Räterepublik (einige aus ihrem Kreis bereits früher) wiederum nach Ungarn zurückkehrten,“ Péter Hanak, Politik und Geistesleben der Ungarn in Wien 1918–1925), online <https://docplayer.org/14024839-Politik-und-geistesleben-der-ungarn-in-wien-1918-1924.html> (gesehen am 21.10.2020)

kratischen ungarischen Medien in Wien, die Zeitung *Bécsi Magyar Újság* (Wiener Ungarische Zeitung) schreibt über die große Zahl der Ungarn in Wien:

„Wien. In dieser österreichischen Stadt leben mehr Ungarn, als in den Dörfern und Städten entlang der Bahnlinie Budapest-Wien. Man sagt nicht ohne Grund, Wien sei die zweitgrößte ungarische Stadt.“⁴²

Natürlich waren viele der Ungarn schon vor 1919 in Wien sesshaft geworden. Zu denken ist an die zahlreichen Ministerien und Ämter der Doppelmonarchie, die in Wien ansässig waren: Nicht alle Ungarn, die einst dort tätig gewesen waren, kehrten nach 1918 in die Heimat zurück, schon wegen der unsicheren politischen Lage des Landes nicht.

Die Auswanderung begann 1919 und dauerte mindestens bis 1923 an. Laut dem ungarischen Historiker Tibor Hanák, dürfte die Zahl derjenigen, die damals aufgrund der politischen Verfolgung von 1919 nach Wien flüchteten, an die 4000 Personen betragen haben.⁴³ Es kursieren zwar widersprüchliche Zahlen in den Forschungen, Tatsache ist, dass es sich um eine ansehnliche Gruppe von Exilsuchenden handelte. Die Exilanten blieben durchschnittlich vier bis fünf Jahre im Land. Unter ihnen befanden sich ungefähr 200 kulturell aktive Journalisten, Schriftsteller, Künstlerinnen, die sich in Wien niederließen, wobei die genaue Zahl sehr schwer einschätzbar ist, es könnten auch durchaus wesentlich mehr gewesen sein.⁴⁴ Sie entfalteten in der Stadt sogleich ein aktives kulturelles Leben, gründeten Vereine, hielten Vortragsabende, musikalische Aben-

42 „Bécs. Ebben az osztrák városban több magyar él, mint a budapest-bécsi vonal minden városában és falujában együttéertve. Nem hiába szokás mondani, hogy Bécs nagyság tekintetében a második magyar város.“ WBMU, 15.4.1922. Die Übersetzungen der ungarischen Texte stammen von der Autorin A.S.

43 Auch einige Jahre später wird noch darüber berichtet, daß der Flüchtlingsstrom aus Ungarn nicht abgerissen sei, so z. B. sollen zwischen dem 1. Juni 1922 und 1. Juni 1923 allein über Wien 577 ungarische Flüchtlinge gekommen sein, von denen lediglich 86 nicht der Arbeiterschaft angehörten (Beamte, Studenten, Ingenieure usw.), alle übrigen seien Industriearbeiter oder Gewerbetreibende gewesen. Diese Angaben stammen aus einer Zusammenstellung des führenden Sozialdemokraten Sándor Garbai, der die Stärke der ungarischen Emigration im Jahre 1923 auf mehr als 30.000 schätzte. Davon lebten – nach Garbai – 4000 in Österreich, 6000 in Deutschland, 6000 in Sowjet-Russland usw., insgesamt in 19 Staaten. Was die gesellschaftliche Zugehörigkeit betrifft, soll die ungarische Emigration 80% aus industriellen Arbeitern und 10 % aus Bürgerlichen (10% unbestimmt) bestanden haben. Siehe dazu Hanák <https://docplayer.org/14024839-Politik-und-geistesleben-der-ungarn-in-wien-1918-1924.html> (gesehen am 21.11.2019)

44 Hanák, ebda.

de und publizierten Zeitungen und Zeitschriften. Károly Kókai hat sich mit diesen Aktivitäten in zahlreichen Forschungsbeiträgen auseinandergesetzt und dabei auch festgestellt, dass sich die ungarische Migration in Wien stets an zentralen Orten und oft auch vermengt mit der Wiener Kulturszene traf.⁴⁵ Tibor Hanák führt diese unmittelbar einsetzende rege Tätigkeit, die nur einige Jahre währte, und die – wenn es um mediale Präsenz ging – sehr häufig in der Auseinandersetzung mit den Ereignissen in Ungarn stand, auf die Hoffnung der Exilanten zurück, bald wieder in ihre Heimat zurückkehren zu können. Sie rechneten mit einem schnellen Sturz des Horthy Regimes und einer Wiedererstarkung der proletarischen Opposition. So schrieb der Sozialist Oszkár Jászi aus seinem Wiener Exil an den Budapester Journalisten Robert Braun: „Lieber Róbert! Die sich überstürzenden Ereignisse haben freilich zwischenzeitlich all meine Pläne durchkreuzt. Aber der weiße Wahnsinn kann nicht länger dauern als der rote. [...] Wir werden den Kampf gegen die Reaktion ebenso energisch aufnehmen müssen, wie gegen die marxistischen Talumudisten [...].“⁴⁶ Eine Hoffnung, die sich zerschlug: Weder wurde der Reichsverweser Miklós Horthy abgesetzt – im Gegenteil, er regierte von 1919 bis 1944 – noch lehnte sich das Volk wirksam gegen die despotische Regierung auf. Selbst der optimistische Politiker Jászi verließ 1925 Europa enttäuscht, um schließlich in den USA als Politikwissenschaftler zu lehren und der Tagespolitik den Rücken zu kehren.⁴⁷

45 Károly Kókai, Spuren der Avantgarde in Wien, in: Károly Kókai und Andrea Seidler (Hrsg.), Das ungarische Wien. Spuren eines Beziehungsgeflechts, Wien praesens 2018, S. 187-198. Über die Avantgardekunst: Oliver A.I. Botar, From the Avant-Garde to ‚Proletarian Art‘. The Émigré Hungarian Journals *Egység* and *Akasztott Ember*, 1922–23, *Art Journal* 52(1), Political Journals and Art, 1910-40, *College Art Association*, Spring 1993, S. 34–45; Éva Forgács, Tyrus Miller, The Avant-Garde in Budapest and in Exile in Vienna: A Tett (1915-6), *Ma* (Budapest 1916-9; Vienna 1920-6), *Egység* (1922-4), *Akasztott Ember* (1922), 2x2 (1922), *Ék* (1923-4), *Is* (1924), 365 (1925), *Dokumentum* (1926-7), and *Munka* (1928-39), In *The Oxford Critical and Cultural History of Modernist Magazines*, Vol. 3: Europe, 1880-1940, Oxford University Press 2013, S. 1128-1156; *Művészet akcióban* – Kassák Lajos avantgárd folyóiratai A Tett-től a Dokumentumig (1915-1927), Eszter Balázs, Edit Sasvári, und Merse Pál Szeredi (Hrsg.), Budapest, Petőfi Irodalmi Múzeum–Kassák Múzeum & Kassák Alapítvány 2017.

46 Zitiert nach György Litván: Irányzatok és viták a bécsi magyar emigrációban. In: Miklós Lackó (Hrsg.), *A két világháború közötti Magyarországról*. Budapest, Kossuth 1984, S. 183-225, hier S. 188.

47 „Horthy owed his rise to a number of factors, of which (limited) control over the militias was only one element. His status and reputation as a military hero and the last commander of the Austro-Hungarian Navy; the social capital that his large and well-established gentry family had accumulated through the centuries; his connection to foreign

Péter Hanák, der aufgrund mangelnder Quellenforschung auch nur auf Schätzungen angewiesen ist, beziffert in seinem erwähnten Überblick die Publikationen der Migranten in diversen Wiener Verlagen, auch in Eigenverlagen (insgesamt spricht er von an die 80 Verlagen) als recht hoch mit etwa 170 Büchern, Heften, Alben: wichtige Publikationen, Romane, historische Analysen und Vieles mehr, das seither nie systematisch gesammelt wurde und dessen tatsächliche Bestandsgröße auch heute noch im Ungewissen liegt.

Am 6. Juni 1924 befasste sich der Journalist und spätere Schriftsteller Friedrich Oppenheimer in einem Beitrag im *Neuen 8-Uhr Blatt* mit den ungarischen Emigranten in Wien und gab die Zahl der aus Ungarn geflohenen mit ca. 200.000 an, wobei es sich anfangs nur um politische Flüchtlinge gehandelt haben soll. Später kamen jedoch „alle Berufe, alle Schichten, alle gesellschaftlichen Schattierungen“ dazu. Oppenheimer, der große Empathie mit dem Schicksal der Geflüchteten zeigt und deren geringe Chancen auf Rückkehr in die Heimat beklagte, schrieb, es seien „feine Köpfe [...] darunter. Denker und Dichter, Geniale und Tatkräftige, und Ungarn hat eines geistigen Kapitals entraten, dessen Tüchtigkeitspotenz einen hohen Koeffizienten aufweist.“⁴⁸

1919, ein Jahr nach der ersten Migrationswelle der Sozialdemokraten, die der kommunistischen Machtübernahme in Ungarn weichen mussten, schrieb der sozialdemokratische Politiker Zsigmond Kunfi im Wiener ungarischen Wochenblatt *Világosság* (dt. Licht oder Klarheit – das Blatt des linken Flügels der ungarischen Sozialdemokraten):

„Es ist etwa ein Jahr her, dass wir über jenes unruhige, nervöse, zankende, verlumpte, hungrige, misstrauische und für alle Sorgen und Schwierigkeiten bereitende Etwas sprechen können, das man ungarische Emigration nennt. Das

diplomats and military officers; his ties to, and later friendship with, the rising star of the conservative authoritarian Right, Count István Bethlen; the support of overactive and among the young officers influential, Gyula Gömbös and “the twelve captains;” combined with the mistakes and sheer incompetence of his political rivals, almost predestined the Admiral to play, for better or worse, an important role in interwar Hungarian history,” Béla Bodó: Pal Pronay: Paramilitary Violence and Anti-Semitism in Hungary, 1919–1921, Pittsburg University Press: Carl Beck Papers, 2011CBP. Online: https://www.academia.edu/23180066/Pal_Pronay_Paramilitary_Violence_and_Anti-Semitism_in_Hungary_1919-1921_Pittsburg_University_Press_Carl_Beck_Papers_2011CBP (12.1.2020)

48 Friedrich Oppenheimer, Ungarische Emigranten in Wien, Neues 8-Uhr Blatt, 6. Juni 1924, S. 3.

Entfliehen begann zwar bereits zur Zeit der Diktatur, Garami, Károlyi, Jászi und Szende verließen Ungarn noch während des Räteregimes, die Massenemigration setzte aber erst im Herbst vergangenen Jahres ein. Es dauerte eine Zeit lang, bis die Emigranten aus der Ohnmacht und Benommenheit, aus dem Schrecken infolge der Lebensgefahr und aus der Unwissenheit der fremden Welt gegenüber zu sich kamen. Das Zentrum der Emigration wurde Wien, und nicht nur, weil diese Stadt am leichtesten von Ungarn aus zu erreichen war, sondern auch, weil die Sozialdemokratische Partei Österreichs, das prächtigste und edelste Beispiel für die internationale Solidarität gebend, trotz unerhörter Schwierigkeiten und Kämpfe die einzige war, die das politische Asylrecht in seiner ganzen Reinheit einer feindlichen und hassvollen Welt gegenüber verteidigte, und die jedem Verfolgten, sogar jedem erschrockenen ungarischen Flüchtling das Asylrecht gewährte, die erforderliche Auslieferung der Volkskommissäre ablehnte und somit die ganze ungarische Proletarierrevolution unter den Schutz des politischen Asylrechts stellte.“⁴⁹ Kunfi spricht hier die Rolle der österreichischen sozialdemokratischen Führer, allen voran Karl Renners an, die politische Betätigung und Mitbestimmung als das Recht der Bürger verstanden, wofür es keine repressiven Vergeltungsmaßnahmen – schon gar keine Todesstrafen – geben dürfe. Die Exilanten, egal welchen Couleurs, waren also in Österreich so gut wie sicher vor Verfolgung.

Die ungarischen Medien im Wien der frühen zwanziger Jahre und die Diversität der journalistisch-literarischen Netzwerke

Unter den 38 Zeitungstiteln, die in der ungemein nützlichen Datenbank der österreichischen Tagespresse von Melischek/Seethaler⁵⁰ erfasst sind, befinden sich auch die Publikationen der ungarischen Migration. Es handelt sich dabei um die Tageszeitung *Bécsi Magyar Ujság* (Wiener Ungarische Zeitung, 31.10.1919 – 16.12.1923),⁵¹ sowie die Zeitung *Jövő* (Zukunft,

49 *Világosság*, 27.10.1920

50 Datenbank Hypress, Die österreichische Tagespresse – Daten und Analysen. <https://www.oeaw.ac.at/cmc/hypress/wz.htm> (gesehen am 21.11.2019). Einen Überblick gibt auch Galambos Ferenc (Hrsg.), *A bécsi magyar emigráció újságjai és folyóiratai 1919–1933*, Handschrift 1967.

51 In der Folge abgekürzt BMU, Herausgeber Lajos Róna, Sándor Barna, Jenő Lázár, Jászi Oszkár (Februar bis Mai 1923) und György Bölöndi. Die literarische Beilage, *Irodalmi Meléklet* wurde von József Á. Storfer redigiert. Ideologisch verfolgte das Blatt, dessen Herausgeber und Mitarbeiter meist der ungarischen MigrantInnenszene angehörten, ein bürgerlich-fortschrittliches Konzept (Kerekes – Péter Zoltán meinen mit Péter Hanák, es handle sich um ein bürgerlich *radikales* Blatt), kritisierte inhaltlich sowohl die radikale rechte Seite als auch die bolschewikische Linke. Mitarbeiter waren berühmte Kulturschaffende wie Béla Balázs, Ernő Lorys, Zsófia Dénes, Andor Gábor, Oszkár Jászi, Mi-

23.02.1921 – 03.05.1923), von Ernő Garami und Márton Lovászi herausgegeben.⁵²

Zudem gab es in Wien in den späten 10er und 20er Jahren zahlreiche Zeitschriftenprojekte, die zum Teil sehr erfolgreich und auch international anerkannt waren, wie die Kunstzeitschrift *Ma* (Heute, 1920-1925) des Lajos Kassák⁵³, aber auch solche, die kaum über die Planungsphase hinauskamen. Diese Blätter sind zum Teil in der Datenbank der Österreichischen Nationalbibliothek, ANNO, erfasst und zugänglich: *Diogenes* (1923-1926), deren Herausgeber Samu Fényes war, *Proletár* (Proletarier, 1920-1922), die Zeitschrift der III. Internationale, *Új Március* (Neuer März, 1925-1933), die Zeitschrift der Ungarischen Kommunistischen Partei.⁵⁴

Bécsi Magyar Ujság – das Blatt der sogenannten gemäßigten Radikalen (der bürgerlichen bis gemäßigten Sozialdemokraten) und *Jövő* (das Blatt der linken Sozialdemokraten) standen klar in Opposition zur ungarischen Politik. Sie konnten in Wien unabhängig und unzensuriert erscheinen. Die Verbreitung der Blätter reichte übrigens über die Grenzen Österreichs hinaus, vor allem in die Länder, die nach dem Vertrag Trianon von Ungarn abgetrennt wurden und in denen eine zahlenmäßig starke ungarische Diaspora lebte.

hály Károlyi, Lajos Kassák, Béla Kóhalmi, Andor Németh, Károly Polányi, Zoltán Rónai, Pál Szende, die in Wien auch an Zeitschriften mitarbeiteten, zum Teil eigene Organe gründeten und auch literarische Werke publizierten. Nach Rónai übernahm 1921 Oszkár Jászai das Blatt. Die Gründe für die Einstellung sind nicht bekannt, die Fachliteratur meint, dass finanzielle Probleme die Einstellung der Zeitung bereits im Jahr 1923 erzwungen hätten, die Ursache für das Aus kann aber auch darin liegen, dass Teile der MigrantInnen weitergezogen waren und sich nicht mehr in Wien aufhielten. Es fehlte vielleicht an motivierten Mitarbeitern. (In 10 Ländern vertrieben, 36.000 Auflage.)

52 Siehe zu der politischen Ausrichtung der Zeitungen und Zeitschriften der Wiener Migration sehr umfassend: Amália Kerekes, *Wartezeit. Studien zur Geschichte der ungarischen Emigration in Wien 1919-1926*, 2015 (Habilitationsschrift), sowie Galambos o.J. und Zoltán Péter, *Wien und der Konstruktivismus (1920-1926)*, FFM, 2010: „*Jövő* (1921-1923) war eine großformatige Tageszeitung, in der Kunst und Kultur im Durchschnitt zwei bis vier Spalten, also von insgesamt acht Seiten eine volle Seite, gewidmet waren. Das entspricht etwa demselben Umfang, der wirtschaftlichen Themen und Inseraten eingeräumt wurde, wobei dem eigentlichen Schwerpunkt der Zeitung, der Politik, etwa drei Mal so viel Platz zukam wie der Kultur. Das kulturelle Profil der Zeitung wurde von den Leitartikeln und vor allem von den in den Kunst- und Literaturrerubriken veröffentlichten Themen bestimmt. Die Mehrheit der Leitartikel, die selbstverständlich vor allem politische Themen Ungarns diskutierten und scharf kritisierten, stammten von den beiden Redakteuren der Zeitung, von Ernő Garami und Márton Lovászy, sowie von zwei weiteren einflussreichen Akteuren der Zeitung, von Manó Buchinger und Lajos Hatvany,“ S. 130.

53 Lajos Kassák, *MA*, Budapest und Wien 1919-1925.

54 Anno, Zeitungs- und Zeitschriftendatenbank der Österreichischen Nationalbibliothek, <http://anno.onb.ac.at> (gesehen am 21.11.2019).

Die Wiener Leserschaft, die potentielle Klientel der Herausgeber, war aufgrund ihrer Zusammensetzung politisch gespalten, und so mussten mindestens drei Lager journalistisch bedient werden: die Sozialdemokraten in mehreren Schattierungen, die Bürgerlich-Radikalen und die Kommunisten.

Alle drei ideologischen Lager hatten ihre eigenen Organe und ihre eigenen Diskursführer in der Politik und der Kunst. Angesichts seiner vergleichsweise großen Verkaufs- und Mitarbeiterzahl und der damit einhergehenden Reichweite seines Diskurses kam der *Bécsi Magyar Ujság* im Feld der ungarischen oppositionellen Zeitungen die oberste Position zu, analysiert Péter Zoltán.⁵⁵

Wie schlecht man mit dem kommunistischen Lager, den „Bolschewiken“ auskam, zeigt vielleicht folgender Text aus der Zeitschrift *Az Ember* (Der Mensch, 1921), der zynisch auf das Nicht-Erscheinen der Zeitschrift der III. Internationale, die in Wien herausgegebene *Proletár* reagierte:

„Es wird doch kein Problem geben? Die bolschewikische Wochenzeitung „Proletár“ vergaß diese Woche zu erscheinen. Das Ausbleiben des „Proletár“ verursachte in den Reihen der breiten Öffentlichkeit keinerlei größere Aufregung, aber umso mehr beunruhigte es uns, die wir von dem kämpferischen Blatt schon so oft und mit großer Freude totgesagt worden waren. Um Gottes Willen, es wird doch kein Problem geben? Sie ruhen doch nicht zu krepieren? Nun? Nein, oder? [...]“⁵⁶

Auch Zsigmond Kunfi schreibt in *Világosság*:

„Ich bin überzeugt, dass Tausende von ungarischen Flüchtlingen, ohne Rücksicht auf Parteizugehörigkeit und Denkweise, mit größtem Dank und Anerkennung an die österreichische sozialdemokratische Partei denken und nichts anderes fühlen, als Hass und Verachtung jenen kommunistischen Hauptführern gegenüber, die ununterbrochen um die Pforte führender Sozialdemokraten hausieren und nach Abgang ihre schmähenden und verlogenen Artikel schreiben. Wenn von der Emigration die Rede ist, sollen wir unsere Schuld der österreichischen sozialdemokratischen Partei gegenüber vor der Öffentlichkeit auf uns nehmen, deren Kampf, Ehrlichkeit und revolutionäre Solidarität es überhaupt ermöglichte, von der Emigration im Allgemeinen reden zu können.“⁵⁷

55 Zoltán Péter, <http://www.kakanien-revisited.at/beitr/fallstudie/ZPeter1.pdf> (gesehen am 21.11.2019)

56 *Az Ember*, Wien 1919 – vermutlich 1925. Online unter <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=aeb&datum=19191113&zoom=33>.

57 Vgl. Zsigmond Kunfi, *A magyar emigráció* [Die ungarische Emigration]. In: *Világosság* 22, 27.10.1920, S. 347-350. Aus dem Ungarischen von Amália Kerekes. Vgl. A. Kerekes/Z.

Alle politischen Lager, die in der Emigration untereinander in zum Teil scharfer Konkurrenz standen, hatten, wenn auch untereinander zerstritten, allerdings zumindest einen gemeinsamen Feind: Das Horthy System in Ungarn und den Wunsch nach dessen Untergang – wobei die *Bécsi Magyar Újság* den Wechsel zu Beginn begrüßte und sogar Interviews mit Horthy, die ein Redakteur der Zeitung in Ungarn gemacht hatte, brachte⁵⁸.

Az Ember – die Anfänge

Eine Zeitschrift und deren Herausgeber sei an dieser Stelle näher vorgestellt. Es handelt sich dabei um die Publikation *Az Ember* (Der Mensch), eine Wochenzeitschrift, herausgegeben von Ferenc Göndör,⁵⁹ die bislang vermutlich wegen ihrer schlechten Quellenlage nicht erforscht wurde. Göndör wurde als Ferenc Krausz 1885 in Bihardiószeg, nördlich von Großwardein, im heutigen Rumänien geboren und verstarb im amerikanischen Exil in New York im Jahre 1954. Er hatte seine Laufbahn als Journalist in Großwardein begonnen, übersiedelte 1912 nach Budapest wo er Mitarbeiter der 1877 gegründeten sozialistischen Zeitung *Népszava*⁶⁰ (Stimme des Volkes) wurde. Mit 1.10.1918 gründete er eine eigene Zeitschrift, *Az Ember, Göndör Ferenc politikai hetilapja* (*Der Mensch, eine politische Wochenschrift von Ferenc Göndör*)⁶¹

Bereits die erste Nummer des Blattes wurde von der Zensur genau beobachtet. So konnte beispielsweise das inhaltliche Programm nicht erscheinen und die Herausgeber merkten unter „A mi vallásunk“ (Unsere Religion) an, die Zensur habe an dieser Stelle eingegriffen.⁶² Den ersten Beitrag schrieb der Dichter Endre Ady, ein „farewell“- Brief an einen in den Krieg ziehenden Freund.

Péter: Internationalität – Integration – Vermittlung. Die Wiener ungarischsprachige sozialdemokratische Presse in der Anfangsphase der Ersten Republik. 08.2007. In: http://www.kakanien.ac.at/beitr/emerg/AKerekes_ZPeter1. (gesehen am 21.11.2019)

58 z.B. BMU, 15. November 1919.

59 Ferenc Gödörös Werke: Hárman. Antológia, Szederkényi Anna és Haraszthy Lajos összeváltva együtt, a kötethez Ady Endre írt előszót, Kaposvár 1906; A háború nyomában, Budapest 1915; A szenvedések országútján. Háborús följegyzések, Budapest 1916; Szerb szocialisták a háborúban, Budapest 1917; Vallomások, Wien 1920. Siehe dazu auch Hanak, <http://docplayer.org/14024839-Politik-und-geistesleben-der-ungarn-in-wien-1918-1924.html>, (gesehen am 21.11.2019).

60 Online <https://adtplus.arcanum.hu/hu/collection/Nepszava/> (gesehen am 21.11.2019).

61 Angaben dazu in nahezu allen Internet-Seiten falsch! Wikipedia etc. Siehe dazu jüngst online: http://real-j.mtak.hu/15020/1/az_ember_1918_001.pdf (gesehen am 19.4.2021)

62 AE, 1.10.1918

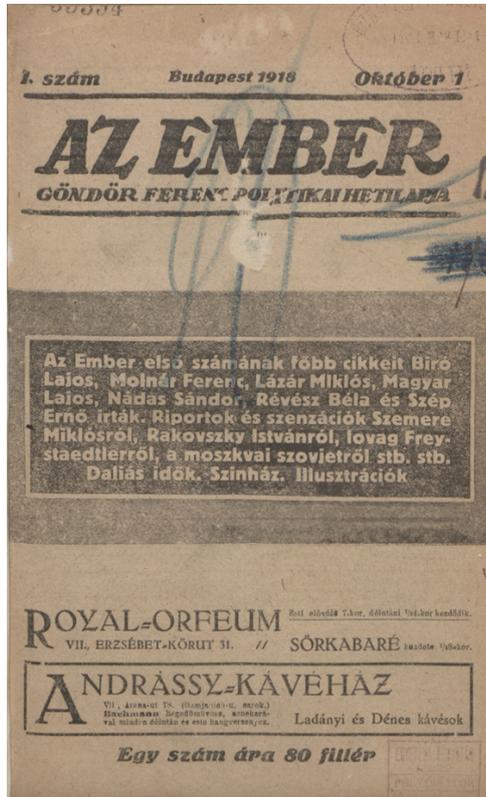


Illustration 1: Erste Nummer der Zeitschrift, Budapest am 1.10.1918

Göndör bekleidete während der Räterepublik (ab März 1919) das Amt des Präsidenten des ungarischen Presserates, stellte sich aber gegen das politische Programm der Kommunisten. Nach deren Sturz emigrierte er zunächst nach Wien und später nach New York, wo er das Blatt bis zu seinem Tod im Sinne eines gemäßigten Sozialismus weiterführte.⁶³ Seine Person wurde von der ungarischen Emigration aber auch von den österreichischen Medien kontrovers betrachtet. Die einen warfen ihm vor,

63 Die in den USA erschienen Ausgaben konnte ich noch nicht durchsehen. Dies Bestände der ÖNB sind auch nicht vollständig und umfassen nur die drei ersten Jahrgänge. Göndör dürfte das Blatt allerdings bis zu seiner Migration nach Amerika weitergeführt haben.

mit dem linken Terror zu sympathisieren und wollten Göndör eine allzu große Nähe zu den Kommunisten nachweisen, die anderen sprachen von seinem Märtyrertum und Wichtigtuerei.

Friedrich Oppenheimer schrieb über Göndör im *Neuen 8-Uhr Blatt*: „Geradezu tragisch ist das Schicksal des politischen Feuerkopfes Franz Göndör. Ehemals einer der bedeutendsten Redakteure der „Népszava“, darf er niemals mehr den Boden seiner Heimat betreten. Ihm würden die Roten, kämen die Kommunisten ans Ruder, ebenso hängen wie die Weißen; er hat sich bei beiden Parteien verhaßt gemacht. Ein überzeugter Sozialdemokrat brachte er beiden politischen Extremen gleiche Abneigung entgegen und verließ verbittert die Heimat.“ (*Neues 8-Uhr Blatt*, 6.6.1924) Die konservative *Reichspost* wiederum schrieb, Göndör habe seit jeher mit den Kommunisten geliebäugelt und als Pressediktator Ungarns die Einstellung der bürgerlichen Blätter bewirkt. (*Reichspost*, 6.6.1919). Gegen diese Behauptungen der *Reichspost* hatte Göndör allerdings eine Klage eingereicht. (*Ember*, 13.11.1919) Göndör selbst verstand sich als Sozialdemokrat. Er hegte jahrelang die Hoffnung, in die ungarische Heimat zurück kehren zu können, sah sich und Seinesgleichen aber im Laufe der Zeit von den ungarischen Sozialisten mehr und mehr im Stich gelassen. 1925, knapp vor seiner Auswanderung in die USA schrieb er im *Neuen 8-Uhr Blatt* einen Beitrag über den aussichtslosen Kampf unter dem Titel „Alle haben uns verlassen!“. Er rief darin die ungarischen Sozialdemokraten auf, doch mehr für die Rückkehr der Emigranten, die nicht zuletzt auch die Partei wieder stärkten, zu tun. (*Neues 8-Uhr Blatt*, 2.5.1925)

Einer der Mitarbeiter Göndörs war der Graf Béla Vay gewesen. Vay entstammte einer einflussreichen Budapester adeligen Familie, sein Vater war Graf Ádám Vay und seine Mutter eine Gräfin Zichy. Er war ein großer Bewunderer seines Cousins Mihály Károlyi und wurde durch ihn politisiert. Während eines Berlinaufenthaltes schloss er sich vollends der sozialistischen Bewegung an. Im August 1921 emigrierte er nach Wien und arbeitete fortan mit Göndör an der Zeitschrift zusammen. Im darauffolgenden Winter verschwand Vay auf mysteriöse Weise und kam zwei Jahre später in die Schlagzeilen der Medien, weil er einen Wächter der Nervenheilanstalt („Irrenanstalt“) Inzersdorf erschlagen hatte. Sämtliche Wiener Medien berichteten über diesen ungewöhnlichen Vorfall, dem laut fortschrittlichen Medien Entführung und widerrechtliches Festhalten in einer Irrenanstalt zugrunde gelegen haben durften. Es wurde vermutet, die eigene Familie habe den Grafen wegen seiner radikalen sozialistischen Politik mundtot gemacht. Zwei seiner Brüder lebten bereits aufgrund von Geisteskrankheiten in der Döblinger Anstalt, Vay besuchte

sie regelmäßig, bis er eines Tages eben selbst verschwand. *Der Tag* schrieb am 5.8.1924 über die Geschehnisse: „Ein junger Mann lebt in Wien, Sproß eines ungarischen Adelsgeschlechts, verkehrt er in Kreisen der ungarischen Emigranten, schreibt in dem in Wien erscheinenden Blatt ihres Führers Franz Göndör in „Az Ember“, betätigt sich sozialpolitisch und lebt ein bescheidenes Leben. [...] Eines Tages verschwindet er. [...] Zwei Jahre später geht [...] eine kurze Meldung durch die Zeitung, daß der Zögling einer Privatirrenanstalt in Inzersdorf seinen Wächter erschlagen habe.“ Tags darauf berichtete dieselbe Zeitung allerdings von der Krankheit, vermutlichen Angststörungen Vays, seiner Desorientiertheit und vom Begräbnis des ermordeten Wächters. Von politisch motivierter Entführung ist hier nicht die Rede.

Am 18.9.1921 hatte Göndör selbst Vay eine ganze Reportage in seiner Zeitschrift gewidmet, in der er das politische Bekenntnis des jungen Grafen zur Sozialdemokratie lobte und die Verfolgung durch seine Familie in Wien, die ihn entgegen dessen Willen nach Budapest verschleppen wollte, anprangerte. Vay hatte bis zu diesem Zeitpunkt im *Ember* einen Beitrag über Horthys Einzug in das Komitat Baranya geschrieben und einen eben über seinen Cousin Mihály Károlyi. Károlyi hatte daraufhin Vay in einem offenen Brief, der ebenfalls im *Ember* erschien, vor seinem eigenen Mut und den Konsequenzen, die er zu erwarten hätte, gewarnt. (25.9.1921) Leider stehen die späteren Nummern der Zeitschrift derzeit nicht zur Verfügung, so ist es nicht möglich, Göndörs Position zum Fall Vay zu recherchieren.

Ein weiterer bedeutender Mitarbeiter Göndörs war sein stellvertretender Chefredakteur, Tibor Diószeghi, der gerade rechtzeitig zur Vorbereitung der ersten Nummer aus Budapest nach Wien geflohen war, aber auch Ferenc Hideg, Zsigmond Kunfi, Andor Nagy, Sándor Garbai und zahlreiche andere Emigranten publizierten im *Ember*. Nachrichten aus Ungarn direkt erschienen meist anonym, allerdings in großer Zahl.

Das politische Programm: die Unterstützung Károlyis

Die erste Nummer von *Az Ember*, die am 13. November 1919 in Wien heraus kam trägt den Untertitel *Göndör Ferenc Hetilapja*, die *Wochenzeitung des Ferenc Göndör*, auf der Rückseite erschien derselbe Titel und Untertitel nochmal auf Deutsch: „Franz Göndörs politische Wochenschrift ‚Der Mensch‘, erscheint jeden Donnerstag mit reichhaltigem und sensationellem Inhalt. Überall erhältlich.“⁶⁴ Die Herausgeber stellen sich in der ers-

64 Erste Nummer in Wien, AE, 13.11.1919.

ten Nummer als Vertrieben und als Opfer sowohl des roten als auch des weißen Terrors in Ungarn vor:

„Vertrieben, gehetzt, ein bisschen gebrochen und müde ist das zerfledderte Schiff von *Az Ember* auf der Frieden spendenden Insel angekommen, der Hauptstadt Österreichs, Wien. Wir haben in Budapest jetzt nichts mehr zu reden, wir durften dort gar nichts mehr tun. Wir sind Schiffsbrüchige und sind hierher geflohen und wollen hier in unserem alten und sich niemals ändern Duktus all das in die Welt hineinrufen woran wir glauben, das wir als wahr erachten, und wovon wir uns niemals distanzieren werden. [...] Unsere eigene private Lage war besonders schwer, weil uns die roten Terroristen genauso gehetzt haben wie uns die weißen Terroristen hetzen. *Az Ember* wurde zunächst durch die Räterepublik stumm gemacht und es ist nur natürlich, dass dieses Blatt nun nicht zu Wort kommen kann in einer Regierung Friedrich, die unter dem Zeichen der Pogrome operiert. Der Verfasser dieser Schriften wurde zum Tode verurteilt durch Lenins Jungen. Er musste vor dem sowjetischen Terror flüchten, also was liegt näher, als das auch die blutrünstigen Jungen des weißen Terrors nach ihm suchen. Er musste auch vor der Schreckensherrschaft des weißen Terrors flüchten. Und da unser Gerechtigkeits-sinn uns auch in eigenen und persönlichsten Angelegenheit nicht im Stich zu lassen pflegt, müssen wir feststellen, dass die roten Lenin Burschen ebenso recht hatten als sie nach unserem Leben trachteten wie die weißen Burschen, als sie uns umbringen wollten. Vom eigenen Gesichtspunkt her betrachtet hatten beide Terrorgruppen recht, denn wir sind wirklich ihre Todfeinde, die Todfeinde des roten Terrors genauso wie die Todfeinde des weißen Terrors. Unser Gerechtigkeitsgefühl zwingt uns aber zu der Feststellung, dass der weiße Terror noch viel unbarmherziger, unmenschlicher und blutrünstiger ist als es der rote Terror gewesen war. Dabei war dieser auch keine belustigende Angelegenheit.“⁶⁵

Gezeichnet ist der Brief mit Ferenc Hideg, einem der wichtigsten Mitarbeiter des Wochenblattes.

Diese erste Nummer bringt auch gleich zur weiteren Offenlegung der politischen Zugehörigkeit des Blattes einen Brief des gestürzten Ministerpräsidenten Mihály Károlyi, der sich zu dieser Zeit auch nicht mehr in Ungarn, sondern in seinem Exil in der Nähe von Prag aufhielt. Károlyi war noch von Kaiser Karl I. eingesetzt und an die Spitze der neu ausgerufenen Republik Ungarn gestellt worden. Seine fragile, kurzlebige Regierung wurde vom bürgerlichen und vom sozialdemokratischen Lager getragen. Bereits in der ersten Nummer des Blattes, die noch in Budapest erschien,

65 AE, Nr. 1, 13.11.1919.

räumte das Blatt dem Programm Károlyis Platz ein. Über die Hoffnung, die der junge Politiker in der ungarischen politischen Opposition weckte, schrieb Göndör in seinem 1922 in Wien erschienenen Roman, *Vallomások*:

„Der einzige Trost und Hoffnung spendende Erscheinung war allerdings Mihály Károlyi; mit seiner kleinen Parlamentspartei versuchte er das Land nach der Katastrophe zu bremsen. Károlyi hatte all der Verfolgung getrotzt, sich nicht um die Gefahr der Verhaftung, ja der Gefahr des Gehängt-Werdens gekümmert und war ständig im Kampf um den Frieden bemüht. An seiner Seite versah auch der sehr ehrhafte, mutige Pazifist Márton Lovaszi seine Arbeit. Die Geschichte wird die Friedensbemühungen Károlyis und einiger seiner Mitstreiter in dieses allerdunkelsten und schwersten Zeiten Ungarns anerkennen und hochschätzen.⁶⁶

Károlyis Brief, der eigentlich ein Aufruf an seine Mitstreiter war, trug den Titel „An die arbeitenden Ungarn!“ Er erklärt darin die Gründe, die zur Herrschaft des weißen Terrors, zur Diktatur führten, und holt weit aus, in die Zeit der Doppelmonarchie, in der gesellschaftspolitische Versäumnisse verübt wurden, die weittragende Folgen zeitigen, aber er kritisiert auch den roten Terror der Räterepublik.

„Das alte Ungarn kann nicht wiederhergestellt werden. Die Lebenskraft kann Ungarn, das krank ist, blutet, verbraucht ist nur durch große liberale Sozialreformen wieder gegeben werden wodurch es seinen Platz im neuen Europa einnehmen könnte. Das Programm der Oktober Revolution ist auch heute noch die einzig sichere Basis im Meer der aufgewühlten Seele des Volkes. Arbeitende Ungarn! Ich bitte euch, haltet durch und steht zu diesem Programm. Tut das nicht für mich, sondern für die zukünftige Generation und das neue Ungarn!“

Er werde, so der Schluss des Briefes, sobald er dem Volk Rede und Antwort stehen könne, nach Hause zurückkehren – vor den Schergen Horthys wolle er sich nicht verantworten. Datiert ist das Schreiben, das in Eichwald – Dubi, Nordböhmen verfasst wurde, mit 3. November 1919. Neben dem Schreiben an die ungarischen Arbeiter erschien in der ersten Nummer ein nicht gezeichneter Beitrag „Károlyi Mihály“, in dem sich das Blatt dem einstigen Ministerpräsidenten gegenüber als loyal deklariert und sich hinter die Oktoberrevolution als die einzig legitime Revolution in Ungarn stellt.

66 Göndör, *Vallomások*, S. 9

„Bevor wir weitergehen möchten wir hier nachdrücklich mit erhobenem Haupt und lauter Stimme festhalten, um jedes Missverständnis auszumerzen, das wir uns mit der ersten, also der ungarischen Revolution des Oktobers in jeder Hinsicht identifizieren und stolz zu all den Vergehen stehen, die mit der Befreiung Ungarns im Oktober 1918 und dem Sturz der alten, das Volk mordenden Macht im Zusammenhang stehen.“⁶⁷

Károlyi stand für ein politisches Programm, das den Zusammenschluss von sozialistischen Oppositionsbewegung vorsah. Dessen geistiger Urheber war unter anderem der oben bereits erwähnte Oszkár Jászi, der Károlyi auch persönlich nahestand. Unter dem Titel „Az emigráció programja“ (Das Programm der Emigration) fasste die Gruppe ein zehn Punkte Grundsatzpapier zusammen, in dem sie sich als Sozialisten deklarierte, die mögliche zukünftige Kooperation mit den Nachbarstaaten im Kampf gegen Horthy in den Mittelpunkt stellte, sich in ihren Zielen auf demokratische Mittel stützte und jegliche Form von Terror und Diktatur ablehnte. Sie plante Zentralbüros in Wien und Budapest und wollte sich nicht auf die politische Unterstützung der Sozialistischen Internationale stützen.

Von Beginn an stand *Az Ember* in Wien unter Beobachtung der Medien, so vor allem der konservativen *Reichspost* und der kommunistischen *Roten Fahne*. Die Redaktion geht mehrfach auf die Kampagnen, die gegen sie liefen, ein. Am 28.11.1920 schrieb vermutlich Göndör selbst:

„Az Ember, diese geflohene kleine Wochenzeitschrift und ihr heimatloser Redakteur werden von allen Seiten angegriffen. Das die ungarischen Zeitschriften und ungarischen Journalisten es heutzutage mit uns nicht gut meinen, das nehmen wir ihnen bei Gott nicht übel, im Gegenteil, wir sehen es als natürlich an. Erstens weil wir es verdienen, dass uns die Budapester Kollegen beißen, andererseits ist es die heilige Pflicht der Pester Blätter uns anzuschwärzen. Sie können jetzt nämlich nicht das schreiben was sie wollen, denn sie arbeiten jetzt nach Diktat. Es ist auch klar, dass wir in unserer Emigration hier in Wien auch nicht gerade auf Rosen gebettet sind. Von einer Seite greift uns die Reichspost und die klerikalen Zeitschriften an, von der anderen Seite die kommunistische Rote Fahne. Sie verbreiten ihre nicht gerade freundliche Meinung über uns. Auch die Christlich- Sozialen sind nicht zufrieden mit uns, genauso wie die Kommunisten. Isoliert kämpft Az Ember weiter und wir werden immer glauben, dass wir im Recht sind. Heute mehr denn je. Weil eines ist ganz sicher: dass weder die Reichspost noch die Rote Fahne Recht hat.“⁶⁸

67 AE, Nr.1, 13.11.1919.

68 AE, 28.11.1920.

Das Thema Horthy und die Judengesetze

Ein weiteres Thema, das das Blatt fortan sehr beschäftigte, war die repressive und antisemitische Politik in Ungarn unter Miklós Horthy.⁶⁹ Der Reichsverweser hatte sich schon in seiner Zeit in Szeged als Antisemit deklariert und die Ermordung von Juden toleriert, sofern die Zahlen der Getöteten nicht ausufernten: „Bringt mir nicht zu viele Juden um, denn sonst bekommen wir nur Probleme“ wird er in den Rückerinnerungen des Freikorpsführers Pál Prónay zitiert.⁷⁰ Die ersten Gesetze des Jahres 1920, die Studierenden aufgrund ihrer ethnischen Herkunft fortan den Besuch von Universitäten untersagte, auch den Juden, die als Ethnie deklariert wurden (6,2 % der Bevölkerung Ungarns waren Juden, ein Großteil von ihnen lebte in der Hauptstadt Budapest), werden in diesem Zusammenhang oft als Ausgangspunkt seines politischen Rundumschlages gegen Juden gesehen. Freilich stand er damit nicht allein in Europa, den ähnliche Gesetze hatte es bereits in Russland, Polen und Rumänien gegeben und sie waren – trotz antisemitischer Tendenzen unter der Bevölkerung – auch in manchen Ländern bereits wieder aufgehoben worden. Ungváry spricht in diesem Zusammenhang von einem späten Ankommen der Beschneidung der Rechte der Juden (auch) im universitären Bereich in Ungarn.⁷¹ Den Gesetzen war eine massive antisemitische Haltung unter den Studenten vorangegangen, die sich in Schlägereien und körperlichen Übergriffen gegen jüdische Mitstudenten manifestierten, so zum Beispiel im August 1919 an der Medizinischen Universität in Budapest.⁷² Die Schlägereien breiteten sich auf alle Universitäten aus und führten sogar zu einem Aussetzen des Unterrichtes im August und September. Der Ausschluss der Juden vom Studium führte übrigens zu einem Rückgang von 25-30% der Studentenschaft, ein Ausfall, der durch „christliche“ Studierende nicht wett gemacht werden konnte.

Den Juden wurde unter Horthy vor allem die Beteiligung am Erstarken der kommunistischen Macht in Ungarn vorgeworfen und sie als „Judenbolschewisten“ grundsätzlich und durch alle sozialen Schichten hindurch an den Rand der Gesellschaft gedrängt. Die Truppen Horthys und seine Freischärler haben insgesamt schätzungsweise 5000 Menschen als „Ver-

69 Siehe zu Horthy jüngst: Krisztián Ungváry: Horthy Miklós. A kormányzó és felelősége 1920-1944, Budapest, Jaffa 2020. Zu Horthys Schergen: Béla Bodó, Héjjas Iván. Online <http://ketezer.hu/2010/10/bodo-bela-hejjas-ivan/>

70 Zitiert nach Ungváry, 2020, S. 18.

71 Ungváry, 2020, S. 104.

72 Ebda., S. 6.

geltungsmaßnahme“ für den Roten Terror zum Teil bestialisch ermordet, und dies quer durch die Bevölkerung.⁷³ Béla Bodo schreibt darüber:

„In retribution for Communist crimes and humiliation suffered during the leftist experiment, the officers' detachments, supported by the civilian militias and patriotic organizations, killed at least 3000 individuals the next two years. At least one third of the victims of the counterrevolution were Jews.“⁷⁴

Die Zeitschrift *Ember* reagierte heftig auf die auch in Ungarn kolportierten Morde und veröffentlichte beispielsweise am 2. Januar 1920 unter dem provokanten Titel „Es gab keinen roten Terror!“ einen Beitrag, gezeichnet von Ferenc Göndör, der das kommunistische Regime mit dem Horthys verglich und zu dem Schluss kam, dass der rote Terror durch die wesentlich grausameren Vorkommnisse der letzten Monate schon längst rehabilitiert sei. Über Horthys Schergen schrieb er, es sei

„eine arbeitsscheue, auf Kosten anderer in den Tag hineinlebende Bande“, sie „fegt über Ungarn dahin und vollzieht Massenschlachtungen in Transdanubien, Siófok, Pápa, Kecskemét und überall dort, wo hin sie ihre vernichtenden Schritte richten, stehen sie bis zu den Knien im Blut und sind bis zu den Knöcheln in den Körpern der niedergemetzeltem Menschen [...] und das ist der Christliche Kurs, dessen Flagge die Herren Friedrich-Horthy, Huszár und Peyer siegreich flattern lassen [...]. Jetzt, wo der weiße Terror der ungarischen Arbeiterschaft seine Ehre erweist, sehen wir, dass es überhaupt keinen roten Terror gegeben hat und wir möchten mit verzweifelter Wut all diejenigen Seiten dieses Blattes vernichten, in denen gegen den roten Terror gekämpft wurde.“⁷⁵

Zwei Namen lassen sich mit den antisemitischen und antikommunistischen Morden und Plünderungen verbinden: die der beiden Freikorpsführer Pál Prónay und Iván Héjjas.

„The Prónay Detachment not only killed between 1500 and 2000 people and maimed, tortured, beat and humiliated thousands more during the White Terror, especially in its first phase in the fall and winter of 1919. Assisted by the local authorities and police forces, which had usually made the arrests before the detachments' arrival, the Prónay Battalion and other paramilitary groups transported thousands of inmates into military prisons and hastily construct-

73 Bodó, Héjjas Iván.

74 Béla Bodó: Pal Pronay: Paramilitary Violence and Anti-Semitism in Hungary, 1919-1921, Pittsburg University Press: Carl Beck Papers, 2011CBP. Online: https://www.academia.edu/23180066/Pal_Pronay_Paramilitary_Violence_and_Anti-Semitism_in_Hungary_1919-1921_Pittsburg_University_Press_Carl_Beck_Papers_2011CBP (12.1.2020)

75 AE, 2.1.1920.

ed internment camps. Hundreds of people were brutally tortured and killed en route in 1919 and early 1920, while thousands more died of malnutrition, overcrowding, poor hygienic conditions and abuse at the hands of their captors in military and civilian prisons and the internment camps the next two years.⁷⁶

Az *Ember* dokumentierte diese Morde laufend in seinen Spalten und brachte eine Vielzahl an Beweisfotos der Gräueltaten der an Mitstreitern stetig wachsenden Freischärlergruppen.

Der erste umfassendere Beitrag stammt vom 19.12.1920 und trägt die Überschrift *Kecskemét*, einem der übelsten Zentren der Ausrottung von Juden und Kommunisten bzw. Regimegegnern.

„In Ungarn liegen am Straßenrand, in den Gräben zu hunderten die Leichen. Blut, vergossenes, dampfendes Menschenblut kennzeichnet den Triumphpfad des christlichen Kurses und im Donau-Theiß Zwischenstromland erklingt das Echo der ermordeten Menschen in ihrem Todeskampf [...]. Was in Kecskemét und in dessen Umgebung passiert, das übertrifft jede Vorstellung. Die Helden der ungarischen Armee sind in das Gefängnis eingebrochen und haben die kommunistischen Gefangenen mitgenommen, sie sind in private Häuser eingebrochen und haben von dort Menschen verschleppt, danach haben sie auf den Straßen diejenigen zusammengetrieben, auf die sie gerade Gusto hatten, und haben sie mit adeliger Schlichtheit erschlagen, ermordet und verstümmelt [...]. Bisher hat man mehr als hundert verwesende Leichen im Wald von Orgovány und dessen Gebiet gefunden, aber die Zahl der Opfer steigt von Stunde zu Stunde. [...] Die Kecskeméter Massenschlachtung ist in der Größenordnung imposanter als alle anderen [...]. Verzweifelt und geschockt sehen wir wie die ungarischen Schrecken sich zu einer europäischen Katastrophe ausweiten.“⁷⁷

76 Béla Bodó, online https://www.academia.edu/23180066/Pal_Pronay_Paramilitary_Violence_and_Anti-Semitism_in_Hungary_1919-1921_Pittsburg_University_Press_Carl_Beck_Papers_2011CBP (gesehen am 12.1.2020). Über Iván Héjjas schreibt Béla Bodó: „Like Hitler, Héjjas was convinced that he was “beyond good and evil,” and that he and his men deserved the nation’s gratitude. Like Hitler, Héjjas clearly felt no pity for the relatives of those people whom his men had tortured and killed, and no regret over what they had done. The knowledge that he had gotten away with murder, with the full support of the political and military elite, filled the young upstart with both pride and an exaggerated sense of self importance. By early 1920, Héjjas, while still conscious of his shortcomings, was well on his way to becoming a national figure,“ Béla Bodó, Iván Héjjas: The Life of a Counterrevolutionary, East Central Europe 37 (2010). online https://www.researchgate.net/profile/Bela_Bodo/publication/273600948_Ivan_Hejjas_The_Life_of_a_Counterrevolutionary/links/5df4989a4585159aa47c02da/Ivan-Hejjas-The-Life-of-a-Counterrevolutionary.pdf (gesehen am 12.1.2020)

77 AE, 19.11.1920.

Die Untaten des Iván Héjjas wurden jüngst durch die ungarische Geschichtsschreibung wieder legitimiert: Der Historiker László Domokos verfasste ein Werk mit dem Titel *Héjjas-nyárfa árnyékában* (Im Schatten von Héjjas' Birke), ganz im Sinne einer neuen historischen Wahrheit, das Iván Héjjas rehabilitiert. In seinem Werk wird Iván Héjjas, ein antisemitischer, antikommunistischer Massenmörder zu einem Helden, einen ehrbaren ungarischen Soldaten, eine Art Abenteurer, der für seine Heimat kämpft, die Opfer, Kommunisten und Juden zu Verrätern, die mit den Rumänen gemeinsame Sache gemacht haben sollen.⁷⁸

Soviel zur politischen Linie, die die Zeitschrift verfolgte: ein Károlyi-treues Blatt, das das Horthy Regime zutiefst verachtete und das alle Hoffnung in die baldige Niederlage des sich rasant etablierenden Terrorregimes setzte.⁷⁹ Fast jede Nummer des Blattes beschäftigt sich mit der ungarischen Innenpolitik und deren radikalen, terroristischen Auswüchsen, aber auch mit der Verfolgung einzelner Freischärler wegen deren Übergriffe auf zivile Bevölkerung. Wien spielt in *Az Ember* nur eine Hintergrundrolle und wird vor allem erwähnt, wenn es um die Großzügigkeit der österreichischen Regierung den Flüchtlingen gegenüber geht, oder darum, sich von anderen ungarischen Flüchtlingsgruppen, deren politisches Profil sich von *Az Ember* unterscheidet, abzugrenzen. Die Hauptaufgabe des Blattes war jedenfalls die Beobachtung der ungarischen Innenpolitik und die Berichterstattung für Ungarn, die außerhalb der ungarischen Grenzen lebten, und zwar nicht nur den Flüchtlingen, sondern des Diaspora-Ungarn in den Grenzländern. Was noch auffällt, ist die intensive Blattkritik und Pressebeobachtung, mit der sich die Redaktion von *Az Ember* beschäftigte. Marginal wirkt hingegen die Hinwendung zur Kulturszene sowohl in Budapest als auch in Wien. Einzelne Romane werden zwar hin und wieder besprochen, aber auch dies hauptsächlich in einem satirischen Ton, so zum Beispiel ein Roman von Sándor Nádás mit dem

78 <https://pestisracok.hu/lehet-e-hos-egy-feherterroristabol-hejjas-ivan-es-a-nyugat-magyarorszagot-megvedo-rongyo-garda-tortenete/> „Sajnos nem sikerült mindet beásni nyakig az orgoványi erdőben...” – schrieb der Journalist Zsolt Bayer in der Zeitung *Magyar Hírlap*, 4.3. 2011. Dt.: „Leider gelang es im Wald von Orgovány nicht, alle bis zum Hals einzugraben.“

Dazu kritisch der politische Blog Hungarian Spectrum: <http://hungarianspectrum.org/tag/ivan-hejjas/>

79 Der ungarische Historiker Ignác Romsics spricht im Zusammenhang mit dem Horthy Regime übrigens nicht von einem faschistischen Regime, hat es doch das Parlament akzeptiert und auch die Mehrparteilichkeit. Nur war es anderen Parteien durch geschickte Regelungen unmöglich, an die Macht zu kommen.

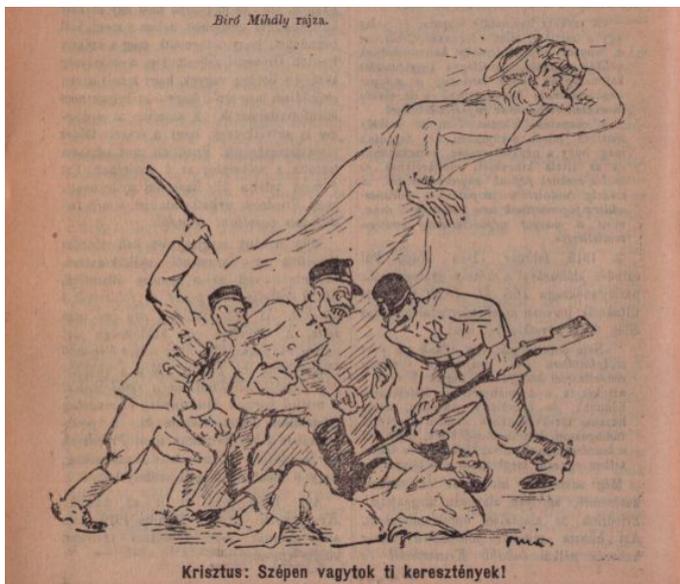


Illustration 2: Zitat: Ihr seid mir schöne Christen!
AE, 20.11.2019

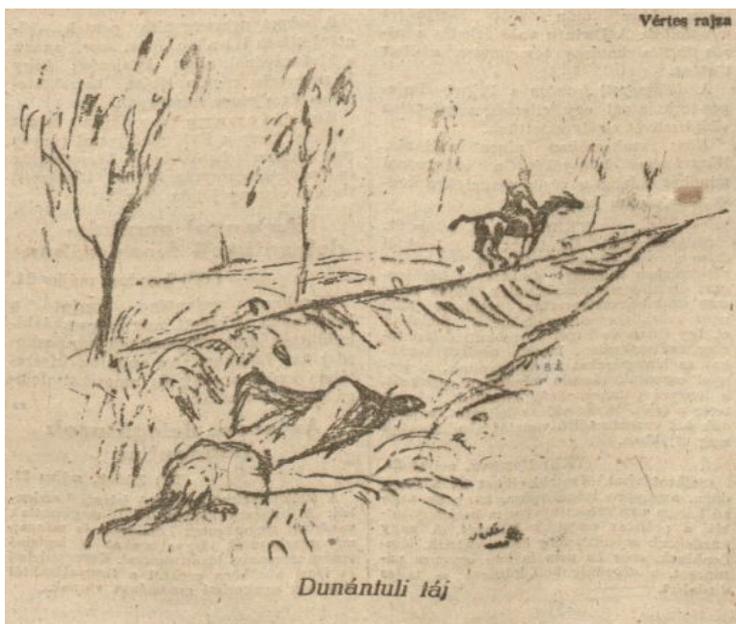


Illustration 3: Transdanubische Landschaft



Fehér terror — fekete fénykép

A kezekemti tömeggyilkosságok ügyében megindult a vizsgálai, amelynek eredménye még ma is — hónapok múltán! — ismeretlen. A gyilkosok vezetője, Hájjas Jván főhadnagy, még ma is — hónapok múltán! — szabadon jár és barátkozik a fővezér-kormányzóval, aki még ma is — hónapok múltán! — azt hangsúlyozta, *la y nincs fehér terror.*

Horthy Miklós nem tud a fehér terrortól, mert egyszerűen nem tesz tudomást arról az ügyről, rendőrségi és egyéb hatóságok által feltárított jelentésekéről, amelyek tisztárárnak tagjai által elküldött kiegészítő-kezelésekről és gyilkosságokról szólanak. Horthy Miklós behunyja a szemét, hogy nem látván az akasztásokat, nyugodtan mondhatja: nincs fehér terror; Horthy Miklós bedugja a fülét, hogy nem



Oradeva. Elöl: a románai hadsereg tisztje által meggyilkolt Deutsch Ernő bűntudatviselő, mellette Fehete nevű katonák, a harmadik Hegedűs Imre tanító. A háttérben a munkások által meggyilkolt emberek halálai.

Hat munkás martír-halála Horthy Miklós bitóján



És az újabb sorozat Zalaegerszegről való. Egyszerre hat munkást végeztek ki Horthy háhérai. Külömben nincs fehér terror. Csak ilyen fotográfiák vannak, amelyek a kormányzóval és Apponyival ellentmondani látszanak. Így gyilkolják a magyar munkásokat Horthyországban, vajjon tess-e eleget tölél, hogy az ártatlanok halálát megbosszulják gyilkosaikon?

Fotodokumente der Morde an der Zivilbevölkerung, AE

Titel *Krisztina sorsa* (Das Schicksal der Christina).⁸⁰ Eine feuilletonartige Rubrik zog sich allerdings über mehrere Monate durch die Spalten der Zeitschrift, die *Österreichischen Briefe des Jenő Hajnal*, die sich programmatisch an den ersten Briefroman der ungarischen Literaturgeschichte, der übrigens lange Zeit als historisches Dokument gelesen wurde, anlehnt: Es ist dies die Rubrik, besser das essayistische Feuilleton „Osztrákországi Levelek“ (Österreichische Briefe) von Jenő Hajnal. Hajnal war ein Journalist aus der ungarischen Provinz, politisch schon früh tätig organisierte er gemeinsam mit z.B. Andor Nagy den ersten Journalistenstreik in Ungarn. Er zog nach Budapest, publizierte seine Texte unter anderem bereits in der dort erscheinenden Zeitschrift *Az Ember* (ab Oktober 1918) und unter der Räterepublik in der *Vörös Újság*. Hajnal wanderte nach Wien aus, schrieb für *Az Ember* und *BMU*. Er lebte später in Paris und New York und arbeitete unermüdlich für die linksgerichtete Presse der Migration. Seine *Österreichischen Briefe* in *Az Ember* bestanden aus mehrere Seiten umfassenden, zweiseitigen Texten, die stets politischer – meist satirischer Natur waren. Über dem Text fand sich stets dieselbe Karikatur, eine üppige Dame in türkischer, bauchfreier Kleidung, mit einem Niqab tief verschleiert und mit einem reich beladenen Essenstablett in der Hand. Sie bedient einen Gast, ebenfalls mit türkischer Kopfbedeckung, einem Fes, der sitzend in einem Kaffeehaus, dem *Café Rodosto*, schreibt, vor sich ein Blatt Papier, ein Tintenfass und vermutlich Kaffee.



Das Bildzitat weist auf einen Roman aus dem 18. Jahrhundert hin, auf die *Törökországi Levelek* (Briefe aus der Türkei) des Mikes Kelemen (1690-

80 Sándor Nádas, bis 1910 Sándor Neumann war ein ungarischer Regisseur, Autor, Journalist und Drehbuchautor. 1939 verließ er das Land und ließ sich mit seiner Familie in den USA nieder.

1761). Es handelt sich dabei um 207 lose Briefe an eine fiktive Tante (Gräfin E.P., in den Briefen als *Teure Muhme* tituliert) gerichtet, die der Autor über seinen Aufenthalt in der Türkei – Rodosto, wo er sich in der Emigration mit dem Fürsten Franz II. Rákóczi befand verfasste.⁸¹ Der Autor, Mikes, der aus seinem Exil nie wieder nach Hause zurückkehrte, schreibt über seine in der Türkei gemachten persönlichen Erfahrungen, über politische Entwicklungen, über kulturelle Differenzen zwischen seiner Zwangsheimat und Ungarn, über unüberwindbare Gegensätze sozialer Natur.⁸² Er litt – aber er zelebrierte sein Fremdsein zugleich. Essen, Gebräuche, Sprache, ungewohnte Gastfreundschaft – mit all dem kam er schwer zu recht. Gleichzeitig hob er seine Dankbarkeit dem Sultan gegenüber hervor, der der ungarischen Exilantengruppe im 18. Jahrhunderts das lebensrettende Asyl gewährt hatte und für ihr leibliches Wohl sorgte. Der erste Brief ist mit „Gallipoli, 10. Oktober Anno 1717“, datiert, der letzte mit „Rodosto, 20. Dezember 1758“. Diese „Brieffreundschaft“ hielt über vierzig Jahre an. Antwortschreiben gibt es natürlich keine, die Tante vermutlich auch nicht. Das Schlusswort des letzten Briefes lautet „Amen.“

Die „Österreichischen Briefe“ – korrekt übersetzt „Briefe aus Österreich-Land“ – des Jenő Hajnal sind sehr ähnlich konzipiert. Der erste Brief stammt vom 7. Februar 1920 und trägt neben der Karikatur eine Widmung an Mikes Kelemen.

„Herr Mikes, wir wollen euren Schlaf auf keinen Fall stören. Auch wenn sie mir ihre Feder nicht vererbt haben, so muss ich jetzt doch damit schreiben. Wir haben ein ähnliches Schicksal, wodurch sollte ich mir auf meiner bittern Flucht sonst die Zeit vertreiben. Ich habe diese Zsuzsi auch gekannt, mich wegen ihr häufiger gewaschen, aber auch ich hatte kein Geld (non habet pecuniam) und sie nahm sich daher den Butterfabrikanten zum Mann. Gemeinsame Trauer plagt unser Herz, vielleicht stöhnen wir deshalb auf ähnliche Weise, als gäb es zwischen uns diese Differenz von 200 Jahren gar nicht.“

81 Nach dem Frieden von Szatmár 1711 floh Franz Rákóczi zunächst nach Polen, später nach Paris und blieb dann bis zu seinem Tod in der Türkei.

82 Zur Werkgeschichte: Die einzige Handschrift der Briefe den M.K. liegt in der Bibliothek von Eger – Erlau – (Erzbischöfliche Bibliothek) und ist eine eigenhändige Kopie des Verfassers. Die Briefe wurden erstmals 1794 in Szombathely (dt. Steinamanger) herausgegeben. Darüber, wie die Briefe nach Ungarn gelangt waren, berichtet ein zeitgenössischer Artikel in der Zeitschrift *Hadi és más Nevezetes Történetek*, Wien, vom 27. November 1789. Demnach habe ein Händler das Werk aus der Türkei nach Ungarn mitgebracht und es ursprünglich von einem Diener des bereits 1735 verstorbenen Fürsten Rákóczi erhalten.

Von da an macht Hajnal in Mikes'scher Manier weiter, verfasst Brief um Brief, bis es zuletzt 48 sind.⁸³ Mit nur wenigen Ausnahmen erscheinen die Briefe wöchentlich, sie sind fast ausnahmslos aus Wien geschrieben, ein Mal aus Preßburg, ein Mal aus Baden bei Wien. Auch sein letzter Text vom 30. Januar 1921 endet wie die Türkischen Briefe des Mikes mit „Amen“ und drückt – neben einen kurzen Exkurs auf die drohende Möglichkeit, Westungarn an Österreich zu verlieren – ebenso wie jener die Hoffnungslosigkeit, die sich unter den exilierten Ungarn hinsichtlich einer möglichen Rückkehr nach Ungarn und einer Fortführung ihrer politischen Tätigkeit aus.

Fazit

Namhafte ungarische HistorikerInnen haben sich in den letzten Jahrzehnten mit dieser Phase der ungarischen Geschichte, die aus diversen Gründen unaufgearbeitet geblieben war, beschäftigt. Péter Hanák und György Litván, um nur zwei bedeutende Namen zu nennen, befassten sich vor Jahrzehnten bereits mit dem Thema. Auch die Literatur- und Kulturwissenschaft hat sich – allerdings eben sehr cursorisch – der reichen wissenschaftlichen und künstlerischen Produktion der ungarischen Migration angenommen. Was bereits gut aufgearbeitet ist, sind vor allem die dezidiert kulturhistorisch und literarisch interessanten Blätter, wie *Ma*, *Diogenes* etc. (durch Beiträge von Pál Deréky, Kókai Károly, Amalia Kerekes und Péter Zoltán, Andreas Pöschek). Die Analyse der Tageszeitungen und Zeitschriften politischen Inhalts auch aus kulturwissenschaftlicher oder literaturwissenschaftlicher Sicht, beziehungsweise die umfassende Darstellung und Analyse des Gesamtkorpus der Werke der ungarischen Migration fehlen leider noch immer. Die empirische Erfassung ist noch lange nicht abgeschlossen. Die Netzwerke der ungarischen journalistisch-literarisch tätigen Exilantenszene Wiens aus der Zeit nach 1918/19 müsste zunächst überhaupt erst auf ihre Protagonisten hin untersucht werden und später insbesondere auch in Hinblick auf ihre Verbindungen zu nicht-ungarischen Medien- und Kulturschaffenden sowie auf etwaige Zusammenarbeit analysiert werden.

Monographien zu einzelnen Akteuren stehen auch längst an. So wäre eine umfassende Aufarbeitung des journalistischen, aber auch schriftstel-

83 Nicht nur formal lehnt sich Hajnal an Mikes an, selbst seine Sprache ist stellenweise manieriert- archaisch, dem Ungarisch des 18. Jahrhunderts nachempfunden, nicht nur stilistisch, sondern auch orthographisch (Bécs- Béts; penna).

lerischen Eouvres des hier skizzierten Ferenc Göndör lohnend, der offensichtlich eine Schlüsselrolle in der politischen Szene Wiens der frühen 20er Jahre einnahm. Dass sich sein Nachlass auf zwei Kontinenten und mindestens drei Ländern verteilt findet, macht diesen Plan allerdings zu einem zwar umfangreichen, aber sicher reizvollen Projekt.

Politische und ästhetische Avantgarde und Moderne in Wien nach 1918

Bezogen auf Österreich in der Zwischenkriegszeit über Avantgarde zu sprechen, ist ein schwieriges Unterfangen. Es ist in der kulturhistorischen Diskussion vorherrschend, die Blütezeit der Jahrhundertwende zu betonen und die Zwischenkriegszeit als eine dunkle Periode anzusehen, die vom Elend der unmittelbaren Nachkriegszeit, die Gesellschaft zerreißen Spannungen, zunehmendem Antisemitismus, Bürgerkrieg, einer Allianz von konservativen Kräften der katholischen Kirche und rechter Politik sowie durch illegalen und legalen Nationalsozialismus gekennzeichnet war. Kulturell sei die Habsburgernostalgie prägend gewesen, was wiederum auf die Blütezeit der Jahrhundertwende verweist. Es wird zwar mitunter auch über das Laboratorium Wien gesprochen, viele einzelne und vielfach produktive Versuchsanordnungen lassen sich zwar anführen, was in diesem Laboratorium entstand, scheint aber durch die Ereignisse von 1927, 1934 und 1938 mehr als klar zu sein. Avantgarde ist hingegen positiv konnotiert, indem sie den Fortschritt, das Neue, die Utopie meint, also das, was durch den Humanismus und die Aufklärung versprochen und mit der Moderne verwirklicht wurde.

Über österreichische Avantgarde vor 1945 zu sprechen, ist auch aus dem Grund schwierig, weil zwischen den Kriegen keine eigenständige österreichische Avantgardegruppe auftrat. Einzelne Kulturschaffende haben sich für Avantgarde interessiert, internationale Avantgardisten erschienen in Wien z.B. in Ausstellungen und einzelne österreichische Kulturschaffende haben avantgardistische Werke hervorgebracht. Das alles aber eben nicht als Gruppe – und bekanntlich gilt das Auftreten einer Gruppe als wesentliches Kennzeichen von Avantgarden.

Das, was diese einzelnen, auch avantgardistisches Schaffen aufweisen – den Schriftsteller, Künstler, Musiker schufen, entbehrt außerdem einer klaren politischen Botschaft. Somit fehlt eines weiteres zentrales Merkmal von Avantgarden. Das Bedürfnis nach Umgestaltung der Kultur ging ja beim Auftreten der Futuristen 1908, der Konstruktivistischen und Dadais-

ten Mitte der 1910-er Jahre mit Forderungen von grundlegenden Änderungen in den Bereichen von Gesellschaft und Politik einher. Die Radikalität dieser Forderungen weist auf die Nähe dieser Gruppierungen zu radikalen politischen Ideen der Faschisten, Kommunisten und Anarchisten hin. Diese Nähe nährt zwar die Kritik an den Avantgarden und führte mitunter auch zu ihrer Disqualifizierung, in ihrer konkreten Ausformung zeigte sich jedoch auch jeweils eine klare Distanz zu den der jeweiligen Parteidoktrin verpflichtet agierenden politischen Formationen. Bei den österreichischen Avantgardekünstlern lässt sich dieses gesellschaftliche und politische Engagement nicht nachweisen.

Avantgarde gab es in Österreich dadurch, dass sich hier Avantgardisten aufgehalten haben, wie die Gruppe um den Ungarn Lajos Kassák respektive um die sowohl deutsche als auch ungarische Texte veröffentlichende Zeitschrift *Ma*. Die für die Kulturgeschichte wesentliche Frage dabei ist, inwiefern diese überhaupt zur österreichischen Kultur gehören – eine von der österreichischen Kulturgeschichtsschreibung nicht mit der nötigen Klarheit und Konsequenz gestellte Frage. Auffallend ist, dass in der Diskussion über die Einzelnen oder über die Gruppen immer ihre Isoliertheit betont wird, was bedeutet: Sie waren nicht organischer Teil der österreichischen Kultur.

Ein weiterer Grund, weshalb es schwierig ist, über österreichische Avantgarde zu sprechen, ist, dass sich die Diskussion darüber auf die Wiener Gruppe und auf den Wiener Aktionismus beschränkt. Beide Bewegungen traten zur Zeit der Neoavantgarden mit dem Anliegen auf, den Konservatismus Österreichs zu brechen – agierten also entsprechend einem weiteren zentralen Anliegen der Avantgarden. So legten sie und ihre Interpreten sich aber die Ideologie des Fehlens der Zwischenkriegszeitavantgarde in Österreich zurecht. Erst die dritte Generation nach der Wiener Gruppe und dem Wiener Aktionismus machte mit dem Künstler und Theoretiker Peter Weibel auf die Avantgarde der Zwischenkriegszeit u.a. mit *Ma* aufmerksam.¹ Der Kunsthistoriker Dieter Bogner bemühte sich in den 1980-er Jahren, mit profunden kunsthistorischen Forschungen jenes Bild ebenfalls zu korrigieren.² Zu erwähnen sind auch Ausstellungen der letzten Jahre im Belvedere³ und die ständige Ausstellung im

1 Siehe Oswald Oberhuber und Peter Weibel (Hrsg.): *Österreichs Avantgarde 1900-1938. Ein unbekannter Aspekt*, Wien, Galerie nächst St. Stephan 1977.

2 Siehe Dieter Bogner: *Denn der Österreicher lebt polarisch!* Wien, Habilitationsschrift 2003.

3 Siehe Gerald Bast et al. (Hrsg.): *Wiener Kinetismus. Eine bewegte Moderne*, Wien, Springer 2011 sowie Agnes Husslein-Arco et al. (Hrsg.): *Kubismus – Konstruktivismus – Formkunst*, München, Prestel 2016.

Literaturmuseum in Wien. All das konnte das verfestigte Bild aber bisher nicht korrigieren. So herrscht bis heute das Klischee der fehlenden Zwischenkriegszeitavantgarde in Österreich vor.

Im Bereich der Politik lässt sich natürlich in den Jahren nach dem Weltkrieg auch eine breite Palette von Strömungen beobachten. Auffallend dabei ist das massive Auftreten von radikalen Gruppen, und zwar sowohl im rechten als auch im linken Spektrum. Hier gab es also auch das Phänomen der Avantgarde, dass also eine kleine und radikale Gruppe sich selbst als vor dem großen Tross von Massenparteien richtungsweisend agierend bestimmte. Typisch ist dafür die Selbstbestimmung der Kommunisten in Absetzung von den Sozialdemokraten und zwar sowohl in Österreich, als auch in Ungarn sowie auch im Falle der ungarischen Sozialisten und Kommunisten im österreichischen Exil.

Im Folgenden drei Fallbeispiele für Avantgarde und Moderne und für ihre transnationale Vernetzung. Diese Fallbeispiele zeigen: Wien war in der Zwischenkriegszeit ein internationaler Drehpunkt. So nicht zuletzt für diejenigen, die sich als Vertreter der politischen und künstlerischen Avantgarde verstanden.

1.

Die ungarischen Avantgardisten hatten in Wien nicht nur deutsche Ausgaben ihrer Zeitschrift *Ma* sowie deutsche Übersetzungen ihrer literarischen Werke veröffentlicht, nicht nur Ausstellungen veranstaltet, deutsche und zweisprachige Veranstaltungen organisiert, und sie unterhielten nicht nur Beziehungen zu den lokalen Kulturschaffenden, sondern hatten auch Beziehungen zu anderen Nichtösterreichern.

Ma organisierte am 13. November einen russischen Abend, während dem wir mit projizierten Bildern die neuesten russischen Bestrebungen der bildenden Kunst zeigten. Genosse K. Humanskij hat die einzelnen bedeutenderen Bilder und Richtungen kommentiert. Im literarischen Teil hat er die Gedichte von zwei russischen Aktivisten vorgetragen. Im musikalischen Teil haben wir die neueste russische Musik vorgestellt. Über diesen Abend, an dem nur ein eingeladenes Publikum anwesend sein konnte, schrieb Béla Uitz einen Informationsartikel, der wegen Platzmangel erst in unserer nächsten Ausgabe erscheinen kann.⁴

4 A *Ma köreből* (Aus dem Kreis von Ma), in: *Ma* 1. Januar 1921, S. 36. Alle Übersetzungen, wenn nicht anders angegeben, von Károly Kókai.

Dieser Text stellt viele Fragen. Wer ist Genosse K. Humanskij? Welche Sprache wurde an diesem Abend verwendet, also in welcher Sprache kommentierte Genosse K. Humanskij die projizierten Bilder und in welcher Sprache las er die Gedichte vor? Warum konnte nur geladenes Publikum anwesend sein? Was hat Béla Uitz geschrieben? Warum verzögert sich die Veröffentlichung, waren doch Kassák und *Ma* bemüht, immer und sofort das Neueste zu bringen?

Die bisherigen Ergebnisse der in ihren Wurzeln revolutionären Kunst hat Genosse Umanski im provisorischen Ausstellungslokal der Wiener *Ma* vor uns projiziert. [...] In Europa hat bisher alleine die Gruppe *Ma* einen öffentlichen Vortrag über russische Kunst veranstaltet.

Malewitsch bringt die visuellen Werte der schaffenden Kräfte des Ichs auf einen Nenner. In der abstraktesten Form, in der geometrischen. Diese ist die reinste Materialleugnung. Rodtschenko bringt im Spektrum von Schwarz-Weiß das Farbproblem zusammen. Die vollkommene Materialleugnung der Suprematisten hat bei ihm die Gegengrenze ausgelöst: die Probleme des Rohstoffs. Der Rohstoff ist hier nicht die Materie, sondern in allen Möglichkeiten aller Materialien. Tatlin arbeitet an demselben Problem. Die Perspektiven werfen hier auch alle Entwicklungsprobleme der Materie auf (mit der späteren Leugnung der Materie). Die Materie Tatlins ist die Allmaterie: Holz, Stein, Wasser, Eisen, Glas etc. Rodtschenko dehnt die in einer Ebene sich bewegenden Möglichkeiten der Suprematisten aus, mit Papiermaschee und mit deren räumlichem Flächenproblem. Diese ist der Übergang zur Realität, indem er zwei präzise Realitäten: den Raum und den Rohstoff des Papiers gebraucht. [...] Alles zusammengenommen, sehen wir klar, dass in Russland die Revolution der Materie und die Revolution des Geistes sich parallel entwickeln. Und diese Entwicklung hat nur eine zeitliche Hemmung: den Proletkult.⁵

Welche Kunstwerke Umanski genau zeigte, ist nicht klar. Aufgrund Uitz' Formulierung kann aber vermutet werden, dass es sich um eine Auswahl der seit ca. 1915, also damals seit fünf Jahren bestehenden konstruktivistischen Werken von Kasimir Malewitsch, Wladimir Tatlin und Alexander Rodtschenko handelte.

Was Kassák und die ungarischen Avantgardisten im provisorischen Ausstellungslokal der Wiener *Ma* sahen, adaptierten sie bald für ihre Zwecke. So auf dem Umschlag von *Ma* Frühjahr 1921. Kassák nannte diese Art des Konstruktivismus – vielleicht angelehnt an Ljubova Popovas „gemalte Architektur“ – Bildarchitektur. So entsteht große Kunst: Der Künstler er-

5 Béla Uitz: *Jegyzetek a Ma orosz estélyéhez* (Notizen zum russischen Abend), in: *Ma*, 15. Februar 1921, S. 52.

kennt den Zeitgeist und formt im Geiste dessen seine eigene Version. Zwischen dem 13. November 1920 und dem 15. März 1921 fand demnach das statt, was eventuell den Grund für die Verzögerung der Publikation von Uitz' Bericht bildete: die Überlegungen, die zum Entwickeln einer eigenen stilistischen Lösung, zu einer ersten Version des sogenannten Internationalen Konstruktivismus führten.

Auf die Frage, wer Konstantin Umanski war, können wir in verschiedensten Quellen Antwort finden.⁶ Seine Wiener Zeit wird insbesondere im autobiographischen Roman von Alexander Radó mit dem Titel *Deckname Dora* beleuchtet.

Im Café Herrenhof, dem beliebten Treffpunkt fortschrittlicher Intelligenz, wurde ich mit [...] Xaver Schaffgotsch bekannt, der sich in Russland als Kriegsgefangener den Kommunisten angeschlossen hatte. Der baumlange, rothaarige Schaffgotsch erzählte mir in seiner aufgeregten Manier, er habe einen Bekannten, einen gewissen Konstantin Umanski, der bei der Presseabteilung des österreichischen Außenministeriums die Texte der von Radio Wien aufgefangenen sowjetischen Funktelegramme übersetze. Er stellte mich sofort Umanski vor, der sogar noch jünger als ich war [...], (ich war damals zwanzig und er neunzehn Jahre alt), in Moskau aber stand er bereits im Ruf eines ernsthaften Kunsthistorikers. Da er gut deutsch sprach (er stammte aus reicher Familie), hatte ihn Volksbildungskommissar Lunatscharski nach Deutschland geschickt, damit er die neuen Formen der sowjetischen Kunst propagiere. Umanski schrieb ein aufsehenerregend brillantes Buch über die russischen Futuristen und Kubisten, das bei Piper, einem der bekanntesten deutschen Verlage, in München erschien. [...]

Umanski übersiedelte 1920 nach Wien und lernte Graf Schaffgotsch kennen, der ihn als Übersetzer ins österreichische Außenministerium brachte, an dessen Spitze damals Otto Bauer, der bekannte sozialdemokratische Führer, stand.

Von Umanski erfuhr ich, daß Radio Wien zur internen Information der österreichischen Regierung täglich die aus Moskau „An jedermann, jedermann!“ adressierten Telegramme auffing, die das Nachrichtenmaterial der sowjetischen Republiken enthielt. Es war damals die einzige Nachrichtenquelle aus Moskau. Das interessierte mich sehr, denn die westlichen Blätter veröffentlichten nur sehr wortkarge und feindselig gefärbte Informationen über Sowjet-Rußland. Die von Moskau ausgestrahlten Telegramme wurden nicht publiziert und die Zeitungsleser hatten keine Ahnung, was in Rußland geschah, das durch die Wirren des Bürgerkrieges von der übrigen Welt abgeschlossen

6 So verhandelt das Buch Александр Терехов *Каменный мост* (Alexander Terechow: *Die steinerne Brücke*) Москва АСТ/Астрель 2009 u.a. auch das Leben von Umanski.

war. Mir kam der Gedanke, daß man dieses Nachrichtenmaterial irgendwie breiteren Leserkreisen zugänglich machen müßte. Die beste Lösung dafür schien die Gründung einer Presseagentur zu sein. Durch Schaffgotsch und Umanski wurde ich mit dem als Linkssozialisten bekannten Pressechef des Außenministeriums, Schwartz, bekannt, dem meine Idee gefiel. Er machte mich jedoch darauf aufmerksam, daß wir nur dann an die Telegramme herankamen, wenn wir dem Leiter der Radiostation sowie den Telegraphisten ein Sonderhonorar zahlten. Wir einigten uns auf monatlich fünfzig Dollar. [...]

Ende Juli 1920 [...] begaben wir uns an die Arbeit.

Unter den Rosta-Mitarbeitern befand sich das ehemalige Mitglied der ungarischen Räteregierung, der große ungarische Philosoph Georg Lukács und der gleichfalls marxistische Philosoph Béla Fogarasi [...]. Bei der Agenturarbeit half der aus der französischen Schweiz stammende Charles Reber, erfahrener Korrespondent von L'Humanité, sowie [...] der amerikanische Journalist Frederic Kuh, Berichterstatter des Daily Herald, des Organs der englischen Arbeiterpartei. Sehr hilfreich war mir auch Gerhard Eisler, der Redakteur der Wiener kommunistischen Roten Fahne [...]. Für Rosta arbeiteten auch mehrere russische und ukrainische Kommunisten, die das russische Material ins Deutsche übersetzten. Sie waren als ehemalige Kriegsgefangene in Wien hängengeblieben. [...]

Schließlich befand sich unter den Mitarbeitern noch Graf Schaffgotsch. Sein Name fungierte als der des verantwortlichen Redakteurs. [...]

Redaktions-Hauptsekretär von Rosta-Wien war Konstantin Umanski. Die Moskauer Telegramme, die er zuvor für das österreichische Außenministerium übersetzt hatte, versah er nun bei uns mit seinem Imprimatur.⁷

Radós Erinnerungen wurden mehr als fünf Jahrzehnte nach den zitierten Ereignissen publiziert. Ihr Narrativ über die Heldenzeit der Parteiarbeit ist durch die Perspektive ihrer Entstehungszeit geprägt. Da dieser Text äußerst informativ ist, einen ansonsten unbekanntem Aspekt der österreichischen Politik der Zeit greifbar macht, die Texte der Redaktion von *Ma* und *Uitz'* Bericht ihn gut ergänzen und außerdem Radó um 1970 kaum ein Interesse haben konnte über 1920 absichtlich falsche Informationen zu verbreiten, kann er als verlässlich angesehen werden. Dass Radó Otto Bauer als Außenminister anführt, obwohl das Amt damals Staatssekretär des Staatsamtes für Aeußeres hieß und außerdem 1920 bereits seine Nachfolger Karl Renner (bis 22. Oktober 1920) bzw. Michael Mayr im Amt waren, kann mit Bauers Bekanntheit als Theoretiker des Austromar-

7 Sándor Radó: *Deckname Dora*, Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt 1972, S. 41ff., Übersetzung Josef G. Farkas.

xismus erklärt werden, schrieb doch Radó kein Geschichtsbuch, sondern einen autobiographischen Roman.

Die weiteren in Radós Buch festgehaltenen Details verraten einiges über die Zusammenarbeit zwischen internationalen Kommunisten und österreichischen Regierungsbeamten:

Die Moskauer Telegramme übernahm ich unmittelbar vom Leiter des Wiener Radio, das war eine der Bedingungen von Schwartz. Die Funkstation befand sich auf dem Ballhaus-Platz in einem alten Barockgebäude, dem Außenministerium [...]. Schwartz, der Chef der Presseabteilung, wies die Pförtner an, mir jederzeit Einlaß zu gewähren, denn ich sei diplomatischer Beauftragter von Ethiopien (mit jenem Land besaß Österreich keinerlei auswärtige Beziehungen). Diese Anordnung bekräftigte ich von Zeit zu Zeit mit ein paar Kronen, so daß ich zwei Jahre hindurch, solange Rosta Wien bestand, täglich ins Außenministerium ging und dort die vom Wiener Radio Tag und Nacht aufgefundenen sowjetischen Telegramme entgegennahm.⁸

Da im Österreichischen Staatsarchiv die Unterlagen zum Außenministerium bis 1922 mangelhaft sind, können die Angaben Radós schwer ergänzt werden. Aus einem der wenigen erhaltenen Aktenstücke geht hervor, dass der Ersparungskommissär der Bundesregierung am 16. August 1922 „das dringende und nachdrückliche Ersuchen, mit aller tunlichen Beschleunigung die Auflösung des Funktelegraphendienstes, den Abbau des dort beschäftigten Personals“ stellte. Die Äusserung des Bundespressedienstes zur Note des Ersparungskommissärs vom 16. August 1922 Z. 4229/E.v.22 enthält zwar Angaben zum Personal der Presseabteilung, und daran, dass Hans Huyn und Hugo Neumann für den Funkdienst zuständig waren, es ist aber nicht ersichtlich, wer dort als Übersetzer arbeitete. Aus den erhaltenen Dokumenten geht nicht hervor, wer „Schwartz, der Chef der Presseabteilung“, sein könnte. Im Präsidialamt war 1921 der Ministerialoberoffizial Josef Schmautz beschäftigt, Presseleiter hingegen war Hofrat Eduard Ludwig.

Die ungarischen Kommunisten sahen sich als politische Avantgarde, waren Sie doch diejenigen, die dem sowjetischen Muster folgten. Ihre Partei wurde unter federführender Beteiligung von aus der russischen Kriegsgefangenschaft Zurückgekehrten, die dort Kommunisten wurden, gegründet. Sie brachten es fertig in Ungarn, wenn auch nur für wenige Monate, eine Sowjet-Regierung einzurichten. Und sie waren diejenigen, die ein Jahr darauf in der Wiener Emigration unter der Führung

8 Ebda, S. 44f.

von Moskau an der Weltrevolution arbeiteten. Sie waren Mitarbeiter der Zeitschrift *Kommunismus*⁹, vernetzt mit der Kommunistischen Partei Deutschösterreichs, hatten gute Verbindungen mit linkssozialistischen Mitgliedern der Sozialdemokratischen Partei Deutschösterreichs. So zum Beispiel mit dem Mitarbeiter des Außenministeriums, der interne Berichte an Radó weitergab. Und sie brachten es fertig, unter dem Namen Rosta (Роста / Российского телеграфного агентства) eine international agierende Presseagentur aufzubauen. So sind die, sich ebenfalls als Kommunisten definierenden, Avantgardisten Béla Uitz, Sándor Bortnyik und Lajos Kassák mit Konstantin Umanski in Kontakt gekommen.

Soweit das erste Fallbeispiel, das die Interaktion der politischen und künstlerischen Avantgarde, hier die der bildenden Kunst, in Wien vor Augen führt.

2.

Josef Matthias Hauer gilt mit seiner Zwölftontechnik als radikaler Erneuerer. Der ungarische Emigrant, Kommunist und Avantgardist Sándor Vajda schreibt dazu in seinen *Erinnerungen*:

Es ist irgendwo, wahrscheinlich am Stehplatz des Konzerthauses, bei den Gesprächen vor der Vorstellung und in der Pause, als die Studenten der Musikakademie leidenschaftlich ihre Wahrheiten verteidigten, der Name von Josef Matthias Hauer aufgetaucht. J. M. Hauer, Wiener Musiktheoretiker und Komponist gehört zu den Modernsten. Das war für mich das Stichwort. Beim nächsten Treffen sagte ich Kassák, dass hier in Wien, vor unserer Nase, jemand für die neue Musik lebt und kämpft, er hat in Fachkreisen einen Namen, die Jugend kennt ihn, diskutiert ihn, und wir kennen ihn nicht. Kassák reagierte ziemlich milde. Es wäre ein Artikel gut für *Ma*, sagte er. Bringen Sie einen Artikel, wir werden sehen.¹⁰

Vajda suchte darauf Hauer auf, zeigte ihm einige Hefte von *Ma* und verwickelte ihn in ein Gespräch. Vajda zitiert Hauers Reaktion auf die Hefte von *Ma* ausführlich:

Es ist nämlich so, dass Sie Gedichte schreiben über Maschinen, über die Technik, Sie loben die Wolkenkratzer, Eisenbeton gibt es in den Gedichten und

9 *Kommunismus. Zeitschrift der Kommunistischen Internationale für die Länder Südosteuropas* erschien in Wien zwischen dem Februar 1920 und dem September 1921, verantwortlicher Redakteur war Gerhart Eisler.

10 Sándor Vajda: *Erinnerungen*, Budapest, MTA Könyvtár, Typoskript, ca. 1971, Mappe 4, S. 48ff.

Drehrad. Ich bin damit nicht einverstanden. Wie soll ich sagen, damit Sie das verstehen. Sehen Sie diese Lieder? Hölderlin-Texte. In diesen ist meine Musik. Ich habe aus diesen Gedichten die Musik herausgeholt. Ich habe bloß gehoben, was drinnen war. Denn sie war drinnen. Oder wenn Sie wollen, die Musik war in mir, und war zu hören, als ich mich dem Texten näherte. Sie bilden ein organisches Ganzes. Und da sind Ihre Gedichte. Es gibt in ihnen Eisenbahnen, Geleise, Zahnräder, Propeller. Diese Begriffe haben keine Musik. Sie haben keinen natürlichen Klang. Diese sind durch Menschen gemacht, gut, schlecht, um ihren täglichen Bedarf zu befriedigen. In ihnen ist nichts, was singen würde, einen Ton geben würde, in die Natur passen würde. Künstlich, gekünstelt. Auf diese Gedichte kann ich keine Musik schreiben. Diese kann man nicht singen. Es kommt aus ihnen kein Lied, wie aus Hölderlin.

Darauf erwiderte Vajda:

Falls unsere Dichtung tatsächlich ein Ausdruck der Gegenwart ist und Ihre Musik für die Musik der Gegenwart steht, für ein neues Kapitel in der Entwicklung der Musik, wie ist es möglich, dass diese neue Musik in der neuen Dichtung nicht den adäquaten Ausdruck findet? Wenn wir sagen, dass unsere Gedichte die Dichtung der Gegenwart ausdrücken, dass sie der Geistigkeit des gegenwärtigen Menschen entsprechen, der Entwicklung der Technik, den gesellschaftlichen Widersprüchen der Gegenwart, dem Klassenkampf, dem überall entstehenden revolutionären Sturm, wie ist es möglich, dass die neue Musik, Ihre Musik, sich nicht mit diesen Problemen beschäftigt, und sogar von all diesen Fragen keine Kenntnis nehmen will?

Auf das Argument von Vajda antwortete der Komponist Hauer:

Sie haben darin Recht, dass jede Zeit ihre Kunst, Stil, Auffassung hat. [...] haben Sie den Eiffel-Turm gesehen, haben Sie die großen Eisenkonstruktionen gesehen? Haben Sie das Riesenrad im Prater gesehen? Bitte, das sind die Errungenschaften der neuen Architektur. Es wird noch Schöneres und Imponierenderes geben. Das Eisen, der Stahl hat noch nicht endgültig gesiegt, und es ist bereits das Glas, der Beton da. Ihre Gesetze sind anders, und anders die des Eisenbetons. Aus ihrer Vereinigung wird eine neue, eine noch neuere Architektur werden. Wir werden das vielleicht in unserem Leben erreichen. Vielleicht nicht. Die Zeiten sind verworren. Wer weiß, was auf uns wartet. Den Architekturen dieser neuen Zeiten, den Gesetzen der neuerdings entdeckten Konstruktionen wird auch die neue Musik entsprechen. Nicht das Horizontale, nicht die Überdeckung oder die aufstrebenden Spitzbögen, sondern die Gesetze der Eisenkonstruktionen werden die Grundlagen meiner Musik sein. Diese neuen Gesetze sind gar nicht so neu. Sie sind so alt wie die Natur, das organische Leben. [...] Die Musik begnügt sich jetzt mit der auf einer oder zwei Ebenen sich bewegendem Komposition, in der Musik herrschen

auch die Gesetze weit übergreifender, einander stützender, aufbauender, tragender Konstruktionen. Die neue musikalische Sprache muss natürlich erkannt, verstanden werden. Es dauert noch eine Zeitlang bis die Musik der Gegenwart so verstanden wird, wie der Walzer An der blauen Donau.

Vajda erreichte, dass Hauer ihm, wie von Kassák beauftragt, einen Text mit dem Titel *Atonális zene. Rhythmos és Melos. A zene két pólusa (Atonale Musik. Rhythmos und Melos. Die zwei Pole der Musik)* gab. Der Text wurde in *Ma* am 15. April 1924 publiziert. Es ist vielleicht angesichts des Gesprächs zwischen Vajda und Hauer interessant, dass auf derselben *Ma*-Seite, auf der Hauers Text beginnt, die Fotografie eines Gebäudes des Architekten und Bauhaus-Gründers Walter Gropius abgedruckt wurde, ein Gebäude, dominiert durch große Betonwände und einem Glas-Eingang. Im Text erklärt Hauer die Grundkonzepte seiner Musik und wie damit gearbeitet wird. Was er präsentiert, sind Grundelemente und Konstruktionsprinzipien – also genau das, was dem Konstruktivismus in der bildenden Kunst oder auch in der Literatur entspricht.

Dass Kassák mit der Publikation am Puls der Zeit war, zeigt eine Konzertankündigung. Die Veranstaltung fand am selben Tag, wie die Veröffentlichung des *Ma*-Heftes statt:

Die Internationale Gesellschaft für neue Musik veranstaltet heute 7 Uhr in der Secession gemeinsam mit der Gesellschaft zur Förderung moderner Kunst einen Wiener Abend. Zur Erstaufführung gelangen Werke von: Alban Berg, Josef Matthias Hauer, Karl Horwitz, Paul A. Pisk, Rudolf Réti, Anton Webern, Egon Wellesz. Karten bei Heller, Lanyi und in der Secession.

Wir sehen, Hauer erscheint im Kontext der Avantgarde, in einer Veranstaltung der Internationalen Gesellschaft für neue Musik und der Gesellschaft zur Förderung moderner Kunst in der Secession. Schenkt man Vajdas Bericht Glauben, fand zwischen Hauer und den ungarischen Avantgardisten eine fruchtbare Diskussion statt.

Bei Josef Matthias Hauer stellt sich die Frage, inwiefern man ihn der Avantgarde oder der Moderne zurechnen soll. Die Terminologie nämlich, die sich bezogen auf die Literatur und auf die bildende Kunst durchsetzte, ist bezogen auf die Musik schwierig. Genuine Avantgardemusik gibt es freilich auch, so etwa im Umfeld der Futuristen mit Luigi Russolos Intonariumori. In der Musik des 20. Jahrhunderts wird aber avantgardistisches in der Regel als Neue Musik bezeichnet – eine Tatsache, die jedoch nicht überinterpretiert werden sollte, da die Avantgardisten selbst, so etwa Lajos Kassák sich selten als solche bezeichneten, dafür öfter über das *Neue*,

so über die *Neue Welt* und über den *Neuen Menschen* sprachen. Wie aus der Diskussion von Vajda und Hauer hervorgeht, kann Avantgarde auch als eine Teilströmung der Moderne angesehen werden, die sich durch besondere Radikalität – die etwa die gesamte Musiktradition in Frage stellt – auszeichnet. Dass der in der Diskussion mit Vajda zunächst als Gegenargument und als auf die Zukunft bezogen auftauchende Hinweis auf Eisenkonstruktion für Hauer bald als Identifikation gelten konnte, führt ein in neusachlicher Manier gemaltes Gemälde Christian Schads aus dem Jahr 1929 vor Augen, das Hauer mit einer Eisenkonstruktion, nämlich dem Eiffel-Turm, also einem Gebäude, das im Gespräch mit Vajda auftauchte, im Hintergrund zeigt.

Die Zusammenarbeit zwischen Hauer und Vajda ging über die eine Publikation hinaus, denn in *Ma* erschien in der Folge auch ein weiterer Text Hauers, *Zur Einführung in meine Zwölftönemusik*, am 15. September 1924.¹¹ Im deutschsprachig abgedruckten Text erklärt Hauer wieder in knappen Sätzen wesentliche Konzepte seiner Arbeit mit Tropen und Melos und führt auch an, in welcher Instrumentierung seine atonale Musik erklingen kann, so unter anderem auch mittels eines Massenchors. Dies gehörte bekanntlich zur Performancepraxis der proletarischen Avantgarde und wurde auch von den Ungarn praktiziert. Hauer und der Kreis von Kassák dürften sich also in mehreren Punkten einander angenähert haben. Interessant ist auch, dass wenige Tage nach der Veröffentlichung, nämlich am 17. September 1924 ein Konzert u.a. mit einem Werk von Hauer stattfand, und zwar im Rahmen des Musik- und Theater-Festes der Stadt Wien, des Vorläufers der Wiener Festwochen. Als Kassák den Text publizierte und Hauer vor dem Wiener Publikum erschien, scheint also wieder einmal aufeinander abgestimmt zu sein.

3.

Georg Lukács bestimmt in *Geschichte und Klassenbewusstsein* den historischen Ort der Kommunistischen Partei als Bewusstsein der Klasse des Proletariats.

In der dialektischen Einheit von Theorie und Praxis jedoch, die Marx in dem Befreiungskampf des Proletariats erkannt und bewußt gemacht hat, kann es kein bloßes Bewußtsein, weder als „reine“ Theorie noch als bloße Forderung,

11 Josef Matthias Hauer: *Zur Einführung in meine „Zwölftönemusik,“* in: *Ma*, 15. September 1924, ohne Seitenzahl, eigentlich S. 16.

als bloßes Sollen, als bloße Norm des Handelns geben. Auch die Forderung hat hier ihre Wirklichkeit. Das heißt, jener Stand des geschichtlichen Prozesses, der dem Klassenbewußtsein des Proletariats einen Forderungscharakter, einen „latenten und theoretischen“ Charakter aufprägt, muß sich als entsprechende Wirklichkeit gestalten und als solche in die Totalität des Prozesses handelnd eingreifen. Diese Gestalt des proletarischen Klassenbewußtseins ist die Partei.¹²

Dies gilt ganz konkret angesichts des Scheiterns der ungarischen und deutschen¹³ Revolutionsversuche sowie angesichts des von Moskau geführten Kampfes um die Weltrevolution im Rahmen der Kommunistischen Internationale. Lukács situiert darin auch sich selbst, also den ungarischen Kommunisten, der in der Wiener Emigration, und noch dazu innerhalb der ungarischen Kommunisten auch auf die Seite gestellt ist.¹⁴ *Geschichte und Klassenbewußtsein* ist nicht nur ein philosophischer Text, in dem „Marx wieder auf Hegel zurückgeführt“ wird, sondern hat eine ganz konkrete Stellung innerhalb der Geschichte des Kommunismus. Lukács sucht aufgrund seiner Erfahrungen 1919-1922, der Periode, in der die in *Geschichte und Klassenbewußtsein* versammelten Texte entstanden sind, Antworten auf die Probleme der Bewegung und Wege für sie. Das führt zu der Frage, wie er im Changieren zwischen Utopie und Dystopie seine eigene reale Situation sah, wie er sich selbst verortete, wie er die historische Dimension des Verhältnisses zwischen Arbeiter und Partei und zwar in den Versionen Sozialdemokratie und Kommunismus erfasste. Und auch die Frage: Was ist der historische Ort von *Geschichte und Klassenbewußtsein*?

Geschichte und Klassenbewußtsein wurde an einem konkreten Ort und zu einer konkreten Zeit geschrieben und zwar für eine – freilich diesmal auch vom Autor vorgestellte und so konstruierte – ganz bestimmte Leserschaft. Das Buch erschien in Berlin auf Deutsch, war also an die deutschsprachigen Genossen gerichtet. Auch in seinen Bezügen – Rosa Luxemburg, März-Aktion etc. – scheint der deutsche Kontext ausschlaggebend zu sein. Trotzdem ist es wichtig, Lukács dorthin zurückzubringen, wo er

12 Georg Lukács: *Geschichte und Klassenbewußtsein*, Berlin, Malik 1923, S. 65.

13 Ende des Spartakusaufstands 12. Januar 1919 und die Ermordung von Rosa Luxemburg 15. Januar 1919, Räterepublik München 3. Mai 1919, Ende der kommunistischen Räterepublik in Ungarn am 1. August 1919, mitteldeutscher Aufstand (sog. März-Aktion) 29. März 1921.

14 Georg Lukács: *Gelebtes Denken. Eine Autobiographie im Dialog*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1981.

sich während der Abfassung der meisten Texte und während der Zusammenstellung des Bandes befand. Und das war die ungarische Emigrantenkolonie in Wien.

Es ist nicht ganz abwegig, *Geschichte und Klassenbewußtsein* hier verorten zu wollen, weist doch auch der Originalerscheinungsort mancher, um genau zu sein vierer Beiträge im Band darauf hin; nämlich auf die Zeitschrift *Kommunismus*.¹⁵ Der Wiener *Kommunismus* richtete sich zwar an ein internationales Publikum, genauso wie die in Berlin erscheinende *Internationale*, in der auch ein Beitrag aus dem Band erstpubliziert wurde.¹⁶ Sie erschien aber eben in Wien, und Lukács gehörte neben österreichischen Kommunisten wie Gerhart Eisler und Karl Frank zu den Redakteuren.

In der Diskussion über den Werdegang Lukács' wird sein Engagement in der ungarischen Kommunistischen Partei betont. Seine Wahrnehmung der Abläufe bezüglich der Kommunistischen Partei Deutschlands wird ebenfalls berücksichtigt, insbesondere da er die dortige Situation in seinen Texten kommentierte. Merkwürdigerweise wird dabei die Situation der österreichischen Kommunistischen Partei ausgeblendet, obwohl Lukács Mitglied dieser Partei war, obwohl er mit Genossen aus dieser Partei zusammenarbeitete und die Geschichte dieser Partei aufschlussreiche Vergleiche mit der ungarischen zulässt. Das vorschnelle Urteil über die österreichische Kommunistische Partei lautet, dass sie unbedeutend war. Dies mag vielleicht für ihr politisches Gewicht gelten, aber sicher nicht für die Möglichkeiten einer wissenschaftlichen Analyse.

Die Kommunistische Partei Deutschösterreichs wurde zwar erst im November 1918 gegründet, ihre Mitglieder und Ideologen meldeten sich aber bereits früher. So mit einem Streik im Januar 1918, der zumindest teilweise durch die Nachrichten vom Oktober 1917 in Russland beeinflusst war. Zu dieser Zeit gibt es so gut wie keine kommunistische Tätigkeit in der ungarischen Reichshälfte.

Im März 1918 wurde im Friedensvertrag von Brest-Litowsk zwischen der Österreichisch-Ungarischen Monarchie und Russland u.a. auch ein Gefangenaustausch vereinbart. Bald kehrten die Gefangenen zurück

15 Georg Lukács: *Zur Organisationsfrage der Intellektuellen*, in: *Kommunismus*, Wien, 8. Februar 1920, S. 14-18. Georg Lukács: *Klassenbewußtsein*, in: *Kommunismus*, 17. April 1920, S. 415-423 und 24. April 1920, S. 468-473. Georg Lukács: *Legalität und Illegalität*, in: *Kommunismus*, 9. September 1920, S. 1259-1264 und 18. September 1920, S. 1324-1333. Georg Lukács: *Rosa Luxemburg als Marxist*, in: *Kommunismus*, 15. Januar 1921, S. 4-19.

16 Georg Lukács: *Kritische Bemerkungen zu Rosa Luxemburgs „Kritik der russischen Revolution“ I-III.*, in: *Die Internationale*, Berlin 22. Februar 1922, S. 186-189, 26 Februar 1922, S. 232-239 und 5. März 1922, S. 259-262.

und unter ihnen auch diejenigen, die in Russland Kommunisten geworden waren. Die Situation in den zwei dominanten Ländern der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, nämlich in Österreich und in Ungarn war also durchaus vergleichbar. Die Ungarische Kommunistische Partei war auch wesentlich durch Rückkehrer aus der russischen Kriegsgefangenschaft, wie z.B. Béla Kuns, geprägt. Während aber Kun erst am 17. November in Ungarn ankam, hatten wichtige Akteure Österreich Monate früher erreicht.

Die Kommunistische Partei Deutschösterreichs und die Kommunistische Partei Ungarns wurden zwar etwa gleichzeitig, nämlich im November 1918 gegründet, allerdings mit einem signifikanten Unterschied. In Österreich erfolgte die Gründung am 3. November, in Ungarn erst vier Wochen später, am 24. Dieser Unterschied von wenigen Wochen bestimmt auch das Verhältnis dieser Parteien zu den demokratischen und republikanischen Übergängen am Ende des Monats Oktober. Während in Budapest an der sogenannten bürgerlichen Revolution am 30. Oktober 1918 die ungarischen Kommunisten so gut wie nicht beteiligt waren, da sie sich eben nicht in Ungarn, sondern in Russland aufhielten, waren die Kommunisten in Österreich am 30. Oktober, als in Wien die parlamentarische Machtübernahme erfolgte, also als die deutschsprachigen Reichsratsabgeordneten die Exekutiv- und Legislativgewalt übernahmen, bereits aktiv. Am Tag der Ausrufung der Republik, am 12. November 1918, kam es dann im Parlament in Wien zu einem kommunistischen Revolutionsversuch. Hauptakteure waren Intellektuelle, also Schriftsteller wie Egon Erwin Kisch und Franz Werfel – später auch z.B. Franz Blei.¹⁷ Beteiligt war die von Kisch und von Stefan Haller geleitete Rote Garde und somit eine bewaffnete Einheit.

Es stimmt also keinesfalls, dass die Entwicklungen in Ungarn und in Österreich gegensätzlich waren. Es gab Parallelentwicklungen. Und es gab natürlich Unterschiede. So ein Unterschied war der frühe Zeitpunkt in Österreich und der späte in Ungarn. Und so ein Unterschied war das Verhalten der Sozialdemokratie. In Ungarn gingen diese am 21. März 1919 mit den Kommunisten eine Koalition ein. In Österreich distanzierte sich die Sozialdemokratische Arbeiterpartei Deutschösterreichs von diesen.

Hier stellt sich die Frage, warum die ungarischen Kommunisten am 21. März 1919 die Macht ergreifen konnten, nicht aber die österreichischen

17 Siehe Norbert Christian Wolf: *Revolution in Wien. Die literarische Intelligenz im politischen Umbruch 1918/1*, Wien, Böhlau 2018.

am 12. November oder gar in der ersten Hälfte von 1919.¹⁸ Und die Antwort ist nicht, weil die eine Partei stärker, besser organisiert oder entschlossener gewesen wäre, sondern weil das Verhältnis zur Entente ein anderes war. In Ungarn war Staatspräsident Mihály Károlyi zurückgetreten, weil er keine Antwort auf die französischen Demarkationslinienvorschläge wusste. Die ungarischen Sozialdemokraten glaubten mit den Kommunisten und so mit dem kommunistischen Russland gegen den Entente-Vorschlag auftreten zu können. Dass dieser nationale Überlebenskampf zentrales Anliegen der ungarischen Räterepublik war, zeigt auch ihr Ende. Sie ist nicht wegen innerer Probleme, etwa wegen der Erstarkung des rechten Lagers mit dem Zentrum in Szeged zusammengebrochen und auch nicht aus den Gründen, die Lukács in *Geschichte und Klassenbewußtsein* analysiert, sondern unter dem Druck der unter Duldung der Entente vormarschierenden rumänischen Truppen. Ganz anders in Österreich. Hier waren zwar von Deutschen bewohnte Gebiete im Norden (Sudetenland, Böhmerwaldgau, Znaimer Kreis) und im Süden (Teile Kärntens, Untersteiermark sowie Deutschsüdtirol) durch tschechoslowakische, jugoslawische und italienische Armeen besetzt. Die österreichischen Sozialdemokraten koalitierten aber nicht mit den in Österreich genauso radikalen Kommunisten, sondern waren besorgt, innenpolitisch im Parlament und bei den Wahlen sich als die stärkste Kraft zu etablieren und außenpolitisch von der Entente – mittels Lebensmittelversorgung z.B. – das Überleben gesichert zu haben. So schreibt Julius Deutsch ein Jahr später:

Am 21. März 1919 wurde in Budapest die Räterediktatur proklamiert. [...] Ein nationaler Rausch in bolschewistischem Gewande hatte das ganze Land ergriffen. [...] der Kommunismus in Ungarn [war] die Antwort auf eine von den Siegern diktierte neue Festsetzung der Grenzen. [...] Am Abend des Tages, an dem die Nachricht von der Errichtung der ungarischen Räterediktatur in Wien eingetroffen war, kamen die sozialistischen Mitglieder der Regierung und einige andere Führer der Partei bei Renner zusammen. Nach einer längeren Aussprache waren sich alle darüber klar, daß es ein geradezu wahnwitziges Abenteuer wäre, wenn Deutschösterreich versuchen wollte, dem Beispiel Ungarns zu folgen. Der würgende Griff der Entente bedrohte das ausgehungerte Industrieland Österreich ungleich stärker als das agrarische Ungarn. Ohne viel auf theoretische Auseinandersetzungen über Demokratie und Diktatur einzugehen, war es diese einfache, praktische Erwägung, die in jenen Stunden unseren Entschluß be-

18 Versuche gab es insbesondere am 17. April 1919 mit einer Demonstration vor dem Parlament mit 6 Toten und 50 Verletzten und am 15. Juni 1919 mit einem Marsch der KPÖ mit Schießerei in der Hörlgasse mit 20 Toten und 80 Verletzten.

stimmte. Wir wußten uns gegen die nichtproletarischen Klassen des Inlandes stark, kannten aber die Abhängigkeit des Landes von Ententekapitalismus zu gut, als daß wir blind in das Abenteuer einer Diktatur gerannt wären.¹⁹

Die Ereignisse wurden durch österreichische Sozialdemokraten knapp nach den Ereignissen von Julius Deutsch im Jahr 1920 und von Otto Bauer 1923, also im selben Jahr als Georg Lukács sein *Geschichte und Klassenbewußtsein* veröffentlichte, analysiert. Beide Bücher beziehen sich in ihrem Titel auf etwas, was die Geschichtsschreibung inzwischen vergessen zu haben scheint, auf die österreichische Revolution. Soweit die lokale Situation.

Da Wien nach 1918 immer noch als Zentrum einer nach Mittel- und Osteuropa ausgerichteten Macht galt, und sich hier um 1920 kein antikommunistisches System etablierte (im Gegensatz zu Budapest, wo ab dem Sommer 1919 der weiße Terror herrschte) und zahlreiche kommunistische Emigranten aus verschiedenen mittel- und osteuropäischen Ländern sich in der Stadt aufhielten, schien sie aus russischer Sicht geeignet zu sein, als Zentrum der Agitation zu dienen. Die Kommunistische Internationale wurde im März 1919 in Moskau gegründet. Anfang 1920 wurde in Wien ein Südbüro eröffnet, das für Österreich, Ungarn, Polen, Rumänien, Bulgarien, Jugoslawien, die Tschechoslowakei, Italien und die Schweiz zuständig war. Leiter des Büros war 1920 Jozef Rotstein/Rotstadt, 1921 Béla Szántó. Das Südbüro bestand bis März 1922. *Kommunismus. Zeitschrift der Kommunistischen Internationale für die Länder Südosteuropas* erschien in Wien zwischen Februar 1920 und September 1921. Lukács war einer der fleißigsten Mitarbeiter. Mehrere seiner hier publizierten Texte sind später in den Sammelband *Geschichte und Klassenbewußtsein* aufgenommen worden. Für die Herausgabe zuständig war die Kommunistische Partei Deutschösterreichs und der verantwortliche Redakteur war einer der österreichischen Kommunisten, Gerhart Eisler.

Warum war es möglich, dass sich die Kommunisten in Wien organisieren, sich mit theoretischen und praktischen Problemen befassen, die Weltrevolution vorbereiten konnten? War der Grund, dass die österreichische Kommunistische Partei stark und etabliert genug war, dies zu bewirken? Oder war es eine andere politische Gruppierung, die das ermöglichte?

19 Julius Deutsch: *Aus Österreichs Revolution*, Wien Verlag der Wiener Volksbuchhandlung 1920, S. 86.

In Österreich gab es mehrere Parteien, die sich der Ideologie des Marxismus verschrieben haben, so vor allem die Kommunistische Partei Deutschösterreichs und die Sozialdemokratische Arbeiterpartei Deutschösterreichs. Das Verhältnis dieser Parteien untereinander war das der Konkurrenz.

1923 erschien das Werk *Die österreichische Revolution* des bekanntesten Theoretikers der österreichischen Sozialdemokraten, Otto Bauer. Hierin analysiert Bauer die Entwicklungen vom Ausbruch des Ersten Weltkrieges im Juni 1914 bis zu den Genfer Protokollen im Oktober 1922, also bis zum Vertrag zwischen Österreich einerseits und den Siegermächten andererseits, der zur Stabilisierung des Landes führte.²⁰ Bauer bezeichnet die Umwälzungen in Mitteleuropa am Ende des Ersten Weltkrieges als Revolutionen, von denen lediglich die österreichische erfolgreich war, und zwar insofern, als hier zumindest ein Etappensieg gelang. Die Arbeiter konnten 1918 einerseits die Habsburgerherrschaft beenden und errichteten andererseits eine Volksrepublik. Die revolutionären Entwicklungen sind zwar durch die Reaktion und die Bourgeoisie vorläufig gestoppt worden, aber die Möglichkeit der nächsten Revolution wurde, laut Bauer, nicht vertan. Aus dieser Analyse ist ersichtlich, warum die österreichischen Sozialdemokraten die bolschewistische Revolution nicht unterstützten. Es waren drei Gründe ausschlaggebend: die Ernährung der Bevölkerung – was wir bei Deutsch auch lesen –, die Angst vor einer internationalen Intervention und die Gefährdung des Zieles des Anschlusses an Deutschland. So war die österreichische Sozialdemokratie an der parlamentarischen Konsolidierung und nicht an einer kommunistischen Umwälzung interessiert.

Die Texte von *Geschichte und Klassenbewußtsein* wurden Ende 1922 zusammengestellt. Vorher hatte Lukács die Gelegenheit am III. Kongress der Komintern in Moskau teilzunehmen sowie sie „in der Zeit einer unfreiwilligen Muße“ wie es im *Vorwort* heißt, fertigzustellen. Die Veröffentlichung wurde aber erst möglich, als Lukács zu einer marxistischen Arbeitswoche in Thüringen eingeladen wurde und der dieses Treffen finanzierende Felix Weil dem Malik Verlag die Finanzierung des Druckes von Arbeiten, die dort diskutiert werden sollten, auch zusicherte.²¹ Neben Georg Lukács' *Geschichte und Klassenbewußtsein* auch Karl Korschs *Marxismus und Philoso-*

20 Österreich bekam auf 20 Jahre eine Völkerbundanleihe von 650 Millionen Goldkronen, um die Inflation nach dem Ersten Weltkrieg durch Einführung des Schillings zu beenden. Als Gegenleistung verpflichtete sich Österreich, sich nicht Deutschland anzuschließen.

21 Siehe Jeanette Erazo Heufelder: *Der argentinische Krösus. Kleine Wirtschaftsgeschichte der Frankfurter Schule*, Berlin, Berenberg 2017.

phie (im Grünberg Archiv bereits gedruckt) und Karl August Wittfogels *Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft*. Soweit die internationale Situation.

Die Frage nach dem historischen Ort von *Geschichte und Klassenbewußtsein* führt also zu zwei weiteren Fragen. Erstens: Was aus den Erfahrungen der österreichischen kommunistischen Partei und aus der Diskussion um die Revolution in Österreich durch Deutsch und Bauer fand in *Geschichte und Klassenbewußtsein* Eingang? Und zweitens die Frage, die für uns, die Leser Lukács' Jahrzehnte später, wichtig ist: Was war aus all dem in den 1960-er Jahren Neomarxisten wie Rudi Dutschke oder Fritz Haug bekannt, die das Buch für sich entdeckten, ein Umstand, der nicht unwesentlich zu seiner Einschätzung durch uns beiträgt?

1967 erschien eine Neuausgabe von *Geschichte und Klassenbewußtsein* mit einem Vorwort von Lukács. In diesem Vorwort bedient er sich eines christologischen Vokabulars. So redet er über „messianisches Sektierertum“:

Unsere Zeitschrift [nämlich der in Wien erscheinende *Kommunismus*] wollte dem messianischen Sektierertum damit dienen, daß sie in allen Fragen die allerradikalsten Methoden ausarbeitete, daß sie auf jedem Gebiet einen totalen Bruch mit allen aus der bürgerlichen Welt stammenden Institutionen, Lebensformen etc. verkündete. Damit sollte das unverfälschte Klassenbewußtsein in der Avantgarde, in den kommunistischen Parteien, in den kommunistischen Jugendorganisationen höher entwickelt werden.

Messianismus und Avantgarde sind also die Schlagworte, die Lukács 1967, seinem über vierzig Jahre früher – d.h. vor dem Stalinismus und der Rákosi-Zeit sowie vor dem Nationalsozialismus und dem 2. Weltkrieg – geschriebenes Werk zuordnet.

Hier ist auch die Frage wichtig, wie man man die Ereignisse 1918/1919 interpretiert. Die ungarische Geschichtspolitik hat diesbezüglich verschiedene Phasen. Die Interpretation der Horthy-Ära war eine andere, als die kommunistisch-sozialistische 1945-1989 und als die Interpretationen nach 1989. Im Zusammenhang dieses Aufsatzes ist es relevant zu sehen, dass die Selbstinterpretation der Akteure, konkret von Georg Lukács, erstens auch jeweils eine Interpretation ist und zweitens insofern differenziert betrachtet werden muss, wann diese Interpretation stattfand, also zwischen 1919 und 1923 oder 1967. Es ist dabei klar, dass die Interpretation von Georg Lukács in Texten geschah, also in Zeitungsartikeln – die teilweise in Buchform wiederabgedruckt wurden –, in Vorworten und Interviews, d.h. in pseudofiktionalen Genres, und daher mit literaturwissenschaftlichen Methoden untersucht werden muss. Es ist also nicht allein die philosophische Bedeutung des Werkes sowie die Konfrontation

mit den historischen Tatsachen wichtig, sondern auch der Einsatz von Methoden der Narratologie. So die Frage nach den Figuren des Textes, also nach Marx, Luxemburg und Lenin, nach dem Proletariat und der Partei sowie nach dem in ihm erscheinenden Philosophen.

Schaut man nun die 1960-er Jahre etwas genauer an, fällt auf, dass das, was in dieser gerade zitierten Einleitung steht und woran Lukács arbeitete, stark voneinander abweichen. Er war mit zwei Werkkomplexen beschäftigt, nämlich mit *Die Eigenart des Ästhetischen* (1963) und *Ontologie des gesellschaftlichen Seins* (1971). Ein nächster Plan war 1968 am Weltkongress für Philosophie in Wien teilzunehmen, er sagte allerdings im letzten Moment ab. Was war der Grund dieser Absage? Hat das mit der *Eigenart des Ästhetischen*, mit der *Ontologie des gesellschaftlichen Seins* oder gar mit der Einleitung zur Neuausgabe von *Geschichte und Klassenbewußtsein* zu tun?

4.

Ungarische Avantgardisten und Kommunisten entwickelten in ihrem Wiener Exil Anfang der 1920-er Jahre stilistische Lösungen und politische Theorien, die die Geistesgeschichte des 20. Jahrhunderts nachhaltig beeinflussten. Sie orientierten sich dabei an internationalen Bewegungen, so vor allem an Entwicklungen in Russland und in Deutschland. Dabei gab es Überschneidungen wie durch Konstantin Umanski, der im deutschen Sprachraum für die Kulturpolitik des sowjetischen Russlands Propaganda zu machen hatte und der künstlerischen Avantgarde wichtige Impulse gab. Das politische Umfeld, in dem diese kulturellen und theoretischen Tätigkeiten sich entfalten konnten, war aber durch die österreichische Sozialdemokratie ermöglicht worden.

Mit Ma, Konstantin Umanski, Josef Matthias Hauer und Georg Lukács sind wir im Laboratorium, in dem, wie es sich gehört, ein Experiment durchgeführt wurde. Dass dieses Experiment nicht gelang, nicht wahrgenommen, vergessen und folgenlos geblieben sein soll, ist keine haltbare Behauptung. So war Umanskis Kulturvermittlungstätigkeit in Deutschland und Österreich fruchtbar. Ma war Teil des internationalen Netzwerks der Avantgarde und gab auch der Moderne, beispielsweise Walter Gropius' Architektur Raum. So war etwa Gerhard Rühm, eine zentrale Figur der Wiener Gruppe, der die Geschichte dieser Gruppe schrieb²² und sie somit gewissermaßen erst als Gruppe konstruierte, Schüler von Hauer.

Die Suche einer Antwort auf die Frage nach dem historischen Ort von

22 Gerhard Rühm: *Die Wiener Gruppe*, Reinbek bei Hamburg, Rowohlt 1967.

Geschichte und Klassenbewußtsein führt zu weiteren Fragen wie: Was fand aus den Erfahrungen der österreichischen kommunistischen Partei, aus der Diskussion um die Revolution in Österreich durch Julius Deutsch und Otto Bauer in *Geschichte und Klassenbewußtsein* Eingang? Was war aus all dem in den 1960-er Jahren den Neomarxisten bekannt, die das Buch für sich – und somit auch für die folgenden Generationen – entdeckten? Wie haben diese an den Theorien der Verdinglichung interessierten jungen Intellektuellen den historischen Ort von *Geschichte und Klassenbewußtsein* bestimmt? Inwiefern waren sie an einer Rekonstruktion des Entstehungskontextes des Buches interessiert? Noch einmal die Frage: Was war der Grund von Lukács' Absage, am Weltkongress für Philosophie in Wien 1968 teilzunehmen? Hat das mit seiner Arbeit an der *Eigenart des Ästhetischen* und an *Ontologie des gesellschaftlichen Seins* oder gar mit der Einleitung zur Neuausgabe von *Geschichte und Klassenbewußtsein* zu tun? Diese Fragen stellen eine Forderung in den Raum: *Geschichte und Klassenbewußtsein* nochmal, neu und im Bewusstsein seines geschichtlichen Ortes zu lesen.

Die politische und künstlerische Avantgarde konnte sich in Wien und vielfach in Auseinandersetzung mit lokalen Politikern und Künstlern entfalten und dabei Kunstwerke hervorbringen, Zeitschriften produzieren und Theorien entwickeln, die aus der Distanz von Jahrzehnten zurückblickend als kulturelle und theoretische Hochleistungen angesehen werden. Diese Avantgardisten arbeiteten zu einem besonderen Moment der Entwicklung der Moderne, als sich diese nach besonders in Mitteleuropa radikalen Umbrüchen in einer Krise befand. Daher ermöglichen die hier entstandenen Organisationsformen, künstlerische Werke und politische Theorien einen tiefen Einblick in das, was wir Moderne nennen.

Literatur

Gerald Bast et al. Hrsg. *Wiener Kinetismus. Eine bewegte Moderne*. Wien Springer 2011.

Otto Bauer *Die österreichische Revolution* Wien Verlag der Wiener Volksbuchhandlung 1923.

Dieter Bogner *Denn der Österreicher lebt polarisch!* Wien Habilitationsschrift 2003.

Julius Deutsch *Aus Österreichs Revolution* Wien Verlag der Wiener Volksbuchhandlung 1920.

Josef Matthias Hauer *Atonális zene. Rhythmos és Melos. A zene két pólusa* (Atonale Musik. Rhythmus and Melos. Die zwei Pole der Musik) in *Ma* 15. April 1924, ohne Seitenzahl, eigentlich S. 5f.

Josef Matthias Hauer *Zur Einführung in meine „ZwölfTönemusik“* in *Ma* 15. September 1924, ohne Seitenzahl, eigentlich Seite 16.

- Jeanette Erazo Heufelder *Der argentinische Krösus. Kleine Wirtschaftsgeschichte der Frankfurter Schule* Berlin Berenberg 2017.
- Agnes Husslein-Arco et al. Hrsg. *Kubismus – Konstruktivismus – Formkunst*. München Prestel 2016.
- Kommunismus*. Zeitschrift der Kommunistischen Internationale für die Länder Südosteuropas Wien 1920–1921.
- Georg Lukács *Geschichte und Klassenbewußtsein* Berlin Malik 1923.
- Georg Lukács *Zur Organisationsfrage der Intellektuellen* in *Kommunismus* Wien 8. Februar 1920: 14–18.
- Georg Lukács *Klassenbewußtsein* in *Kommunismus* 17. April 1920: 415–423 und 24. April 1920: 468–473.
- Georg Lukács *Legalität und Illegalität* in *Kommunismus* 9. September 1920: 1259–1264 und 18. September 1920: 1324–1333.
- Georg Lukács *Rosa Luxemburg als Marxist* in *Kommunismus* 15. Januar 1921: 4–19.
- Georg Lukács *Kritische Bemerkungen zu Rosa Luxemburgs „Kritik der russischen Revolution“ I–III*. in *Die Internationale* Berlin 22. Februar 1922: 186–189, 26 Februar 1922: 232–239 und 5. März 1922: 259–262.
- Georg Lukács *Gelebtes Denken. Eine Autobiographie im Dialog*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1981.
- Ma*. Aktivista folyóirat, Wien 1920–1925.
- Oswald Oberhuber und Peter Weibel Hrsg. *Österreichs Avantgarde 1900–1938*. Ein unbekannter Aspekt Wien Galerie nächst St. Stephan 1977.
- Monika Platzer et al. Hrsg. *Kinetismus. Wien entdeckt die Avantgarde* Ostfildern Hatje Cantz 2006.
- Sándor Radó *Deckname Dora* Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt 1972.
- Gerhard Rühm *Die Wiener Gruppe* Reinbek bei Hamburg Rowohlt 1967.
- Александр Терехов Каменный мост. Москва АСТ/Астрель (Alexander Terechow Die steinerne Brücke. Moskau: AST/Astel) 2009.
- Béla Uitz *Jegyzetek a Ma orosz estélyéhez* (Notizen zum russischen Abend) in *Ma* 15. Februar 1921.
- Sándor Vajda *Erinnerungen* Typoskript Budapest MTA Könyvtár ca. 1971.
- Norbert Christian Wolf *Revolution in Wien. Die literarische Intelligenz im politischen Umbruch 1918/19* Wien Böhlau 2018.

Kulturelle Restauration im Roten Wien. Politische Positionen Richard Schaukals nach 1918

1. Tödliche Diskurs-Verschärfung

Am 10. März 1925 verübte der nationalsozialistisch gesinnte Otto Rothstock ein ideologisch motiviertes Attentat auf den Schriftsteller und Publizisten Hugo Bettauer. Der *Schutzverband Deutscher Schriftsteller in Österreich* protestierte öffentlich gegen die Gewalttat, worauf eines seiner Mitglieder, der Dichter, Kritiker und pensionierte Ministerialbeamte Richard Schaukal, dem Verband eine Protestnote schickte. Darin drohte er wegen der Parteinahme für das Anschlagsoffer mit seinem Austritt. Gleichzeitig setzte Schaukal einen polemischen Essay auf, in dem er Bettauer für die moralische Degenerierung der österreichischen Gesellschaft mitverantwortlich machte und den Angriff als nachvollziehbare Reaktion auf dessen publizistisch-schriftstellerische Tätigkeit wertete.

Der stellvertretende Vorsitzende des *Schriftstellerverbandes* war seinerzeit Robert Musil. Im Antwortschreiben versuchte er mit dem Hinweis auf die ureigentlichste Funktion des Verbandes, nämlich den *Schutz* seiner Mitglieder, den aufgebrachten Schaukal zu beschwichtigen. Doch nicht Musils Intervention, sondern der Umstand, dass Bettauer sechzehn Tage nach dem Attentat den Schussverletzungen erlag, ließ Schaukal von einer Veröffentlichung seiner Polemik absehen.¹

Was war passiert, dass ein kultivierter, schöngestiger Mann von Welt Gewalt zur Durchsetzung gewisser Ideologien nicht nur legitimierte, sondern guthieß? Diese Episode spiegelt etwas von der Verschärfung politi-

1 Siehe dazu die Briefe an Robert Musil im Schaukal-Nachlass, der sich in der Wienbibliothek im Rathaus befindet (im Folgenden abgekürzt mit S-NL, WB). Dominik Pietzcker widmet dem ‚Fall Bettauer‘ einen Exkurs: *Richard von Schaukal. Ein österreichischer Dichter der Jahrhundertwende*. Würzburg, Königshausen und Neumann 1997, S. 240-242. Vgl. dazu auch Murray G. Hall: *Der Fall Bettauer*, Wien, Löcker 1978, S. 70-76.

scher Diskurse wider, die seinerzeit den öffentlichen Raum – darunter auch die kulturelle Sphäre – zunehmend prägten und einige Akteure merkwürdig radikalisierten. Der ‚Fall Bettauer‘ veranschaulicht, wie rote Linien des Sagbaren ausgedehnt wurden und tödliche Handlungen forcierten.

Die historisch-politischen und sozioökonomischen Veränderungen, die nach 1918 einsetzten, betrafen Richard Schaukal in besonderer Weise. Der Legitimist reagierte darauf, indem er – dem Zeitgeist entsprechend – seinen Wirkungskreis vom Dichterischen ins Politische verlagerte. Der ursprünglich einer autonomieästhetischen Kunstauffassung verpflichtete Dekadenzdichter wandte sich in dieser Reihenfolge – und ohne wirklich Anschluss zu finden – dem Christlichsozialen Lager, den Nationalsozialisten und der Katholischen Erneuerung zu. Damit ging eine räumliche Begrenzung seiner in jungen Jahren europaweit betriebenen Netzwerkaktivitäten einher. Während um 1900 prestigeträchtige Zeitschriften und Verlage Schaukals Werke veröffentlicht hatten, konzentrierte sich sein Wirken nach Kriegsende nur mehr auf Österreich und vor allem auf Wien.² In der 1934 publizierten Gedankenskizze „Was not tut“ erklärt Schaukal die Verringerung seines Aktionsradius als bewusst gefassten, moralischen Entschluss:

„Es ist heute viel die Rede von abendländischem Geist, Völkerverbrüderung und der Erneuerung Europas. Mir scheint, es wäre besser, von Haus und Heimat, Familie und Stamm, Volk und Vaterland zu sprechen. Nichts liegt mir ferner als Abkehr von geistigem Zusammenhang hinweg über die Grenzen der Sprache und der Herkunft [...]“,

so der vielgereiste Übersetzer aus dem Französischen und Englischen, um dann einzuwenden:

„Aber heute, da auf den Trümmern gesprengter Ordnung die Zuchtlosigkeit ihre Orgien feiert, da die Jugend, rings zu rohester Sinnlichkeit gelockt [...] sicherer Führung entbehrend, jedem Wanderprediger des seichten Zeitgeistes nur zu geneigtes Ohr leiht, tut es keineswegs gut, daß [...] der Vielfältigkeit, [...] Freizügigkeit [...] und dem Allerweltsgetändel das Wort geredet wird. Wir haben erst uns selbst wieder zu finden [...]“.⁴³

2 Vgl. Cornelius Mitterer: *Richard Schaukal in Feldern und Netzwerken der literarischen Moderne*. Berlin/Boston, De Gruyter 2019. Der vorliegende Beitrag bündelt Ergebnisse dieser Arbeit, die zuerst als Dissertation an der Universität Wien erschien: Cornelius Mitterer: *Im Leben der Anderen. Richard Schaukals literarisches Feld und Netzwerk*, 2017.

3 Richard Schaukal: *Was not tut*, in: Ders.: *Erkenntnisse und Betrachtungen*, Leipzig, Jakob Hegner 1934, S. 291.

Richard Schaukal verband in schiefer Anlehnung an den von ihm hochgeschätzten Karl Kraus seine Moralvorstellungen mit einer Auffassung von Sittlichkeit, die vor allem die Sexualität implizierte. Dass gerade sexuelle Freizügigkeit Schaukal auf die Palme brachte, zeigte seine Rolle im Fall Bettauer.⁴ Kraus aber schätzte Bettauer und urteilte in der Fackel: „Als Hugo Bettauer ermordet wurde, war nicht der Mörder schuld, sondern die Verderbtheit“.⁵

Schaukals Suche nach ‚dem Österreichischen‘, die im Prinzip eine restabilisierende Selbstverortung innerhalb neu aufgeworfener Gesellschaftsstrukturen war, soll hier mit Blick auf seine Politisierung und veränderte Netzwerkeinbettung nach 1918 näher erläutert werden.

2. Politisch-publizistische Weggefährten

Eine erste Neuorientierung ergab sich aus dem Kontakt mit Alois Essigmann. Der aus Wien stammende Offizier, Publizist und Schriftsteller war zwischen 1912 und 1917 als Kanzleikraft am österreichisch-ungarischen Konsulat in Berlin tätig. 1916 traten Schaukal und Essigmann auf Vermittlung des Jugendstilmalers Maximilian Liebenwein in Korrespondenz. Beide verehrten Karl Kraus und teilten denselben fanatischen Judenhass.⁶ Zwischen Wien und Berlin entspann sich ein intensiver Austausch, der weltanschauliche, kulturelle und ästhetische Gemeinsamkeiten zur Sprache brachte und das ideologische Fundament für die spätere Zusammenarbeit legte. Die Briefpartner debattieren über die Bedeutung Otto Weinigers und immer wieder über Karl Kraus, mit dem sich Essigmann nach dessen Berliner Vortragsabend vom 7. Februar 1917 getroffen und dabei auch über den gemeinsamen Wiener Bekannten Schaukal unterhalten hatte.⁷

Als Essigmann kurze Zeit später nach Wien zurückkehrte, entwickelte er sich zum Förderer Schaukals und verhalf ihm zu neuen Positionen im politischen sowie literarischen Feld. Er organisierte öffentliche Lesungen für den publikumsscheuen Kollegen und war auch ein wesentlicher Initiator der 1929 ins Leben gerufenen *Richard-von-Schaukal-Gesellschaft*.

4 Hugo Bettauer provozierte etwa als Herausgeber der *Wochenschrift für Lebenskultur und Erotik*.

5 Karl Kraus: *Die Fackel*, Nr. 697-705, 27. Jg. (Oktober 1925), S. 17.

6 Vgl. die unveröffentlichten Briefe Essigmanns an Schaukal vom 20. Juli sowie vom 5., 15. und 26. Oktober 1916. S-NL, WB.

7 Vgl. Brief Essigmanns an Schaukal, 14.2.1917. S-NL, WB.

Zunächst aber wurde Schaukal wegen seiner vormals weitreichenden Netzwerke Hauptmitarbeiter der von Essigmann im März 1919 gegründeten Halbmonatsschrift *Das Gewissen*. In dieser Funktion war er unter anderem dafür zuständig, geeignete Beiträger anzuwerben. *Das Gewissen*, das nach nur fünf Monaten wieder eingestellt werden musste, widmete sich literarischen, kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Themen. Die in den ersten beiden Heften abgedruckte Programmatik trägt Schaukals Handschrift:

„Das Gewissen‘ soll über allen Parteien und Meinungen stehend, unbeirrt durch alle Vorteile, die dies oder jenes System, sei’s in Politik oder Wirtschaft, verspricht, seine Stimme warnend erheben und in ehrlicher Kritik stets darauf hinweisen, welche ungeheuren Opfer an Kultur unsere Zeit der Zivilisation bringt. Immer wieder soll es erinnern, daß nicht alles gut ist, was notwendig ist, daß des Lebens Notdurft keine geistige Angelegenheit ist – Zivilisation nicht Kultur – Organisation nicht Wachstum! [...] In der Überflutung alles öffentlichen Lebens mit jüdischem Geist, sehe ich [...] eine ungeheure Gefahr für unser Wesen [...]. Das gute Gewissen, der rein künstlerische Teil, soll unsere Sehnsucht ausschreien [...]“⁸

Auf Schaukals Veranlassung hin publizierten im *Gewissen* Akteure, die mit seiner ästhetischen Linie und rechtskonservativen, antidemokratischen, später auch faschistischen Ideologie überwiegend konformgingen,⁹ darunter Richard Dehmel, Rudolf Huch, Jörg Lanz von Liebenfels, Emil Wohlgenuth, Hans Paul Freiherr von Wolzogen und Arthur Schurig.

Von einer Anfrage bei Thomas Mann, mit dem sich Schaukal überworfen hatte, riet er dringend ab, obwohl Essigmann einen Beitrag gerade aus der Feder des arrivierten Schriftstellers befürwortet und als symbolischen Gewinn für die Zeitschrift erachtet hätte. Die Resonanz muss bei den angefragten Autoren insgesamt nicht sonderlich groß gewesen sein, sahen sich die Herausgeber doch gezwungen, in einer Vorankündigung anzumerken: „Mit anderen unserer Großen, die durch die Ungunst der Verkehrsverhältnisse schwerer zugänglich sind, schweben aussichtsrei-

8 Ankündigung in der Österreichischen Buchhändler-Correspondenz 9 (26.2.1919), S. 125. Hervorhebung wie im Original. Siehe auch: Thomas Dietzel und Hans-Otto Hügel: *Deutsche literarische Zeitschriften 1880-1945. Ein Repertorium*. Hg. von Deutsches Literaturarchiv Marbach a. N. 5 Bde. München u. a., Saur 1988, S. 497.

9 Vgl. Christian Neuhuber: *Der ‚Fall Schaukal‘. Richard von Schaukals Auseinandersetzungen mit der NS-Presse um ‚Anschluss‘ und ‚Österreich-Idee‘ 1932-1934*, in: *Modern Austrian Literature* 38, 3/4 (2005), S. 13-36.

che Unterhandlungen“.¹⁰ Gemeint war der nach Kriegsende zum Erliegen gekommene postalische Verkehr. Doch nicht nur technische Hindernisse, auch Schaukals Animositäten waren für die Rekrutierung oder Ablehnung von Beiträgern ausschlaggebend. So wurde eine an Gerhart Hauptmann gerichtete Einladung, den Kreis der am Blatt Mitwirkenden zu erweitern, aufgrund von Schaukals Intervention verworfen.¹¹

3. Schaukals Vorstoß in die Politik

Als Mitarbeiter von *Das Gewissen* offenbarte Schaukal erstmals seine Bestrebung, Politik mit Kultur in Einklang zu bringen. Bereits 1912 hatte er diesbezüglich zum mährischen Rechtswissenschaftler und Politiker Josef Redlich Kontakt aufgenommen. Der umtriebige Politprofi ermunterte den Dichter zu parteipolitischer Partizipation und schien bestens über die Eitelkeiten des Korrespondenzpartners informiert:

„Sie taugen selbstverständlich für keine bestehende Partei, aber ich kann sie über diesen Punkt nur nochmals nachdrücklich beruhigen. Was man bei uns Partei nennt, drückt einen Menschen überhaupt nicht und es ist einer so reichen Individualität wie Ihnen ein leichtes, die wenigen Konventionen mitzumachen, aus denen bei uns der sogenannte Parteiverband besteht. Sie würden aber vielfach grosse Anregungen auch für Ihr künstlerisches Wirken finden, wenn Sie in das merkwürdige Stück Leben hineinsähen, das man in Oesterreich aktive Politik nennt [...]. Denn ich bin sicher, mag Ihr Schicksal als Politiker sich praktisch mehr oder minder erfolgreich gestalten, die deutsche Literatur wird sicher durch das, was Sie auf Grund Ihrer Eindrücke und Beobachtungen schaffen werden, einen sehr wertvollen und erfreulichen Zuwachs erhalten. Herr von Balthesser wird vielleicht aus dem Grabe, in das Sie ihn versenkt haben, fröhlich auferstehen und wird uns in derselben geistvollen und künstlerisch vollendeten Form ein Brevier politischer Lebenskunst bieten [...].“¹²

Nach dem Krieg knüpfte Schaukal an die seinerzeit mit Redlich geschmiedeten, letztlich aber nicht umgesetzten Pläne an und wagte einen neuerlichen Vorstoß ins politische Feld. Im Dezember 1918 teilte er Alois Essigmann mit, dass er für eine Partei zu kandidieren plane. Dieser emp-

10 Siehe die oben zitierte Ankündigung in der österreichischen Buchhändler-Correspondenz vom 26.2.1919.

11 Vgl. Brief Essigmanns an Schaukal, 17.1.1919. S-NL, WB.

12 Brief Redlichs an Schaukal, 21.6.1912. S-NL, WB.

fahl Schaukal zunächst eine Kandidatur als Parteiloser und übermittelte ihm einen provisorischen Vierpunkteplan, ein bemerkenswertes Zeitdokument über die administrativen Bedingungen für politische Aktivitäten:

1. Vorläufiger Titel: ‚Wahlgemeinschaft der Parteilosen.‘ 2. Wahlparole: Parteilose! Wählt nicht Parteileute, die nur nach straffen Parteigrundsätzen entscheiden! Wählt Persönlichkeiten, die befähigt sind, jeden Einzelfall zu beurteilen! 3. Agitation: Schneeballsystem, d. h. jeder der Wahlgemeinschaft geworbene wirbt 10 Neue u.s.f. 4. Finanzierung: Zunächst Bevorschussung aus Privatmitteln um anfangen zu können, sodann per Mitglied der Wahlgemeinschaft ein kleiner Beitrag [...].¹³

Für die Gründung einer „Wahlgemeinschaft der Parteilosen“ würden 18.000 bis 20.000 Unterschriften benötigt. Maximilian Liebenwein und der Mitherausgeber von *Das Gewissen*, Rudolf Falk, boten ihre organisatorische Hilfe an.¹⁴

Essigmann verlieh der Hoffnung Ausdruck, Schaukal möge der Sprung in die Nationalversammlung gelingen, um es dort den „Fortschrittler“ zu zeigen. Gleichzeitig bremste er die Erwartungen, denn der Einzug ins Parlament wäre als Parteiloser nicht einfach; Schaukal sollte daher besser eine Kandidatur für die Christlichsoziale Partei in Erwägung ziehen, die gegen die „Masse der Proletarier“ mehr auszurichten vermöchte als „tausend einzelne“.¹⁵

Kurz darauf ließ Schaukal auch dieses Vorhaben fallen. Der merklich erleichterte Essigmann riet ihm, einen „Strohmann [zu] inspirieren“, sollte er nach wie vor noch „auf die Gestaltung politischer Dinge einwirken wollen“.¹⁶ Schaukals politische Bemühungen stießen im neu geknüpften Netzwerk überwiegend auf Ablehnung. Der ehemalige Offizier, Philologe und Schriftsteller Arthur Schurig zählte zu den größten Skeptikern von Schaukals Engagement. Er konnte nicht nachvollziehen, warum der Dichter plötzlich politisch motivierte Essays verfasste oder gar Politiker werden wollte,¹⁷ und er monierte, dass diese Tätigkeiten die literarischen Erfolgsaussichten verringerten.¹⁸ Schurig prognostizierte Schaukal über-

13 Brief Essigmanns an Schaukal, 11.12.1918. S-NL, WB. Hervorhebungen wie im handschriftlichen Original.

14 Vgl. Brief Essigmanns an Schaukal, 11.12.1918. S-NL, WB.

15 Brief Essigmanns an Schaukal, 16.12.1918. S-NL, WB.

16 Brief Essigmanns an Schaukal, 6.12.1918

17 Vgl. Schurigs Brief an Schaukal, 28.1.1919. S-NL, WB.

18 Vgl. Schurigs Brief an Schaukal, 19.12.1919. S-NL, WB.

dies, dass sich sein glühender Antisemitismus negativ auf die Verlagsuche auswirken würde, denn: „Ihre politische Tätigkeit passt nicht in die Insel“,¹⁹ jenem verlegerischen Sehnsuchtsziel des Dichters.

Selbst Schaukal ideologisch nahestehende Bekannte wie Essigmann distanzieren sich von seinem politischen Sendungsbewusstsein. Der Herausgeber des *Gewissens* weigerte sich, einen agitatorischen Aufruf an die Deutschösterreicher zu unterzeichnen und im Periodikum abzudrucken.²⁰ Auf eine Liste mit Namen potentieller Mitarbeiter für das Blatt reagiere er überdies verwundert:

„Die Liste weist ja fast nur Polemiker auf! Bitte lassen Sie dem ‚Gewissen‘ auch etwas von dem Dichter Schaukal zukommen. Ich begreife, dass die bewegte Zeit den Polemiker in Ihnen aufwühlt, aber das G. muss gleich im Anfang zeigen, dass es mindestens zur Hälfte auch der Schönen Literatur gehört.“²¹

Essigmann befürchtete, dass die politischen Essays ein Ungleichgewicht zu den dichterischen Texten erzeugen könnten. Schaukal, der über „kein polemisches Talent“ verfüge, solle sich wieder der Literatur zuwenden, so der Herausgeber.²²

Schaukals politisches Wirken blieb in den Monaten und Jahren unmittelbar nach dem Ende des Krieges auf den kulturellen Bereich beschränkt, weil sich Akteure aus dem neu konstituierten Netzwerk mehr Nutzen von seinen literarischen Aktivitäten versprachen. Nichtsdestotrotz intensivierte er zu Beginn der 1920er Jahre seine kulturpolitischen Aktivitäten. Der rückwärtsgewandte Kritiker entdeckte das Radio als geeignetes Medium für seine fortschrittspessimistischen Botschaften. In regelmäßig ausgestrahlten Beiträgen sprach Schaukal gemeinsam mit dem Wiener Schriftsteller Emil Lucka, der nach dem sogenannten Anschluss an Deutschland mit einem Schreibverbot belegt werden sollte, über die Arbeitspläne der Wiener Volksbildungsanstalten.²³

Zur selben Zeit wurde Schaukal damit beauftragt, „Weiheverse zur Enthüllung des Denkmals für Dr. Karl Lueger“ zu verfassen. Der Festakt fand

19 Brief Schurigs an Schaukal, 24.8.1919. Hervorhebung wie im Original. S-NL, WB.

20 Vgl. Essigmanns Brief an Schaukal, 9.12.1918. S-NL, WB.

21 Brief Essigmanns an Schaukal, 4.1.1919. S-NL, WB.

22 Brief Essigmanns an Schaukal, 13.1.1919. S-NL, WB.

23 Die Ausstrahlung erfolgte am 28.5.1927 um 18:05 Uhr und dauerte eine Stunde. Vgl. die Ankündigung in der *Arbeiterzeitung* vom 22.5.1927, S. 11. Die Mitteilungen der *Richard-Schaukal-Gesellschaft* verzeichnen zwischen dem 9.11.1934 und dem 7.4.1936 insgesamt 8 Radiovorlesungen für den Wiener Rundfunk (Ravag). Schaukal sprach über Dichter und las eigene Gedichte vor.

am 18. September 1926 im Burgtheater statt, am nächsten Tag veröffentlichte die *Reichspost* das Gedicht.²⁴ Die einschlägigen Zeitungen würdigten Schaukals Einsatz für die Österreich-Idee und begrüßten,

„daß immer stärker der Österreicher in ihm durchbricht. Angeleimte und angeklebte Schlacken fallen allmählich ab, der Kern liegt offen glühend zutage und die Umwege führten doch zum Ziel: das österreichische Herz pulst uns entgegen.“²⁵

Danzers Armee-Zeitung verteidigte ihn vor Angriffen aus dem sozialdemokratischen Lager, das dem Dichter lyrische Kriegstreiberei vorwarf, und zeigte sich gegenüber Schaukals politisch-schriftstellerischer Tendenz aufgeschlossen:

„Der Dichter zeigt, als Deutscher, herzlichstes, aufnahmebreites Verständnis für seine nicht-deutschen Brudervölker im Reiche: was so vielen unserer Politiker als unlösbares Problem dünkt, erschließt sich ihm als natürliche Selbstverständlichkeit, was jenen als Mangel Österreichs erscheint, ist ihm Vorzug und Wesen Österreichs. Richard von Schaukal [Essaysammlung, CM] ‚österreichische Züge‘ offenbaren mehr von Österreichs Sein und Werden als eine ganze politische Bibliothek.“²⁶

4. Richard Kralik und der Gralbund

Neben dieser Hinwendung zu einer auch literaturhistorisch argumentierten österreichischen Eigenständigkeit, die Schaukal mit den Namen Grillparzer, Stifter oder Nestroy legitimierte, war es vor allem die Nähe zur Katholischen Erneuerung, die bewirkte, dass er sich nach anfänglichen Sympathiebekundungen öffentlich vom Nationalsozialismus distanzierte.

Am 24. September 1925 erhielt Schaukal von Adolf Innerkofler die Einladung, den Festvortrag am Schriftstellertag des *Verbands katholischer Schriftsteller und Schriftstellerinnen Österreichs*, der auf den 11. Mai des darauffolgenden Jahres angesetzt war, zu halten. Das Gros der Vorträge, die im kleinen Saal des Wiener Militärkasinos gehalten wurden, umfasste die Themen Presse, Zeitung und die Stellung der Schriftsteller zum Medium. Den Abschluss machte das im großen Festsaal aufgeführte zeitsatirische Mysterienspiel *An der Schwelle des Gerichts* von Eduard Hlatky.

24 Vgl. Schaukal: *Weiheverse. Zur Enthüllung des Denkmals für Dr. Karl Lueger*, in: *Reichspost* 256 (19.9.1926), S. 15.

25 Dr. M. Enzinger: *Hoffnung in Österreich*, in: *Reichspost* 74, 30 (17.3.1923), S. 1.

26 Anonym: *Literatur*, in: *Danzers Armee-Zeitung* 23/24 (6./13.06.1918), S. 6.

Hinter dem *Verband katholischer Schriftsteller und Schriftstellerinnen Österreichs* stand der 1905 von Richard Kralik und Franz Xaver Eichert ins Leben gerufene *Gralbund*, eine bis 1937 bestehende katholische Schriftstellervereinigung neuromantischer Prägung. Das zentrale Organ bildete die in Wien und dann in Münster verlegte Zeitschrift *Der Gral*,²⁷ für die auch Schaukal regelmäßig Beiträge verfasste. Der Brünner Dramatiker Hlatky gehörte ebenso dem *Gralbund* an²⁸ wie der Südtiroler Geistliche und Schriftsteller Adolf Innerkofler.²⁹

Der Begründer des *Gralbundes* hatte Schaukal bereits im Oktober 1920 in seine am Carl-Ludwig-Platz – seit 1934 Richard-Kralik-Platz – gelegene Wohnung eingeladen, wo in kleinen Zirkeln kulturphilosophische Vorträge stattfanden.³⁰ Zu den Teilnehmern der sogenannten ‚Dienstags-Abende‘ gehörten unter anderem auch Ignaz Seipel und Kardinal Gustav Piffel. Kraliks Einladung war gleichbedeutend mit der Aufforderung, sich dem katholischen Bund anzuschließen, doch in Schaukals Nachlass finden sich keine Belege für seine Teilnahme. Die *Gralbund*-Treffen fanden immer dienstags zwischen 6 und 8 Uhr statt. Dies scheint Schaukal vergessen oder ignoriert zu haben, denn für Dienstag, den 10. Juni 1924 lud er seinerseits Kralik zu sich nach Grinzing ein. Dieser reagierte konsterniert und betonte im Antwortschreiben, dass *jeden* Dienstag „Vorträge mit Debatte“ in seiner Wohnung stattfänden, das Treffen am 10. Juni sei bereits das 210.

Schaukals Interesse am *Gralbund* und an den gemeinschaftsstiftenden Zusammenkünften in Kraliks Wohnung dürfte nicht sonderlich groß gewesen sein. Wie so oft brach der angriffslustige Briefschreiber auch in der Korrespondenz mit dem gleichgesinnten Schriftsteller und Kulturphilosophen allerlei Kontroversen vom Zaun. Vor allem die Funktion des Journalismus führte zu Meinungsverschiedenheiten. Zwar einigten sie sich darauf, dass die katholische Presse reformiert gehörte, doch störte Kralik offenbar Schaukals fundamentale Antihaltung, die sich auch gegen Gruppierungen richtete, die mit der Meinung des Dichters übereinstimmten. Am 27.12.1920 schrieb Kralik:

27 Vgl. Felix Czeike: *Historisches Lexikon Wien*: <https://www.geschichtewiki.wien.gv.at/Gralbund> (letzter Zugriff: 29.4.2019).

28 Vgl. Czeike: *Historisches Lexikon Wien*: https://www.geschichtewiki.wien.gv.at/Eduard_Hlatky (letzter Zugriff: 29.4.2019).

29 Vgl. Czeike: *Historisches Lexikon Wien*: https://www.geschichtewiki.wien.gv.at/Adolf_Innerkofler (letzter Zugriff: 29.4.2019).

30 Vgl. Czeike: *Historisches Lexikon Wien*: [https://www.geschichtewiki.wien.gv.at/Carl-Ludwig-Platz_\(18,_19\)](https://www.geschichtewiki.wien.gv.at/Carl-Ludwig-Platz_(18,_19)) (letzter Zugriff: 29.4.2019).

„Bedenken Sie, daß Sie sich doch selber als über den Parteien Stehender erklären! Damit können Sie weder die Katholiken noch die Juden gewinnen. Manche Ihrer Bücher und Gedichte sind gewiß nicht sehr katholisch; das tut mir nichts, aber man kann Sie dann nicht so unbedingt den Katholiken als katholischen Dichter empfehlen, wie man gern wollte.“³¹

Im Prinzip nutzte Schaukal den Kontakt zu Kralik, um sich Zutritt zur *Reichspost* zu verschaffen, dem Zentralorgan der Christlichsozialen Partei. Er hatte begriffen, dass alle Sphären des öffentlichen Lebens zutiefst politisiert waren, und so suchte auch Schaukal nach seinem Platz im ideologisch durchdrungenen Stadtraum.³²

5. Topographien des Politischen

Die Orte der seit 1922 unregelmäßig abgehaltenen Leseauftritte Schaukals sind Ausdruck seiner politischen Haltung. Die erste Dichterlesung fand in der Secession statt. Das Jugendstilgebäude hatte bereits mit der im November 1905 gezeigten ‚Ausstellung moderner religiöser Kunst‘, an der überwiegend katholische Kunstschaffende beteiligt waren, eine konservative Richtung eingeschlagen. Die Kunstschau stand unter Richard Kraliks Schirmherrschaft und inaugurierte ein rückwärtsgewandtes Kunstverständnis, das auch der Präsident Christian Ludwig Martin verkörperte.³³

Auf Veranlassung von Kardinal Piffl, der zwischen 1913 und 1932 Vorsitzender der Leo-Gesellschaft war,³⁴ trat Schaukal zudem im erzbischöflichen Palais mit Dichterlesungen an die Öffentlichkeit.³⁵ Eine sowohl literarische als auch ideologisch-politische Verbindung bestand des Weiteren zu Friedrich Schreyvogel, der seit 1924 der literarischen Sektion der Österreichischen Leo-Gesellschaft vorsah und als ihr Obmann auf Kralik nachgefolgt war. Er organisierte einen großangelegten Leseabend, der im erzbischöflichen Kurhaus vor 1500 geladenen Gästen veranstaltet wurde.³⁶

31 Unveröffentlichter Brief. S-NL, WB.

32 Vgl. Edward Timms: *Dynamik der Kreise. Resonanz der Räume*, Weitra, Verlag Bibliothek der Provinz 2013, S. 151.

33 Vgl. ebda., S. 101.

34 Vgl. Czeike: *Historisches Lexikon Wien*: https://www.geschichtewiki.wien.gv.at/Friedrich_Gustav_Piffl (letzter Zugriff: 29.4.2019).

35 Am 22. und 29. März sowie am 5. April 1930.

36 Diese fand am 21. März 1933 statt. Vgl. Brief Schreyvogls an Schaukal, 16.1.1933. S-NL, WB.

Ein weiterer Vertreter der katholischen kulturkritischen Bewegung, den Schaukal bewunderte, der aber auf dessen Avancen nicht einging, war Theodor Haecker. 1933 führte Schaukal mit Haeckers Vertrautem, dem Architekten und Philosophen Hans Kestranek, einen Briefwechsel, in dem sie sich über die Vision eines von Österreich ausgehenden „Europäischen Denkens“ austauschten, das als dritte Kraft dem „Teutonismus“ und Bolschewismus entgegentreten müsste.³⁷

Neben der Secession und dem erzbischöflichen Kurhaus war vor allem auch das 1910 eröffnete Wiener Volksbildungshaus Urania ein wesentlicher ideologischer und literarischer Resonanzraum in der Stadt. Die Genehmigung zur Erbauung des rundturmartigen Gebäudes ist als symbolische Maßnahme des bürgerlich-konservativen Wiener Gemeinderats zu werten. Seit 1904 bemühten sich sozialistische Akteure wie David Joseph Bach und Viktor Adler um einen Gegenentwurf zu den bürgerlichen Hegemoniebestrebungen im Kultur- und Bildungssektor. Dabei konzentrierte sich die Arbeiterbewegung auch auf kulturelle Initiativen wie den Ausbau der Volkshochschulen. 1905 eröffnete im Ottakringer Volksheim die erste Abend-Volkshochschule Europas, wenige Jahre später avancierte die Urania zu ihrem volksbildnerischen Antipoden.³⁸

Auf Vermittlung des christlich geprägten Literaturkritikers und Schriftstellers Leopold Liegler fanden dort einige wenige öffentliche Auftritte Schaukals statt. Liegler hielt die Einleitung zu seiner letzten Dichterlesung am 3. Dezember 1941 und verfasste den im Mitteilungsblatt der *Schaukal-Gesellschaft* abgedruckten Nachruf. Ein zweiter Vortragsabend in der Urania war für Mai 1942 geplant, aufgrund des befürchteten Publikums mangels aber nicht mehr realisiert worden.³⁹

6. Schaukals Rolle als Intellektueller

Alle öffentlichen Bereiche und Funktionen wurden zur Zeit der ersten Republik politisch besetzt, fast jeder dritte Österreicher trat in jenen Jahren einer Partei bei.⁴⁰ Diesen Demokratisierungsprozess konnte gerade ein Schriftsteller wie Schaukal, der die Kunstautonomie befürwortet und ihre

37 Brief Kestraneks an Schaukal, 2.8.1933. S-NL, WB.

38 Vgl. Timms: *Dynamik der Kreise*, 2013, S. 17-18.

39 Vgl. Briefe Leopold Lieglers an Schaukal, 7.11.1941 und 20.3.1942. S-NL, WB.

40 Vgl. Norbert Bachleitner, Franz Eybl, Ernst Fischer: *Geschichte des Buchhandels in Österreich*, Wiesbaden, Harrassowitz 2000, S. 244.

zweckgebundene, politische Instrumentalisierung abgelehnt hatte, nicht ignorieren. Daher setzte er sich aktiv für die politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Hegemoniebestrebungen des Christlichsozialen Lagers ein.

Nicht die Zeitung und bürgerliche Mäzene, sondern staatliche, kirchliche oder auch adelige Fördergeber hätten das künstlerische Feld zu strukturieren, um – so die kultur- sowie kapitalismuskritische Illusion Schaukals – Kunst vor einer kommerziellen Vereinnahmung zu bewahren. „Wahre Freiheit kann einem Staatswesen nur ein bedeutender aristokratischer Staatsmann gewähren, der den Schwindel der falschen Freiheit, die verdummende Dogmatik des Zeilenliberalismus bis auf den seichten Grund durchschaut [...]. Das Aristokratische ist unwiderleglich wie alles Natürliche“,⁴¹ so Andreas Balthesser, das literarische alter ego Schaukals.

Mit Rückgriff auf den italienischen Marxisten Antonio Gramsci lassen sich Schaukals gesellschaftliche Funktion und seine Handlungen in den neu-konstituierten Netzwerken zunächst als die eines ‚traditionellen Intellektuellen‘ beschreiben. Gramsci unterscheidet in seinen fragmentarischen *Gefängnisheften* zwischen organischen und traditionellen Intellektuellen. Die Vertreter einer herrschenden oder auf Herrschaft abzielenden Klasse sind dann am erfolgreichsten, wenn sie als geschlossene Gruppe „organischer Intellektueller“ auftreten, das heißt, wenn sich erstens ihre Ideologie mit der ausgeübten (beruflichen) Tätigkeit „verdichtet“ und sie zweitens durch privates Engagement und nicht mit Parteiprogrammen an die „ganze Masse an Intellektuellen“ herantreten, die im Land „verstreut“ und „vereinzelt“ leben und nicht organisiert sind.⁴²

Durch diese Art der Verdichtung üben die organischen Intellektuellen eine besondere Anziehung auf die nichtorganisierten Mitglieder einer Gesellschaft aus. Diese Wirkung trägt dazu bei, jene von der Richtigkeit ihrer Weltanschauung zu überzeugen. Dabei ist die Integration einflussreicher Intellektueller für die Etablierung und Wahrung der Hegemonie ganz entscheidend, Gramsci verwendet dafür den Terminus ‚Eroberung‘. Eine soziale Gruppe, die Hegemonie anstrebt, setzt daher alles daran, die

41 Schaukal: *Leben und Meinungen des Herrn Andreas von Balthesser*, in: Ders.: Werke in Einzelausgaben. Bd. 2: Um die Jahrhundertwende. Hg. von Lotte v. Schaukal/Joachim Schondorff. München/Wien, Langen, Müller 1965, S. 268.

42 Gramsci: *Gefängnishefte*, in: Kritische Gesamtausgabe. Hg. von Klaus Bochmann/Wolfgang Fritz Haug. Hamburg, Argument 1991. Bd. 1, H. 1, §44, S. 101-102.

traditionellen Intellektuellen zu assimilieren und für ihre Ideologien zu vereinnahmen.

Traditionelle Intellektuelle sind für Gramsci etwa Kleriker, Philosophen, Schriftsteller und Künstler. Diese empfinden keine strukturelle Zugehörigkeit, sondern sehen sich in einer gesellschaftlichen Sonderposition. Die organischen Intellektuellen fühlen sich hingegen mit einer Klasse verbunden, sie entstammen einem Milieu, dem sie zugeordnet werden können und in dem sie verbleiben (wollen).

Gelingt es nun einer nach Dominanz strebenden sozialen Gruppe, den traditionellen Intellektuellentypus für die Vermittlung der politischen Anschauungen zu gewinnen, ist eine entscheidende Voraussetzung für den Erwerb oder die Festigung (kultureller) Hegemonie gegeben.⁴³

Ähnlich wie Pierre Bourdieu bezeichnet auch Gramsci in seinen zwischen 1929 und 1935 verfassten fragmentarischen *Gefängnisheften* die Austragungsorte für Klassen-Konflikte als ‚Felder‘. Wesentlich für die Verbreitung und Unterstützung einer Ideologie sei unter anderem die Presse, worunter er nicht nur Zeitschriften und Zeitungen verstand, sondern die gesamte literarische wie wissenschaftliche Publikationslandschaft, Bibliotheken – Schaukal verachtete Leihbibliotheken –,⁴⁴ Schulen, Clubs und Lesezirkel.

Die Architektur sei ebenfalls ein solcher Ideologieträger, da sie zur Durchsetzung klassenspezifischer Interessen und zum Machterhalt beitragen.⁴⁵

7. Resümee: Schaukal als kulturpolitischer Antagonist des Roten Wien

In Verbindung mit Gramsci zeigt sich, dass Richard Schaukal den Wert der kulturellen Dominanz für eine angestrebte Ordnung, wie er sie sich für Österreich imaginierte, erkannt hatte. Mit seinen kulturkritischen Aussagen und mit den politisch motivierten Handlungen war er sozusagen Teil eines Assimilierungsprozesses, der eine Rollenverschiebung vom traditionellen zum organischen Intellektuellen nach sich zog. Dies hatte nicht nur mit seiner politischen Gesinnung, sondern auch mit einem Gefühl des sozialen Heimatverlustes zu tun, das bei vielen bürgerlichen

43 Vgl. Gramsci: *Gefängnishefte*, 1996. Bd. 7, H. 12, §1, S. 1497-1505.

44 Vgl. Schaukal: *Zettelkasten eines Zeitgenossen*. Aus *Hans Bürgers Papieren*. München, Müller 1913, S. 38-39.

45 Vgl. Gramsci: *Gefängnishefte*. Kulturthemen. Ideologisches Material, 1991, § (49), S. 373.

Akteuren nach 1918 einsetzte und zu einer mehrfach gebrochenen Biographie führte.

Als Kritiker und Dichter kam Schaukal die Funktion des ideologievermittelnden Intellektuellen zu, der Adel, Klerus bzw. der Christlichsozialen Partei Österreichs kulturelle Hegemonie wortwörtlich ‚zuzuschreiben‘ versuchte. In der Funktion als Kulturvermittler machte er seine chauvinistische Weltanschauung publik.

Die Kontakte nach dem Ende der Monarchie belegen Schaukals organisatorische Kompetenz als Intellektueller (nach Gramsci), der auf die „politische Segmentierung der Gesellschaft“ Österreichs zwischen 1918 und 1933 reagierte.

„Die politische Segmentierung der Gesellschaft hat das Kulturverhalten der Menschen [...] beeinflusst und im System der Literaturvermittlung zur Herausbildung von ideologisch definierten Teilmärkten oder besser: marktähnlichen Gebilden geführt; Produktion, Distribution und Konsumation waren hier in einer Weise verkoppelt, die das freie Spiel von Angebot und Nachfrage außer Kraft setzte.“⁴⁶

Schaukals Einsatz für die Bewahrung und für die Bewahrer einer „legitimen“ Kultur richtete sich dabei vor allem und immer wieder gegen das Judentum. Antisemitismus war seine Strategie der Neu-Positionierung im künstlerischen Feld, das von einer starken Spannung zwischen Etablierten und sich Etablierenden geprägt war. Dass diese in allen Feldern ausgetragenen Kämpfe nicht einfach nur generationalen Ursprungs waren (jung vs. alt) oder auf ungleichem Einkommen bzw. unterschiedlichen strukturellen Mitteln beruhten (reich vs. arm), ist ein entscheidender Punkt. Die Auseinandersetzungen im literarischen Feld wurden am erbittertsten zwischen ähnlich sozialisierten Personen geführt, weil ihre Voraussetzungen zumeist übereinstimmten und ihre Machtinstrumente – Kapitalvolumen und -struktur – kaum divergierten. Die maßgebliche Differenzierung erfolgte unter anderem über nicht rational vollzogene Unterteilungen in christlich-deutschnationale und im weitesten Sinne jüdische Akteure. Karl Luegers zynischer Ausspruch „wer ein Jud ist, das bestimme ich“ untermauert diese Distinktion,⁴⁷ die nicht nur für die Politik, sondern auch für den kulturellen Bereich galt. Dort, wo soziale

46 Bachleitner, Eybl, Fischer: *Geschichte des Buchhandels in Österreich*, 2000, S. 244.

47 Vgl. Judith Fritz: *‘Wer ein Jud ist, das bestimme ich‘. Der christlichsoziale Antisemitismus Karl Luegers*: <http://ww1.habsburger.net/de/kapitel/wer-ein-jud-ist-das-bestimme-ich> (zuletzt aufgerufen am 29.4.2019).

Distinktion nicht möglich war, weil sich die Akteure strukturell zu sehr ähnelten, wurde eine ethnisch-religiöse Grenze gezogen. Profilierung erfolgte über hetzerische Abwertungsdiskurse.

Bereits in frühen kritischen Essays und Büchern wie *Giorgione* und *Literatur* argumentierte Schaukal gegen die marktwirtschaftliche Partizipation der Dichter an den Entwicklungen der Kunst, weil er eine bürgerlich-merkantile – in diesem Kontext auch jüdische – Vereinnahmung der kulturellen Hegemonie befürchtete. Als k.u.k.-Beamter und Dichter war Schaukals Handlungsort der des Überbaus. Er wurde als Angestellter der herrschenden Klasse und „Funktionär der Hegemonie“ instrumentalisiert und hat in diesem Kontext seinen Einfluss auf die ökonomische Basis im Sinne des Machterhalts der herrschenden Klasse geltend gemacht.⁴⁸

Schaukals individuelle Position spiegelt aber auch die Krise einer verunsicherten Gesellschaftsschicht zur Zeit des Roten Wien wider. Er zählte zu den Akteuren, die vom Liberalismus enttäuscht waren, über kein eigenes Klassenbewusstsein verfügten, soziale Erhebungen sowie den Verlust von Einfluss und Prestige fürchteten und daher die Hegemonie literarisch-produktiv auf traditionelle Herrschaftsformen projizierten. Die Dichter im Staatsdienst hatten ihren Teil zur Wahrung kultureller Hegemonie der dominanten Klassen und Institutionen beigetragen (Thron und Altar, Adel und Armee)⁴⁹ und die Vielvölkermonarchie auf zweifache Weise gestützt: bürokratisch wie literarisch. Nach dem Weltkrieg befürchtete eine große Zahl sehr unterschiedlich positionierter Akteure, strukturell vom Proletariat verdrängt oder absorbiert zu werden. Ein Teil der bürgerlichen Schriftsteller reagierte mit dem Versuch, eine Aristokratie des Geistes zu etablieren und ihr Wirken für die Bewahrung der kulturellen wie politischen Hegemonie einzusetzen, so auch Schaukal. Er nahm dabei eine historisch gewachsene Elite in die Pflicht, Kunst zu fördern, um die Verknüpfung von Kultur und Ständeordnung zu bewahren. Damit war Richard Schaukal einer der wesentlichen Antagonisten des Roten Wien.

48 Ludwig Paulmichl: *Bürgerliche Gesellschaft, Hegemonie, Intellektuelle. Zur konzeptuellen Ausweitung des Intellektuellen im Hinblick auf die revolutionäre Strategie und Organisation Antonio Gramscis*, Diss. Univ. Wien 1988, S. 132.

49 Vgl. Timms: *Dynamik der Kreise*, 2013, S. 18.

Warten auf das Menschsein. Revolution und Sorge um das Humane in Mitteleuropa nach dem Ersten Weltkrieg

Menschlichkeit: Namen schwankender Besitze,
noch unbestätigter Bestand von Glück
Rainer Maria Rilke

I can't be good no more
Once like I did before
I can't be good, baby
Honey, because the world's gone wrong
Mississippi Sheiks

1. Der fortdauernde „Schrecken des Realen“ nach dem Weltkrieg

Das zwanzigste Jahrhundert war geprägt von einem großen Unternehmen: die Erneuerung des Menschen. Lange vorbereitet durch Philosophen, die Wissenschaften vom Menschen und der sozialen Welt, angekündigt im prophetischen Ton von Schriftstellern und prognostiziert von Gesellschaftskonstruktoren, wurde es im Zuge der Umwälzungen von Weltkrieg und Revolutionen in Angriff genommen und trotz zahlloser Opfer vorangetrieben, bis schließlich gegen Ende des Jahrhunderts das letzte der Systeme, in dem der Gedanke des Neuen Menschen noch Zugkraft hatte, zusammenbrach. So lautet eine verbreitete große Erzählung dieser Epoche.¹ Der französische Philosoph Alain Badiou widmete diesem

1 Vgl. Albert Dikovich, Alexander Wierzock: „Der Neue Mensch, eine mitteleuropäische Passion der Umbruchsjahre 1918/19“, in: Dies. (Hrsg.): Von der Revolution zum Neuen Menschen. Das politische Imaginäre in Mitteleuropa 1918/19: Philosophie, Humanwissenschaften und Literatur. Stuttgart 2018, S. 11-35 (= Weimarer Schriften zur Republik, Bd. 5).

zwanzigsten Jahrhundert vor einigen Jahren ein Buch, in dem – nicht frei von einem Ton der Bewunderung – das heroische Element als Wesenszug dieser Bestrebungen hervorgehoben wird. Man war bereit, den „Schrecken des Realen“² zu konfrontieren, so Badiou; man war heroisch in seiner Bereitschaft, Opfer auf sich zu nehmen, aber auch, Opfer zu produzieren. Man war bereit, den Preis zu bezahlen, den die Herstellung des vervollkommenen Menschentums kosten würde. Man nahm es auf sich, durch eine Zeit der Inhumanität zu gehen, um am Ende in einer Zeit der eingelösten Humanität anzukommen. Der Heroismus des Jahrhunderts und seine Grausamkeit sind demnach nicht voneinander zu trennen.

Der „Gedanke des Opfers“³ ist zentral für heroische Gemeinschaften, wie Herfried Münkler schreibt. Betrachten wir die Gesellschaften, die im zwanzigsten Jahrhundert das Unternehmen des Neuen Menschen zu realisieren suchten, ist es weniger der Bellizismus, d. h. der von Münkler ins Auge gefasste zentrale kulturelle und moralische Stellenwert des Krieges, der sie eint, sondern ihr revolutionärer Charakter. Der Faschismus und der Kommunismus in all ihren regionalen Spielarten als die zwei prägendsten Projekte der Menschenerneuerung waren beides revolutionäre Ideologien. In ihrem Zentrum stand nicht die Vorstellung von einer „periodischen Revitalisierung“⁴ durch den Blutzoll fordernden Krieg, sondern die zu jedem Opfer bereite, ein für allemal zu vollziehende Verwandlung des Menschen: seiner Psyche, seiner Physis, seines sozialen Zusammenlebens. Um dieser willen suchte man sich die kriegerische Welt zu unterwerfen, der Krieg ist nur ein Mittel der Revolution.

Das Zeitbewusstsein dieser heroischen Ideologien ist demnach durch ein unbeirrbares Vorwärtstreben gekennzeichnet; ein Vorwärtstreben, das im wörtlichen Sinne über Leichen zu gehen bereit ist. Dies unterscheidet das zwanzigste Jahrhundert vom vorhergehenden, das mehr vom Fortschritt träumte, als dass es diesen mit letzter Konsequenz herzustellen bereit war.⁵ Es brach mit der Illusion der Harmlosigkeit, nach der Fortschritt, die Annäherung an das Ziel des verwirklichten Menschseins für einen geringeren Preis zu haben ist, und entlarvt sie als eine Selbstverdammung zum Auf-der-Stelle-Treten. Von der bloßen Erziehung zum Guten ging man über zur Erzwingung des Guten. Man suchte ganze Ge-

2 Alain Badiou: Das Jahrhundert, Zürich / Berlin 2006, S. 18.

3 Herfried Münkler: „Heroische und postheroische Gesellschaften“, in: Merkur 61 (2007), S. 742-752, hier S. 743.

4 Ebda., S. 748.

5 Vgl. Badiou, Das Jahrhundert, S. 17.

sellschaften einem Disziplinierungsregime der heroischen Moral zu unterstellen; Disziplinierung nicht nur als Verzichtleistung in einer Periode der Zerstörung und des Wiederaufbaus, der Entbehrungen zugunsten einer zukünftigen Fülle, sondern auch mit Blick auf die altruistischen Affekte, die in der Periode des Kampfes kaltzustellen waren, um nicht auf halbem Wege vom Schrecken des Realen überwältigt zu werden.

Aus dem jungen 21. Jahrhundert hundert Jahre zurückblickend, verwurzelt in einer auf unmittelbare und unbeschwerte Bedürfnisbefriedigung ausgerichteten Lebenswelt, fällt es schwer, sich des Eindrucks der Fremdheit zu erwehren, den die europäischen Gesellschaften mit ihrer Bereitschaft, Sicherheit, Komfort, schließlich Leib und Leben für die Abenteuer von Krieg und Revolution aufs Spiel zu setzen. „Der Staat sei alles, der einzelne nichts“,⁶ dieser in vielfacher Variation ausgegebenen Losung folgend opferten ab 1914 bereitwillig Familien ihre Söhne und Söhne sich selbst in einem Krieg, zu dessen Legitimation man nicht mehr in Anschlag zu bringen brauchte als verletztes kollektives Ehrgefühl, nationales Prestigestreben und eine Reihe von äußerst vagen, beinahe behelfsmäßig aufgestellten Kriegszielen und nationalen Ideen. Dieses Ethos der Opferbereitschaft, die bereits die genannte zweifache Richtung, nämlich auf die Selbstopferung und die Opferung des Anderen innehatte, wurde im Bürgertum der Vorkriegszeit in Mitteleuropa von langer Hand vorbereitet und kultiviert. In ihm imaginierte man seine heroische Leistungskraft in einer über vier Jahrzehnte währenden Friedensperiode unter ganz anderen, der sekuritätsorientierten und um Wohlstand bemühten Gegenwart entgegengesetzten Umständen. Je mehr Zeit seit seiner revolutionären Phase Mitte des 19. Jahrhunderts verging, und je länger der Friedenszustand in Europa andauerte, desto mehr verlegte es seine Tugendideale aus dem zivilen und im engeren Sinne politischen Leben in das soldatische Leben. Anschließend an Denktraditionen, die auf die romantische deutsche Philosophie aus den Befreiungskriegen bei Fichte und später bei Hegel zurückgingen, an die Ideen des Primats des Staates gegenüber den Individuen und des Rechts des Ersteren, das Opfer des Letzteren zu verlangen, wurde eine heroische Moral ausgebildet, deren Kernelemente Opferbereitschaft für das Ganze und unbeirrbarer Idealismus bildeten. Im vollen Bewusstsein darüber, dass der kommende, auf dem Niveau der erreichten industriellen Produktivität und technischen Beherrschung der Elemente geführte Krieg an Grauen alle bisher dagewesenen Kriege überbieten würde,⁷ schwor man sich auf ihn als

6 Leopold von Wiese: Gedanken über Menschlichkeit, München / Leipzig 1915, S. 75.

7 Sebald Rudolf Steinmetz: Die Philosophie des Krieges, Leipzig 1907, S. 290.

ultimative Bewährungsprobe heroischer Tugenden ein. Ein guter Teil der unter „Ideen von 1914“ bekannten Kriegsliteratur gibt davon ein beredtes, pathetisch aufgeladenes Zeugnis.

Als nach der Zimmerwalder Friedenskonferenz die radikale Linke die Vorstellung eines den Weltkrieg ablösenden „Weltbürgerkriegs“⁸ des Proletariats gegen die Kapitalistenklasse zu propagieren begann, fiel diese revolutionäre Doktrin also auf einen nicht nur durch den Krieg mit seiner allgemeinen verrohenden Wirkung bereiteten Boden, sondern sie konnte in der Soldatenmoral des idealistischen Nationalismus ein zweckdienliches, nur umzuprägendes Modell finden. Das revolutionäre Kämpfersubjekt sollte ebenso charakterisiert durch seine rückhaltlose Opferbereitschaft und seine Zähigkeit in einer Welt der Gewalt und des Grauens, die von seinem Idealismus, von seinem klaren Bewusstsein der Ziele, des „Wozu“ genährt werden. Natürlich ist das Ziel des Kampfes, das angestrebte Resultat ein völlig unterschiedliches, im Grunde entgegengesetztes: Während in der Ideologie des Nationalismus der Krieg zwischen den um Macht, Ausdehnung und Vorherrschaft kämpfenden Völkern und Staaten ein sich periodisch wiederholendes Geschehen ist, dem sich der Soldat mit heroischer Bejahung unterwirft, kämpft der Revolutionär im Krieg, der allen Kriegen ein Ende setzen soll, steht im Vernichtungsgeschehen, in dem der Mensch zum letzten Mal seine Macht zur Vernichtung anderer Menschen einsetzen soll. Ist aber auch die Sache, der sie sich hingeben, eine entgegengesetzte: in ihren Tugenden sind sich diese Subjekte ähnlich. Daher ist die Vorstellung einer Veredelung des Subjekts im Kampf beiden Ideologien gemein; der Grund, weshalb ein Lobredner des wilhelminischen „Geseinnungsmilitarismus“, wie es Max Scheler zu Kriegsbeginn war, in der Revolution Sympathien für das Ethos der Bolschewisten äußern konnte.⁹

- 8 Siehe Lenins Äußerung auf der Zimmerwalder Konferenz: „Wer den Klassenkampf anerkennt, der kann nicht umhin, auch Bürgerkriege anzuerkennen, [...] Bürgerkriege zu verneinen oder zu vergessen, hiesse in den äussersten Opportunismus zu verfallen und auf die sozialistische Revolution verzichten“. Zit. n. Christian Koller: „Subversive Ornithologen. Die internationale Friedenskonferenz von Zimmerwald von 1915“, in: Rote Revue. Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur 83 (2005), H. 2., S. 35-38, hier S. 36. „Eine Apologie des Bürgerkrieges findet sich kurze Zeit später bei Leo Trotzki: Terrorismus und Kommunismus. Anti-Kautsky, Hamburg 1920, S. 16f. Der deutsche Ausdruck „Weltbürgerkrieg“ wurde allerdings erst später durch Carl Schmitt in seinem Werk Theorie des Partisanen. Zwischenbemerkung zum Begriff des Politischen, Berlin 1963, S. 96, verbreitet.
- 9 Max Scheler: „Politik und Kultur auf dem Boden der neuen Ordnung“, in: Zentrale für Heimatdienst (Hrsg.): Der Geist der neuen Volksgemeinschaft. Eine Denkschrift für das deutsche Volk, Berlin 1919, S. 30-51, hier S. 46.

Ein Heilsversprechen war es, die Vorstellung eines menscheitsgeschichtlich noch nie dagewesenen Friedenszustandes, der auf den Endkampf mit der letzten Herrscherklasse, der internationalen Bourgeoisie, folgen würde. Er wird Kraft der Emanzipation vom internationalen Proletariat ausgefochten, und dem Opfer der Revolutionäre würde dadurch Sinn verliehen. Sinnbewusstsein galt als in kämpferische Energie übersetzbar. Je klarer wird, was auf dem Spiel steht, desto größer die Bereitschaft, sich rückhaltlos im Kampf zu opfern, desto ausgeprägter die Fähigkeit, den Schrecken des Realen zu erdulden – so der Gedanke. Auf eine geistige Deutungsarbeit im Dienste des Krieges der Nationen, der sich ein beträchtlicher Teil der Professorenriege in Mitteleuropa ab 1914 gewidmet hatte, folgte eine philosophische Deutungsarbeit im Dienste der Revolution durch meist jüngere, weder in den Sphären der Wissenschaft, noch der Politik verankerte Akteurinnen und Akteure. Für deren radikal gesonnenen Teil stellte die Gegenwart eine Ausnahmesituation dar, an die die herkömmlichen Maßstäbe der Moral nicht anzulegen waren. Der in das Stadium des Imperialismus getretene Kapitalismus hatte sich mit dem Weltkrieg an einen Punkt gebracht, an dem nur noch ein entschlossener Schlag vonnöten wäre, um ihn zu Fall zu bringen. Jedes Zögern, jede Weigerung, Blut an den Händen zu haben, wäre fatal, wie es die revolutionäre Geschichtsphilosophie und Ethik lehrt: denn es wäre nicht nur eine historisch singuläre Möglichkeit vertan, den Zweck und den Zielpunkt der menschlichen Geschichte zu erreichen, es wäre das Zurückweichen vor der dafür erforderlichen Sünde am Ende eine unendlich größere Sünde, denn es würde nur jene Leidensgeschichte bis zu einer unbestimmten Zukunft verlängern, aus der Herauszutreten die Aufgabe der Menschheit ist. Wenn „Du [Gott, Anm. A.D.] zwischen mich und meine That eine Sünde stellst: Wer bin ich [...], daß ich mich Dir entziehen sollte!“¹⁰ in diesem Satz aus Friedrich Hebbels Drama über die biblische Judith sah der Revolutionär und Philosoph Georg Lukács in gültiger Form die Situation des Revolutionärs zur Sprache gebracht, und er zitierte ihn an zentraler Stelle seiner Hauptschrift aus der Zeit der Ungarischen Räterepublik, *Taktik und Ethik*. Als sich die radikalen revolutionären Kräfte in Ungarn nach der demokratischen A sternrevolution vom Oktober 1918 zu organisieren begannen, zögerte Lukács vorerst. Als er sich jedoch entschieden hatte,

10 Friedrich Hebbel: Judith. Eine Tragödie in fünf Akten, Berlin 2015, S. 24; Georg Lukács: „Taktik und Ethik“, in: Ders.: Taktik und Ethik, Politische Aufsätze 1, 1918-1920, Frankfurt a. M. 1975, S. 43-84, sowie Georg Lukács: Gelebtes Denken. Eine Autobiographie im Dialog, Frankfurt a. M., 1981, S. 85

der dargelegten Deutung des historischen Augenblicks zu vertrauen, gab es keine Option als den rückhaltlosen Einsatz auf Kosten fremder Menschenleben und beinahe auf Kosten des eigenen Lebens.

2. Absoluter Bürgerkrieg. Revolution und Eskalation

Der Krieg hatte zwar offenbart, dass er eine kaum kontrollierbare Angelegenheit ist. Von dieser historischen Lektion zeigten sich jedoch die Propagandisten der revolutionären Gewalt unberührt. Im Grunde gingen die Bolschewiki an Revolution und Weltbürgerkrieg mit der selben Erwartungshaltung heran, wie die Politiker und Militärs in Europa 1914 an den Weltkrieg herangegangen waren; mit dem irrigen Ausblick auf einen zwar beispiellos grausamen und opferreichen, doch höchst effektiven und zeitlich begrenzten Kraftakt, eine kontrollierte Operation eines zu jedem Zeitpunkt souveränen Akteurs. Man erlebte ab 1914 hingegen die völlige Verselbständigung des Ungetüms, das man heraufbeschworen hatte, den „absoluten Krieg“, den Carl von Clausewitz noch als reines, in der Realität unmögliches Gedankenkonstrukt angesehen hatte, geführt mittels einer industriellen Kriegsmaschinerie, die ein durch kein Kriegsziel mehr zu rechtfertigendes Leid produzierte, der den kriegsführenden Parteien über vier Jahre hinweg Schläge und Gegenschläge abverlangte, um sich dabei zunehmend als sinnloses mechanisches Geschehen zu zeigen, das den Akteuren über den Kopf gewachsen war.

„Geburtshelferin“ der „alten Gesellschaft, die mit einer neuen schwanger geht“, sollte die revolutionäre Gewalt sein, hatte der von Lenin in *Staat und Revolution* zitierte Engels geschrieben.¹¹ Das Bild der Revolution als kontrollierter klinischer Eingriff versicherte nicht nur die zeitliche Begrenztheit, den Schwellen- und Übergangscharakter des Gewaltprozesses, sondern auch die Kontrolle über diesen. Es versteht sich von selbst, dass das Potential zur Ausartung, das der finale Krieg der Klassen in sich trug, anders als für die Gläubigen der in Bewegung gekommenen Weltrevolution vielen bereits von Anfang an deutlich sichtbar war. Dieses Ausartungspotential war schon in der Radikalität seiner Zielsetzung angelegt. Es geht im Bürgerkrieg gegen den Kapitalismus nicht um die Unterwerfung des Gegners im Kampf um Prestige, Ressourcen und Territorium, sondern um die Zerstörung des Gegners: „Wir führen nicht Krieg gegen einzelne. Wir vernichten die Bourgeoisie als Klasse“, schrieb Martyn Iwa-

11 Wladimir I. Lenin: *Staat und Revolution. Die Lehre des Marxismus vom Staat und die Aufgaben des Proletariats in der Revolution*, Peking 1971, S. 23.

nowitsch Lazis, der stellvertretende Leiter der Tscheka, im November 1918 in der Zeitschrift *Krasnyi terror* (Der Rote Terror).¹² Die Vernichtung einer Klasse, nicht nur eines Heeres ist ein Zielsetzung, die als solche der klassischen Kriegsphilosophie Fichtes oder Hegels nicht bekannt war und auch weit über die Ideen von 1914 hinausschoss. Je umfassender die angestrebte Schädigung des Gegners ist, desto vehementer wird dieser sich wehren, desto verheerender wird er zurückschlagen. Dies kann als eine einfache Gleichung aufgestellt werden. Der Bolschewismus ging jedoch mit einem geschichtsphilosophisch gestützten Siegesbewusstsein und der Aussicht auf ein nahes Ende des Schreckens in den Krieg. Indes, ein solches philosophisch gestütztes Siegesbewusstsein hatten die Deutschen und die anderen kriegführenden Nationen 1914 auch.

Krieg ist eine Interaktionsform von menschlichen Kollektiven, die bestimmt ist von einer Logik der Reziprozität, wie General Carl von Clausewitz in seinem durch Kriegsbejaher aller Art gerne zitierten, aber selten tiefergehend gelesenen Buch *Vom Kriege* gezeigt hatte. Diese Reziprozität im Einsatz der Zerstörungsmittel und damit des Zufügens von Leid und Tod ist aber keine statische, sondern eine dynamische, eine sich auf kontinuierlich steigenden Niveaus abspielende. Sie entfaltet sich als eine Bewegung der Eskalation, als Bewegung hin zum „Extrem“, wie Clausewitz schreibt.¹³ Diese Dynamik war bald auch dem Verlauf der Revolution abzulesen. Karl Kautsky hatte dies in seiner Kritik der Bolschewiki 1919 offengelegt und seinem Unbehagen Ausdruck gegeben:

Nun haben wir die Revolution, und sie nimmt Formen von einer Wildheit an, die auch der phantastischste Revolutionsromantiker unter uns nicht erwartet hätte. [...] Die Revolution aber bringt uns den blutigsten Terrorismus, ausgeübt von sozialistischen Regierungen. Die Bolschewiki in Rußland gingen voran, aufs schärfste deswegen verurteilt von allen Sozialisten die nicht auf dem bolschewistischen Standpunkt standen, darunter auch die deutschen Mehrheitssozialisten. Aber kaum fühlen diese sich in ihrer Herrschaft bedroht, greifen sie zu den Mitteln des gleichen Schreckensregiments, das sie eben noch im Osten gebrandmarkt. Noske tritt kühn in Trotzky's Fußstapfen, allerdings mit dem Unterschied, daß er selbst seine Diktatur nicht als die des Proletariats ansieht. Beide aber rechtfertigen ihre Blutarbeit mit dem Rechte der Revolution.¹⁴

12 Zit. n. Jörg Baberowski: *Der Rote Terror. Die Geschichte des Stalinismus*, Bonn 2007 (Lizenzausgabe für die Bundeszentrale für Politische Bildung), S. 38f.

13 Carl von Clausewitz: *Vom Kriege*, Köln 2018, S. 28.

14 Karl Kautsky: *Terrorismus und Kommunismus. Ein Beitrag zur Naturgeschichte der Revolution*, Berlin 1919, S. 9.

Kautsky sah das Vorgehen der Bolschewisten als Bruch mit einer Tendenz zur Humanisierung des Klassenkampfes, den er in seiner Schrift *Terrorismus und Kommunismus* 1919 im Durchgang durch die Geschichte der Revolutionen und die Methoden des Arbeitskampfes seit der französischen Revolution zu belegen suchte. Dabei konnte er die Autorität Friedrich Engels' auf seiner Seite wissen, der in der Einleitung zu Marx' "Klassenkämpfe in Frankreich" von 1895 geschrieben hatte, dass die „totale Umwälzung des gesamten Kriegswesens [...] jeden anderen Krieg unmöglich“ gemacht habe „als einen Weltkrieg von unerhörter Greuelhaftigkeit und von absolut unberechenbarem Ausgang“¹⁵ und am Ende seines Lebens zu einer positiven Bewertung des gewaltlosen parlamentarisch-legalen Weges gelangt war, den auch Kautsky in seinem Buch vertritt.

Trotsky hingegen waren jede Besorgnis über die eskalative Dynamik der Gewalt fremd, nicht aber das Bewusstsein der Schwierigkeit, diese vorzusehen. „Es hat, versteht sich, niemand den Versuch unternommen, die Zahl der Opfer im Voraus festzustellen, die durch den revolutionären Aufstand des Proletariats und die Herrschaft seiner Diktatur gebracht werden müssen. Es war jedoch für alle klar, dass die Anzahl der Opfer durch die Widerstandskraft der besitzenden Klassen bestimmt werden wird“,¹⁶ schreibt er in seiner Replik auf Kautskys Pamphlet, den *Anti-Kautsky*. Von dieser Unsicherheit dürfe sich aber der Revolutionär nicht beirren lassen. Das Vertrauen auf das Mittel der Gewalt war für ihn gleichsam Voraussetzung für revolutionäre Politik und der Scheidepunkt zwischen echter revolutionärer Entschlossenheit und Opportunismus:

„Wer das Ziel erreichen will, der kann die Mittel nicht ablehnen. Der Kampf muss mit einer Intensität geführt werden, die tatsächlich die Alleinherrschaft des Proletariats sichert. [...] Die Alleinherrschaft der Arbeiterklasse kann nur dadurch gesichert werden, dass man die ans Herrschen gewöhnte Bourgeoisie zu begreifen zwingt, dass es für sie gefährlich ist, sich gegen die Diktatur des Proletariats aufzulehnen. [...] Wer prinzipiell den Terrorismus, d.h. die Unterdrückungs- und Abschreckungsmaßnahmen in Bezug auf die erbitterte und bewaffnete Gegenrevolution ablehnt, der muss auf die politische Herrschaft der Arbeiterklasse, auf ihre revolutionäre Diktatur verzichten

15 Dieses Zitat wird von Lenin und Trotsky gezielt übersehen; vgl. z.B. Trotsky, der im *Anti-Kautsky* lediglich eine Befürwortung der „Diktatur des Proletariats“ zitiert, die Engels „schon kurz vor seinem Tode“ 1891 geäußert habe – damit vier weitere Lebensjahre und eine Änderung grundlegender Ansichten unterschlagend. Vgl. Trotsky: *Terrorismus und Kommunismus*, S. 9.

16 Ebda., S 13.

ten. Wer auf die Diktatur des Proletariats verzichtet, der verzichtet auf die soziale Revolution und trägt den Sozialismus zu Grabe.⁴¹⁷

Nicht nur die Unabsehbarkeit der Dimension des durch die Revolution produzierten Leides war für Trotzki kein Argument gegen diese, er war auch frei von Besorgtheit über eine andere, subtilere moralische Problematik. Es ist dies eine, die nicht die zu rechtfertigenden menschlichen Kosten der Revolution betrifft, sondern ihren wesentlichen Richtungssinn, ihr Ziel, das doch gerade nicht nur eine Veränderung sozialer Herrschaftsverhältnisse, sondern die Verwirklichung der bisher nur korrumpiert verwirklichten und unterdrückten humanen Potentiale ist.¹⁸ Zweck und Mittel stehen in keiner Wechselwirkung bei Trotzki oder Lenin. Die Revolutionäre sollten Zerstörer wie auch Erbauer des neuen sein; doch auf die Qualität dessen, was erbaut wird, sollte sich der erlebte Schrecken und die ausgeübte Gewalt nicht niederschlagen. Es gibt für Trotzki keine Gefahr der Absorption des Revolutionärs durch den Krieg, keine Gefahr, dass der, der sich in den Kampf mit den schlechten Mitteln der alten Ordnung verstrickt, die gegen diese alte Ordnung angewendet werden, seine Fähigkeit verlieren könnte, das angestrebte radikal Neue zu schaffen.

Clausewitz hatte den berühmten Satz geschrieben: „Der *Krieg* ist eine bloße Fortsetzung der Politik mit anderen *Mitteln*.“⁴¹⁹ Doch er hatte über dieses Mittel auch geschrieben, dass es auf den Zweck zurückwirkt, dass es nicht dienstbar ist wie ein Werkzeug, sondern unkalkulierbar wie jede menschliche Interaktion, und dass am Ende die Anwendung dieses Mittels dermaßen hohe Opfer fordern kann, die der verfolgte Zweck nicht mehr rechtfertigt, an denen der Wille, zum Zweck zusammenbricht. Die Anwendung dieses Mittels provoziert einen Schrecken des Realen, gegen den sich der Wille zum Zweck aufrecht erhalten muss. Der Kriegsaufwand

17 Trotzki spricht daher auch der Vorstellung der waffenlosen Machtübernahme durch den Generalstreik den eigentlich revolutionären Charakter ab: „Der Generalstreik führt zur Mobilisierung der Kräfte beider Seiten und stellt die Widerstandskraft der Gegenrevolution auf eine ernste Probe. Jedoch nur in der weiteren Entwicklung der Kämpfe, nach Betreten des Weges des bewaffneten Aufstandes, kann der blutige Preis festgestellt werden, den eine revolutionäre Klasse für die Macht zu zahlen haben wird. Dass aber die Zahlung in Blut erfolgen müssen, dass in dem Kampf um die Eroberung der Macht und um ihre Sicherung das Proletariat nicht nur zu sterben, sondern auch zu töten haben wird, – daran zweifelte kein einziger ernster Revolutionär.“ Ebd., S. 12.

18 Zur Herstellung von Menschlichkeit als zentralem Element der kommunistischen Utopie vgl. Ernst Bloch: *Karl Marx und die Menschlichkeit. Utopische Phantasie und Weltveränderung*, Frankfurt a. M. 1969.

19 Clausewitz: *Vom Kriege*, S. 44.

bricht zusammen, wo das Maß der Willenskraft überschritten ist.²⁰ Dieses Maß gilt es, immer mehr auszuweiten, je blutiger und länger der Krieg ist. Clausewitz nennt dies die Festigung der „Willenskraft“.²¹

Das klare Bewusstsein von den Zielen ist dabei nur eine Seite der Medaille. Die andere ist die Herstellung einer Toleranzfähigkeit gegenüber dem Schrecken, die Abstumpfung. Das menschliche Maß der Leidenschaft und der Kälte gegenüber fremdem Leid ist kein festgesetztes, und um das Menschenmaterial zu produzieren, dass der jeweilige Krieg braucht, muss hier manipulativ eingegriffen werden. Die Besonderheit im chiliastischen Marxismus ist dabei, dass es gerade das Versprechen der morgen realisierten vollkommenen Menschlichkeit ist, das heute zur Ausübung von Gewalt befähigt. Trotzki war nicht wenig stolz über die Leidenschaft und die „hohe moralische Elastizität“, die das von den Bolschewiki geführte russische Proletariat in den revolutionären Kämpfen zeigte:

„Trotz aller politischen Prüfungen, körperlichen Leiden und Schrecken sind die werktätigen Massen unendlich weit entfernt von politischer Auflösung, moralischem Verfall oder Gleichgültigkeit. Gerade durch das Regime, das ihnen zwar einerseits große Lasten aufgebürdet, andererseits aber ihrem Leben einen Sinn und ein hohes Ziel gegeben hat, bewahren sie sich eine hohe moralische Elastizität und eine in der Geschichte beispiellose Fähigkeit, die Aufmerksamkeit und den Willen auf Gesamtaufgaben zu konzentrieren.“²²

Äußerungen Trotzki's, die vor bissigem Sarkasmus gegenüber jeder Form von Humanitarismus und moralischer Vorsicht strotzen, sind zahlreich und sind neben das Lob der proletarischen Zähigkeit und durch keine Skrupel gehemmten Entschlossenheit zu stellen.²³ Für Trotzki war die Revolution nicht nur die Vollendung einer Katastrophe, in die sich die bürgerliche Gesellschaft selbst mit dem imperialistischen Weltkrieg manövriert hatte und an der sie zugrunde gehen müsste, sondern auch die

20 Ebda., S. 51.

21 Ebda., S. 27.

22 Trotzki: Terrorismus und Kommunismus, S. II.

23 Z. B. an folgender Stelle: „Den staatlichen Terror der revolutionären Klasse kann nur der ‚moralisch‘ verurteilen, der überhaupt jede Gewalttätigkeit – folglich auch jeden Krieg und jeden Aufstand – prinzipiell (in Worten!) ablehnt. Dazu muss man einfach ein heuchlerischer Quäker sein.“ Ebda., S. 43. In seiner späteren Schrift *Ihre Moral und unsere* sollte Trotzki die Kritiker der revolutionären Gewalt der „Moralausdünstungen“ beschuldigen und sie als „kleinbürgerliche Intelligenz“ kategorisieren. Leo Trotzki: *Ihre Moral und unsere*. URL: <https://www.marxists.org/deutsch/archiv/trotzki/1938/moral/moral.htm> (18.1.2019)

Kontinuierung eines historischen Stadiums der Verrohung, in dem wer zu zögerlich und skrupulös agiert, zu verlieren verurteilt wäre:

„Wenn er [der Kritiker, Anm. A. D.] hinzufügen will, dass der imperialistische Krieg, der trotz der Demokratie ausbrach und vier Jahre wütete, die Verwilderung der Sitten gefördert, an gewalttätige Handlungsweise gewöhnt und der Bourgeoisie es abgewöhnt habe, sich bei der Ausrottung von Menschenmassen zu genieren, – so wird er auch hierin recht haben. Dies alles verhält sich in der Tat so. Gekämpft muss aber unter den Bedingungen werden, wie sie vorhanden sind. Es kämpfen nicht der proletarische mit dem bürgerlichen Homunkulus, die der Retorte des Wagner-Kautsky entstiegen sind, sondern das reale Proletariat gegen die reale Bourgeoisie, wie sie aus dem letzten imperialistischen Blutbad hervorgegangen sind.“²⁴

Die Revolution ist also durch und durch Produkt ihrer Umstände. Muss sie sich in einer brutalisierten Welt mit aller Macht durchsetzen, dann muss ihre oberste Maxime es sein, möglichst all Kräfte zu mobilisieren, die ihr zum Sieg verhelfen. Aber sind diese Kräfte auch vereinbar mit jenen, durch die erst sie ihre transzendierende Kraft erhält? Wenn nicht, so kann sich gut und gerne die proletarische Herrschaft durchsetzen. Es käme dann doch nur zu einem Herrschaftswechsel wie viele andere davor, nicht jedoch zum Ende der Vorgeschichte der Menschheit, von dem Marx gesprochen hatte.

3. Disruption. Friedrich Wilhelm Foerster, Ernst Toller und die Münchner Räterepublik

Der österreichische Soziologe Emil Lederer schrieb im Umsturzjahr 1918 über die großen historischen Abenteurer der Revolutionen, dass in ihnen eine „Spannung zwischen der Idee und ihrer Realisierung durch einen Machtapparat“, die in der Geschichte im Grunde konstant bestehe, zum „Höhepunkt“ gelange. Revolutionen seien Momente, in denen sich „eine Idee ihrer erlösenden Kraft bewußt wird“²⁵ und menschliche Kräfte bis hin zur Gewaltanwendung in ihren Dienst stellt. Doch zwischen den Ideen, die doch auf eine Ordnung jenseits der herrschenden falschen Verhältnisse abzielt, und der Gewalt, die sich immer nur in und mittels der bestehenden Ordnung manifestieren kann, besteht eine wesenhafte Fremdheit. Nichts kann garantieren, dass die Gewalt den in der Idee anvi-

24 Trotzki: Terrorismus und Kommunismus, S. 13.

25 Emil Lederer: Einige Gedanken zur Soziologie der Revolution, Leipzig 1918, S. 11f.

sierten Zustand verwirklichen wird, nicht kann vorab bewiesen werden, dass auf dem Wege der Gewaltmittel dieser Zustand verwirklicht werden kann. In der bolschewistischen Theorie ist dieser entscheidende Punkt das „Absterben des Staates“,²⁶ der Punkt, an dem sich die Diktatur des Proletariats nach erfüllter Mission selbst aufhebt und das Reich der Freiheit an ihre Stelle tritt. „Jede Revolution [ist] eine gefährliche Krise für das Leben der Idee in der Geschichte – in ihr muss sich entscheiden, ob durch Gewalt ein neuer Weltplan realisiert werden kann, ob die Gewalt ein taugliches Mittel ist für die Realisierung der sozialen Idee“.²⁷ Die Gefahr, die über jeder Revolution schwebt, ist, dass sie „nicht in Gewaltanwendung stecken bleibt oder in dieser endigt“,²⁸ sondern nach ihrer Idee die Gesellschaft formt. Die Idee des Kommunismus ist das genaue Gegenteil der Gewalt, die absolute Negation der Gewalt.

Trotsky und Lenin waren Strategen und Taktiker, ihre vornehmliche Frage war die Eroberung und Verteidigung der proletarischen Macht. Ihr Beitrag zur Theorie der Revolution reichte nicht viel weiter. Die von Lederer aufgeworfene Frage des Übergangs vom Stadium der Gewalt in den ganz anderen Zustand des Kommunismus beantworteten sie als orthodoxe Doktrinäre mit Verweisen auf Marx' und Engels Prognosen für die Entwicklung der postrevolutionären Gesellschaft. Doch nicht jeder, der sich in Mitteleuropa für die Revolution radikal engagierte, konnte durch eine solche Berufung auf Autoritäten zufriedengestellt werden.

Zwei grundlegende moralisch-politische Überzeugungen liegen dem bolschewistischen Revolutionsprogramm zugrunde. Eine kann als optimistisch bezeichnet werden: Es ist dies eben der Glaube an die Möglichkeit, mit bösen Mitteln das Gute zu erreichen, die Möglichkeit, „sich durchzulügen bis zur Wahrheit“,²⁹ wie Georg Lukács Ende 1918 treffend formulierte, als er noch zwischen politischer Abstinenz und Engagement für die ungarischen Kommunisten schwankte. Diesem Glauben geht jedoch eine pessimistische Überzeugung voraus, ein Verständnis von Politik, nach dem diese nicht nur ein Kampf um Macht ist, sondern letztlich Ausübung von Gewalt. In Umkehrung von Clausewitz' berühmtem Diktum gilt: Politik ist Fortführung des Krieges mit anderen Mitteln. Immer wieder suchten Trotsky wie Lenin der vertragsmäßig und vermeintlich

26 Lenin: Staat und Revolution, S. 18-25.

27 Lederer: Einige Gedanken, S. 12.

28 Ebda., S. 11.

29 Georg Lukács: „Der Bolschewismus als moralisches Problem“, in: Ders.: Taktik und Ethik. Politische Aufsätze 1, 1918-1920. Frankfurt a. M. 1975, S. 27-33, hier S. 33.

gewaltlos prozedierenden bürgerlichen Demokratie ihre Maske herunterreißen und die durch sie kaschierte Gewaltsamkeit der Herrschaftsverhältnisse zu entlarven, oder aber sie verhöhnten die Machtlosigkeit jener, die in revolutionären Krisensituationen sich an die Chimäre des legalen und damit friedlichen Vorgehens hielten.³⁰

Diese beiden Prämissen sind natürlich nicht über alle Zweifel erhaben, wobei zweifellos letzterer wohl ein weit höherer Plausibilitätsgrad zuzusprechen ist als ersterer. Die erste These ist nämlich eine eschatologische, es ist der von der marxistischen Geschichtsphilosophie versprochene Ausgang des Menschen aus dem gattungsgeschichtlichen Stadium des Mangels, der Entfremdung, aber eben auch der Gewalt – und somit auch dessen, was den Namen der ‚Politik‘ trägt, die in der gegebenen Form als Kampf um die Herrschaft in der kommunistischen Gesellschaft nicht mehr existieren wird. Solange aber Politik noch ist, muss illusionslos und kompromisslos entsprechend der Gewaltnatur des Politischen gehandelt werden. In dieser zweiten, als realistisch zu bezeichnenden Überzeugung war der Bolschewismus ein Kind des „realpolitischen“ späten 19. Jahrhunderts. Nicht völlig zu Unrecht erkannte Hugo Ball in der Revolutionsphase im bolschewistischen Realismus den Geist des für das wilhelminische Deutschland prägenden Machtdenkens wieder.³¹

Kritik kam nicht nur von Sozialdemokraten wie Kautsky, die auf den legal-parlamentarischen Weg pochten, sondern von einer Seite, die durchaus radikale Bestrebungen zeigte, deren politisches Denken weniger vom historischen Materialismus denn christlich inspiriert war. Mit dem Marxismus trifft sie sich in der Vorstellung einer geschichtlich zunehmenden Vollendung des Humanums. Wo der Bolschewismus sich jedoch optimistisch zeigte, war man hier pessimistisch: Der Weg der Gewalt würde nicht in der Ordnung des Friedens enden, er ist ein Irrweg. Wo jener sich pessimistisch-realistisch ausrichtete, blickte man aber optimistischer auf die Geschichte, und zweifelte an den gängigen Auffassungen und an der Beweiskraft der Masse an historischem Belegmaterial, das der politische Realismus für sich in Anschlag brachte. Gegen das bolschewis-

30 Kautsky hatte in seiner Studie es der Arbeiterbewegung umgekehrt gerade zugute gehalten, dass sie in Situationen der Eskalation das Mittel der Gewalt weit zurückhaltender einsetzte als die Konterrevolution, was er u. a. am Beispiel der Pariser Kommune ausführte. Gerade deshalb galt ihm die Arbeiterbewegung als Spitze eines gattungsgeschichtlichen Humanisierungsprozesses. Vgl. Karl Kautsky: Terrorismus und Kommunismus. Ein Beitrag zur Naturgeschichte der Revolution, Berlin 1919, insb. S. 85-107.

31 Hugo Ball: Die Revolution und der Friede. Der Friede 31.5.1919. URL: <https://www.textlog.de/hugo-ball-revolution-friede.html>

tische Plädoyer für die Gewalt wurde eingewendet, dass der Einsatz der bösen destruktiven Mittel nur Gleichwertiges provozieren werde, dass gemäß der Logik der Reziprozität im Konflikt der bolschewistische Weg nur zu einer unabsehbaren Fortzeugung des Bösen führen würde. Gegen den Realismus in der Betrachtung der Natur des Politischen hingegen setzte man entgegen schwerwiegender historischer Evidenzen auf die Möglichkeit einer Politik der „reinen Mittel“.³² Auch in einer durch das vierjährige Massentöten und die anschließenden bürgerkriegsnahen Zustände verrohten Welt würde sich eine solche Kraft entfalten und bewähren können. Die Vertreter dieser Partei, die durchaus das Ziel radikaler Erneuerung verfolgt, glaubten also an ein Handeln, das der Gewalt, die sich ihnen entgegenstellte, nicht in der erwarteten Weise antwortet, das mit dem Gesetz der Reziprozität bricht, sich der Gewalt aussetzt und dennoch nicht einfach vom Gegner bezwungen wird. Diese Vorstellung soll im Folgenden als Idee der *Disruption* erörtert werden.

Mit dem Bolschewismus hat die Idee der *Disruption* eine zweite Sache gemeinsam: Die Bewertung des Kampfes selbst als einem Ort der Formung der in ihm Involvierten. Das Klassenbewusstsein des Proletariats reift erst in seinen Kämpfen heran, wie Marx und später Lenin und Trotzki annahmen. Der Klassenkampf oder -krieg ist eine Bühne für vorbildhaftes Handeln und mitreißendes Heroentum. Was der proletarische Bürgerkrieg hervorbringt, ist jedoch als Heerschar der Revolution vorerst nur ein Konterfei des imperialistischen Soldaten und der auf den nationalen Kriegsaufwand eingeschworenen Bevölkerung, eine Kampfesgemeinschaft, noch weit entfernt von der kommunistischen Liebesgemeinschaft: zähe, entschlossene, disziplinierte Soldaten der Revolution. Dagegen war für die Anhänger der Idee der *Disruption* der vor sich gehende Kampf die Bewährungsprobe für den Glauben an eben jene Menschlichkeit, an jenen durch die Umstände unterdrückten Bestand, den man ebenso wie die Bolschewisten zur Entfaltung zu bringen gewillt war. Diesen Akt der Bezeugung aber verstand man als im Wesen revolutionärer als alles, was die Bolschewiki vorzuweisen hatten, als den echten und einzig möglichen Bruch mit der Fortzeugung des Bösen – so ohnmächtig er auch auf den ersten Blick zu sein scheint.

Ein zentraler Name in diesen Zusammenhang ist Friedrich Wilhelm Foerster, der pazifistische, christlich orientierte und mit der Arbeiterbewegung sowie später der Eisner-Regierung im revolutionären Bayern sympathisierende Münchner Philosophieprofessor. Noch bevor er mit

32 Friedrich Wilhelm Foerster: Weltpolitik und Weltgewissen, München 1919, S. 41.

seiner konsequenten Opposition gegen den Krieg und insbesondere seiner Verurteilung des in seinen Augen für die Kriegskatastrophe mitursächlichen Machtdenkens in Deutschland nach der Niederlage zu einem der meistgehassten deutschen Intellektuellen avancierte, hatte Foerster ähnlich wie Kautsky in der Arbeiterbewegung eine entscheidende Kraft im Prozess der Humanisierung des politischen Kampfes gesehen und sie zu einer politischen Moral des Gewaltverzichts gemahnt. Jahre vor der bolschewistischen Ausrufung des Weltbürgerkrieges hatte er bereits darauf aufmerksam gemacht, dass der Klassenkampf das Potential hatte, von der selben Dynamik der Mimesis bestimmt zu werden, die den Krieg bestimmt. Er betrachtete es daher als essentiell für die „geistige Heilbehandlung“ des Klassenkampfes, „alte Lügen nicht mit neuen Lügen zu ersetzen“,³³ nicht also die vom Gegner gegen die Arbeiterbewegung ergriffenen Mittel zu imitieren – die Aufhetzung der Massen, die propagandistische Lüge, die physische Gewalt usw. – und mit dem mimetischen Kreislauf zu brechen.

Nach Lenin und Trotzki ist es die Gegenreaktion, die dem Proletariat den Weg über die Diktatur aufzwingt. Förster, der Lukács' Formel des „sich Durchhlügens zur Wahrheit“ vorweggenommen hatte, verneinte die Unabhängigkeit des Zweckes von den Mitteln. Die drohende Absorption des Kämpfenden durch den Kampf, der mit den Mitteln der alten Ordnung geführt wird, bedeutet letztlich die Absorption durch die alte Ordnung. Der mit schlechten Mitteln geführte Kampf würde die Revolutionäre in einer verhängnisvollen Weise formen. „Jede Gegenwirkung trägt etwas in sich von der Natur des Druckes oder Stoßes, der sie hervorgerufen. Die Abwehrbewegung ist ja physikalisch betrachtet sogar nur eine Fortsetzung der ursprünglichen Stoßbewegung. Klassenegoismus und Brutalität rufen in den Betreffenden das Gleiche hervor.“³⁴ Foerster hatte in diesem Zusammenhang auch tiefe Vorbehalte gegenüber dem *Kommunistischen Manifest*, das in seinen Augen mit der Ankündigung der „Expropriation der Expropriateure“ die „Stimmung einer weltgeschichtlichen Rache“ erzeuge und für den Kampf zu mobilisieren versuche, womit es denkbar weit davon entfernt ist, den Weg aus dem herrschenden Zustand der Verrohung zu weisen. Foersters Forderung an die Arbeiterbewegung in seinem 1908 erstveröffentlichten und im Revolutionsjahr 1919 wieder aufgelegten Buch *Christentum und Klassenkampf* lautet:

33 Friedrich Wilhelm Foerster: *Christentum und Klassenkampf*. Gesichtspunkte und Anregungen zur sozialen Arbeit und zur Verständigung der Klassen, Zürich 1919, S. 142.

34 Ebda., S. 144.

„Gebraucht weder im Kleinen noch im Großen irgend welche Mittel, die im Widerspruch mit dem Geiste Eures Zieles stehen, denn je höher das Ziel ist, in dessen Dienst man schlechte Instinkte verwendet, um so größer ist auch die Glorie, die damit wieder auf diese Instinkte fällt. Man ruft Geister, die man nicht wieder los wird. Gebt dem Gedanken an eine Diktatur des Proletariats keine Nahrung mehr, denn niemals kann „Demokratie“ durch „Diktatur“ geschaffen werden, und eine Klasse, die dem Recht des Stärkeren in ihrer eigenen Gedankenwelt Raum gewährt, verkümmert sich damit selbst die Erziehung zur Demokratie. [...] Wählt darum für Euer ganzes Vorgehen nur solche Worte und Bilder, die dieser Mission Eurer Organisation entsprechen, statt nur dem Gedanken der rücksichtslosen Selbstbehauptung Ausdruck zu geben!“³⁵

Wenn radikale Erneuerung möglich ist, dann würde diese – so ist mit Förster zu urteilen – nicht als Folge eines finalen, durch einen letzten Gewaltaufwand der Menschheit errungenen Sieges eintreten, sondern durch eine Disruption als Bruch mit der Kontinuierung des mimetischen Prozesses, der wechselseitigen Überbietungsbestrebungen im Einsatz militärischer, polizeilicher, terroristischer Gewalt. „Wer einer sozialen Mission dient“, heißt es bei Foerster, „hat nicht mehr das Recht, sich von der inneren Vorbereitung auf sein Ziel durch das ablenken zu lassen, was die ‚Anderen‘ tun. Er hat sein eigenes Handeln zu einer lebendigen Darstellung seiner Idee zu machen.“³⁶

Wichtig ist dabei, dass Foerster seine Ausführungen und Forderungen nicht als in einer von außen auf die Politik aufgefropften reinen Moral begründet verstanden sehen wollte, als ob es darum ginge, die faktisch-reale Politik dem Muster einer den ethischen Prinzipien genüge tuenden idealen Politik anzunähern. Vielmehr betonte Foerster immer wieder, selbst auf der Seite des Realismus zu stehen, während es in Wahrheit die „Realpolitiker“ seien, „die den Boden unter den Füßen verloren haben“.³⁷ Das Prinzip der Reziprozität ist eine Realität, die von Clausewitz als immanentes formales Entwicklungsprinzip beschrieben und von Foerster in ihren moralischen Auswirkungen reflektiert wurde, eine Realität allerdings, die bellizistische Nationalisten wie auch radikale Revolutionäre mit ihren gleichermaßen wirklichkeitsfremden heroisch-ritterlichen oder instrumentell-politischen Vorstellungen des Krieges übersehen, zu verdrängt oder leugnet.

35 Ebda., S. 145.

36 Ebda., S. 143.

37 Ebda., S. 131.

Foersters gegen die sogenannte Realpolitik gerichtete Reklamation des Realismus für sich hatte durch den Weltkrieg erheblich an Plausibilität gewonnen. Der Krieg stellte eine uneingeschränkte Entfaltung des clausewitz'schen Prinzips der Reziprozität dar, er hatte den völligen Kontrollverlust der kriegführenden Parteien über die von ihnen „herbeigerufenen Geister“ und eine die schlimmsten Befürchtungen überschreitende Barbarisierung der Gewalt und der Sitten mit sich geführt. An dem politischen Realismus, dem sich die kriegsbejahende Intelligenz und die Politik verpflichtet sahen, musste etwas faul sein, wie Foerster angesichts der vierjährigen Katastrophe argumentieren konnte: Realpolitik, die sich ihrer Illusionslosigkeit rühmte, den darwin'schen *struggle of survival* als Prinzip der politischen Welt auszubuchstabieren vorgab und Regeln für die Selbstbehauptung in dieser aufstellte, sei in Wahrheit ein auf zutiefst phantastischen und realitätsfremden philosophischen und wissenschaftlichen Voraussetzungen beruhendes Überzeugungssystem, und der Krieg hätte gezeigt, wie wenig der sogenannte politische Realismus die Materie des politischen Lebens im Griff hat.

Krieg war in der realpolitischen Doktrin eine unvermeidliche Konsequenz der antagonistischen Natur des Verhältnisses zwischen menschlichen Kollektiven, insbesondere den Nationen.³⁸ Der Weltkrieg hatte gezeigt, in welchem Grade es realitätsfremd ist, im zwanzigsten Jahrhundert den Krieg zu einer Manifestation der Vitalität nationaler Gesamtsubjekte zu erklären. Für ein friedliches Europa, aber auch für den inneren Frieden müsse an die Stelle des politischen „Immoralismus“, den „nackten Machtwillen“ und des „leidenschaftlichen Argwohn(s)“³⁹ gegenüber allen Versuchen einer moralischen Regulierung von Politik das Vertrauen in die „lebendigen sittlichen Energien“ treten, die nicht weniger „real“⁴⁰ seien als der Egoismus, das Machtstreben von Individuen und Gruppen und der Zwang zur Selbstbehauptung.

38 In der Frühzeit der realpolitischen Denkschule spielte die innere Politik eine größere Rolle, so etwa in der ersten Auflage von August Ludwig von Rochaus Grundsätze der Realpolitik, das traditionsstiftend war und eine Verarbeitung der gescheiterten Revolution von 1848 darstellt. In der Folgezeit sollte bedingt durch eine zunehmende Depolitisierung des sich von seinen revolutionären Zielsetzungen abwendenden und in das bismarck'sche System integrierenden Bürgertums die Außenpolitik zum Paradigma des Politischen werden. Vgl. Ludwig August von Rochau: Grundsätze der Realpolitik. Angewendet auf die staatlichen Zustände Deutschlands, Frankfurt a. M. u. a. 1972.

39 Friedrich Wilhelm Foerster: Weltpolitik und Weltwissen, München 1919, S. 15.

40 Ebda.

Foerster hatte ab 1918 in erster Linie eine Neuausrichtung der deutschen Außenpolitik im Auge. Der grundlegende Gedanke ist aber bereits in der inneren Politik gewidmeten Schriften aus der Vorkriegszeit und in seiner Behandlung des Klassenkampfes zu finden. Gerade vom Proletariat hatte er gefordert, radikal Zeugenschaft abzulegen für den Glauben an eben diese von der vorherrschenden Ideologie verschütteten sittlichen Energien. Die Tat des Proletariats soll keine revolutionär gewaltsame, sondern eine erzieherische und beispielgebende sein; es sollte seine Gegner nicht bezwingen, sondern durch seine Taten bekehren. Den Gedanken des revolutionären Klassenkampfes mit dem Ziel der Herrschaft des Proletariats verurteilte er daher als „imperialistisch“.⁴¹ Das einzige, was die Arbeiterbewegung moralisch legitimer Weise attackieren könnte, ist bei Foerster das gute Gewissen der herrschenden Klasse, an das durch gewaltlosen Protest gegen soziale Ungerechtigkeiten appelliert werden soll. Jede gewaltsame Politik gegen das Proletariat würde sich so selbst moralisch diskreditieren und ihre Legitimität verlieren. Der Philosoph und Pädagoge verlangte eine Politik, in der das Humane sich nicht im Panzer der Realpolitik durchsetzt, sondern sich im Hier-und-Jetzt manifestiert, auf das Risiko hin, sich momentan noch als ohnmächtig zu zeigen, aber in der Gewissheit, latente Prozesse auszulösen, die letztlich zu den angestrebten gesellschaftlichen Veränderungen führen würden. Diese Vorstellungen hatten neben dem Christentum einen Grundpfeiler in einem aufklärerischen Fortschrittsglauben, demzufolge eine Zunahme der allgemeinen Sensibilität gegenüber sozialen Ungerechtigkeiten geschichtlich zu beobachten sei, die die Chancen der von ihm vertretenen Politik des moralischen Appells erhöhen würde.⁴² Mit dem Krieg wurde die Vorstellung des evolutionären Fortschreitens substituiert durch die Vorstellung einer durch die Katastrophe evident werdenden Falschheit des alten politischen Denkens.

Foerstere Denken mag auf die Arbeiterbewegung – insbesondere den dominanten sozialistischen Teil – weitgehend wirkungslos geblieben sein; in der apokalyptischen und revolutionären Stimmung nach dem Weltkrieg zirkulierten grundlegende Motive seines Denkens, was so manchen Vertreter des politischen Realismus zutiefst beunruhigen konnte. Als Max Weber einige Wochen vor der Ausrufung der bayrischen Räterepublik in München, der ehemaligen Wirkungsstätte des 1914 berufenen und 1916 wegen unpatriotischer Äußerungen wieder entlassenen Foersters seinen

41 Foerster: Christentum und Klassenkampf, S. 139.

42 Vgl. ebda., S. 135.

Vortrag *Politik als Beruf* hielt, war es eben ein sich der fundamentalen Gewaltsamkeit aller Politik nicht bewusster moralischer Aktionismus, vor dem der „heroische Realist“⁴³ sein vornehmlich junges und revolutionär gesinntes Publikum warnte.⁴⁴ Was Weber als „Gesinnungsethik“ bezeichnet und scharf kritisiert ist wesentlich ein Aktionismus, der allzu sehr auf die Wirkungskraft der exemplarischen Tat und des Appells vertraut, der also, schlicht gesprochen, auf der Basis eines leichtsinnig optimistischen Menschenbildes und der zweifelhaften Annahme latenter moralischer Kräfte handelt. Für diese Glauben an das Menschliche ist aber in der „Verantwortungsethik“ des Politikers aus Berufung kein Platz. Dieser akzeptiert, dass Politik ein Ort restringierter und gleichsam bloß defensiver Menschlichkeit darstellt. Der Politiker hat mit „Dämonen“ zu rechnen, nicht mit unentfalteten Potentialen und dem Gewissen der Menschen, und das oberste Prinzip der Verantwortungsethik muss sein, das erreichte Niveau der Humanität vor seiner gewaltsamen Rückgängigmachung zu verteidigen, und es nicht durch riskante Vorstöße zu seiner Erweiterung zu riskieren.⁴⁵

Gefährlich waren für Weber vor allem die Humanitätslosungen im Stile des politischen Expressionismus und des Pazifismus, in der eine Adäquation von Methode und Inhalt der Politik, eine Revolution der umfassenden Humanität verkündet wurde; Ideen, die durchaus in den offiziellen Proklamationen der neuen revolutionären Regierungsinstitutionen wiederzufinden waren.⁴⁶ Als jedoch am 7. April in München die Räterepublik ins Leben gerufen wurde, zeigten selbst die beteiligten Pazifisten eine mitunter erstaunliche Bereitschaft zur Einschränkung derartiger Prinzipien. Schon unter der Regierung Eisner versicherte der als Redner nach München geholte Anarchopazifist Gustav Landauer den gegenrevolutionären Kräften, dass das oberste Ziel der Regierung des Freien Volksstaats

43 Wilhelm Hennis: Max Weber und Thukydites. Nachträge zur Biographie des Werks, Tübingen 2003., S. 11.

44 Foerster ist neben Kurt Eisner, dem pazifistischen bayrischen Ministerpräsidenten, unter dem Foerster zum diplomatischen Gesandten des Freistaats Bayern wurde, eines der Hauptangriffsziele von Webers Polemik.

45 Max Weber: „Politik als Beruf“, in: Ders.: Gesammelte Politische Schriften, Tübingen 1988, S. 505-560, hier S. 550f.

46 Vgl. Die in Erich Mühsams Rechenschaftsbericht über die Räterepublik abgedruckte frühe revolutionäre Proklamation des Münchner Arbeiter- und Soldatenrates: Erich Mühsam: Von Eisner bis Leviné. Die Entstehung der bayerischen Räterepublik; persönlicher Rechenschaftsbericht über die Revolutionsereignisse in München vom 7. Nov. 1918 bis zum 13. April 1919. Berlin o. J., S. 14.

Bayern nicht die Wahrung von „Ruhe und Ordnung“⁴⁷ sei und dass man sich gegen Angriffe zu wehren wüsste. Nachdem sich die Revolution radikalisiert hatte, die Räterepublik proklamiert wurde und die konterrevolutionären Angriffe begannen, betätigte sich der pazifistische Schriftsteller Ernst Toller in den verzweifelten Abwehrversuchen der Münchner Roten Armee als Kommandant. Das Münchner Experiment unterschied sich im Umgang mit der Gewaltfrage nicht wesentlich von anderen Räterepubliken in den mitteleuropäischen Revolutionen.

Bemerkenswert ist, dass die Politik der beispielgebenden Tat und die Ethik der Gewaltlosigkeit in der literarisch-fiktionalen Aufarbeitung der Ereignisse ungleich präsenter sind als in den faktischen Ereignissen vom April 1919. Ein zentraler Text ist in diesem Zusammenhang Ernst Tollers Drama *Masse-Mensch*. In diesem Drama, das im Oktober 1919 verfasst und im folgenden Jahr in Nürnberg uraufgeführt wurde, setzt Toller den Konflikt zwischen der pazifistischen und der gewaltsamen Methode in den Dialogen zwischen der Figur des „Namenlosen“ – er modelliert den bayrischen Kommunistenführer Eugen Leviné – und der „Frau“ in Szene. Die in der Gefängniszelle stattfindende Debatte zwischen dem Namenlosen und der Frau ist eine um zwei konträre Konzeptionen der Revolution, die bereits bei Förster angelegt waren: nämlich der Revolution als *Rache* und als *Disruption*. Der Namenlose vertritt ein Verständnis der Revolution als Rache: „Ihr rächtet eure Brüder. / Masse ist Rache am Unrecht der Jahrhunderte. / Masse ist Rache.“⁴⁸ Das Verlangen nach Rache, dessen Evokation Foerster dem *Kommunistischen Manifest* unterstellt hatte, ist ein stark mobilisierendes Motiv, doch es kontinuiert lediglich die mimetische Fortzeugung der Gewalt und des Krieges. Der Akte der Rache würden nur ihresgleichen zur Geburt verhelfen, heißt es bei Foerster. „Wahrer Radikalismus“ liege hingegen im „Neu-Beginnen“, in der „Emanzipation von dem, was die Andern taten: der Stoß wird nicht einfach weitergegeben, sondern in eine feinere Art von Energie, in eine geistigere Art der Gegenwirkung verwandelt – aus Zorn und Rache wird Großmut – Erziehung – Hilfe“.⁴⁹ Diesen Gedanken finden wir in Tollers Drama in der Antwort der Frau auf die zitierte Aussage des Namenlosen: „Zerschellt die Waffen der verwesten Zeit. / Zerschellt den Haß! Zerschellt die Rache! Rache ist

47 Gustav Landauer: „Der Krieg und die Revolution“, in: Ders.: Nation, Krieg und Revolution. Ausgewählte Schriften Bd 4. Lich 2010, S. 272-288, S. 280.

48 Ernst Toller: *Masse-Mensch*. Ein Stück aus der sozialen Revolution des 20. Jahrhunderts, Stuttgart 2010, S. 41.

49 Foerster: *Christentum und Klassenkampf*, S. 144.

nicht Wille zur Umgestaltung, / Rache ist nicht Revolution, / Rache ist die Axt, die spaltet / Den kristallinen, glutenden, / Den zornigen, erzenen Willen zur Revolution.“⁵⁰ Der Frau zufolge ist der Namenlose bloß ein Abkömmling des Krieges: „Dein Vater der hieß: Krieg. / Du bist sein Bastard.“⁵¹ Losungen wie „Masse soll Volk in Liebe sein“ oder „Werkverbundnes freies Volk [...] / Werkverbundne freie Menschheit“,⁵² die von der Frau ausgegeben werden, sind Paraphrasierungen pazifistischer und utopisch-sozialistischer Leitsprüche, wie sie in der Frühphase der deutschen Revolution kursierten und an denen die Frau beharrlich festhält, obwohl die Revolution bereits längst einen bürgerkriegsnahen Kurs eingeschlagen hat.

Der Revolutionär sei zum Erreichen seines Zieles nur dazu berechtigt, sich selbst zu opfern, niemanden sonst: so lautet das moralische Grundprinzip der Frau. Bevor sie ihren Henkern vorgeführt wird, sagt sie dem Namenlosen gegenüber ihre eigene Apotheose voraus: „Du lebstest gestern. / Du lebst heute. / Und bist morgen tot. / Ich aber werde ewig, / Von Kreis zu Kreis, / Von Wende zu Wende, / Und einst werde ich / Reiner, / Schuldloser, / Menschheit / Sein.“⁵³ Trotz ihrer augenscheinlichen Ohnmacht gegenüber der sie einkerkernden und schließlich exekutierenden Staatsgewalt, trotz der augenscheinlichen Unterlegenheit ihrer Methode ist sich die Frau gewiss, auf der Seite des Bleibenden zu stehen, auf der Seite dessen, was sich trotz des momentanen Eindrucks der Ohnmacht als das Letztgültige erweisen wird. Hier klingt Foersters Ausspruch nach, dass sich die politische Moral vom „Realismus“ zur „Wahrheit“ weiterbewegen müsse,⁵⁴ dass sie sich von ihrer Fixiertheit auf augenblickliche Erfolge lösen und auf die tieferliegenden, sich langsam, aber sicher geltend machenden moralischen Kräfte setzen müsse.

Im Stück *Tollers* wird der Frau allerdings recht schnell Recht gegeben. Unmittelbar nachdem sie getötet wird, wollen sich zwei Mitgefangene über ihre Sachen hermachen. Doch sie machen plötzlich halt, und eine der Figuren ruft aus: „Schwester, warum tun wir das?“, woraufhin die zweite Gefangene zusammenbricht und ihren Kopf im Schoß verbirgt. Die Weigerung der Frau, an der Fortzeugung des Übels teilzunehmen, hat sich übertragen: die Beraubung der Toten wird unterlassen. Nicht aus der

50 Toller: *Masse-Mensch*, S. 42.

51 Ebda., S. 55.

52 Ebda., S. 57.

53 Ebda., S. 58.

54 Foerster: *Christentum und Klassenkampf*, S. 130.

Position der Herrschaft und nicht durch die Bedienung gesellschaftstechnischer und erzieherischer Werkzeuge zur Herstellung des Sozialismus, sondern aus der Position der Ohnmacht heraus und in einem Augenblick schlagartiger Erkenntnis wird hier in der Revolution das Humane in einer feindlichen und destruktiven Umwelt wiederhergestellt.

Dass dieses religiös-politische Phantasma in der Luft lag und dass Max Webers Befürchtungen durchaus berechtigt waren, zeigt das bereits 1917-1918 verfasste und 1919 erscheinende Drama *Die Gewaltlosen* Ludwig Rubiners. In diesem Stück, dessen Szenerie ein namenlos bleibendes, sich in revolutionärem Umsturz befindliches Land darstellt, ist in ähnlicher Weise wie bei Toller die Selbstopferung der Führer einer Aufstandsbewegung (die von ihrer eigenen Anhängerschaft verraten werden) das Ende der Dynamik der Gewalt. Nachdem die Revolutionäre von einem Verräter als verantwortlich für die Nahrungsmittelknappheit, unter der das Volk zu leiden hat, denunziert werden, steht der Mob davor, seine Führer zu lynchen. Die Revolutionäre kämpfen keinen verzweifelten Kampf mehr, um sich zu verteidigen. Die Revolution scheint besiegt; doch dies ist nur ein Fehlurteil, dass an der Logik des Kampfes festhält, wie einer der Akteure ausruft: „Nicht besiegt. Wir siegen nicht. Es gibt keinen Sieg! Hinaus mit dem Sieg aus der Welt! Wir sind nicht Soldaten, wir sind Menschen! Nicht Sieg befreit euch – nur eure Erkenntnis!“⁵⁵ Es ist abrupte Einsicht und Vermenschlichung, die mit dem Märtyrertod der Revolutionäre eintritt. „Volk, dein neues Leben beginnt! Die letzte Gewalt gegen uns!“⁵⁶ ist ihr letzter Ruf, bevor sie von denen getötet werden, die gerade adressiert wurden und denen der Einsatz der Revolutionäre gegolten hatte. Erst durch diesen letzten Akt sinnloser Gewalt wird der Schleier zerrissen, der Abgrund der Gewalt wird sichtbar: „Gewalt! – Wir sind verloren! Das Ende!“⁵⁷

4. Sündenbewusstsein. Innerlichkeit und Revolution bei Georg Lukács

Das Menschheits- und Menschlichkeitspathos von Expressionisten und Pazifisten der Revolutionszeit wird in der Literatur für gewöhnlich psychologisch als gefühlsmäßige Eruption und als kollektive Phantasmagorie einer durch die Kriegserfahrung geprägten Generation gedeutet, als

55 Ludwig Rubiner: *Die Gewaltlosen*, Berlin 2017, S. 91.

56 Ebda., S. 93.

57 Ebda., S. 94.

Versuch der Entlastung und Konsolidierung eines schwer unter Druck stehenden Affekthaushalts. Dies ist eine zweifellos zutreffende Deutung. Doch es ist mehr darin enthalten. An den Texten Tollers und Rubiners wurde gezeigt, dass sie Position beziehen in einer grundlegenden moralischen und politischen Frage, nämlich der mit Lederer aufgeworfenen Frage, ob die Gewalt der revolutionären Idee dienstbar gemacht werden kann, oder ob diese ihr letztlich zum Verhängnis werden muss.

Die Antwort fällt hier negativ aus. Im Gegenteil wird der Verzicht auf Gewalt, sogar die den feindlichen Mächten gegenüber exponierte Wehrlosigkeit zum revolutionären Moment. Es ist dies allerdings eine politische und ethische Position, die die augenscheinlich schwerwiegenden Defizite aufweist, in den mitteleuropäischen revolutionären Ereignissen von 1918/19 realhistorisch nicht eingelöst worden zu sein und lediglich literarisch fingierte Erfolge verbuchen zu können. Einer ihrer bedeutendsten Kritiker war Georg Lukács.⁵⁸

In seinen unter dem Titel *Es geht um den Realismus* in der Zeitschrift „Das Wort“ 1938 erstmals erschienen literaturhistorischen Reflexionen warf der Philosoph und Kritiker letzterem vor, für die „verschiedenartigsten antirevolutionären Parolen (abstrakter Pazifismus, Ideologie der Gewaltlosigkeit, anarchistische Schrullen etc.)“⁵⁹ empfänglich gewesen zu sein. Lukács war dabei vor der Revolution Kriegsgegner gewesen, was ihn im Heidelberger Kreis um Max Weber, den er frequentierte, isoliert hatte. Seine Motive waren aber nicht pazifistische, sondern geschichtsphilosophische; er beklagte das industrielle Massentöten für Ideen, die er für hohl und überholt ansah: die parlamentarische Demokratie und den Liberalismus des Westens ebenso wie die „Ideen von 1914“. Für die in der Kriegsphilosophie so dominante Koppelung von Idealismus und Gewalt, mittels der sich das Geistige als realitätsgestaltende Kraft durchsetzen sollte, war Lukács jedoch durchaus affin. Während des Krieges widmete sich Lukács sowohl dem moralischen Problem der politischen Gewalt als auch der Idee eines radikalen, sich gestaltend die Wirklichkeit unterwer-

58 Die folgenden Überlegungen zu Georg Lukács wurden zu einem großen Teil bereits in Albert Dikovich: „Heroismus und Sorge um das Selbst. 1919 im Lichte der frühen politisch-ethischen Schriften György Lukács“, in: Ders. / Saunders, Edward (Hrsg.): Die Ungarische Räterepublik 1919 in Lebensgeschichten und Literatur, Wien 2017, S. 121-144 (=Publikationen der ungarischen Geschichtsforschung in Wien Bd. XV).ausgeführt. Sie werden hier jedoch in einen neuen übergreifenden Zusammenhang gestellt.

59 Georg Lukács: „Es geht um den Realismus“, in: Hans-Jürgen Schmitt (Hrsg.): Die Expressionismusdebatte. Materialien zu einer marxistischen Realismuskonzeption, Frankfurt a. M 1973, S. 192-230., hier S. 220.

fenden Idealismus.⁶⁰ Fichte, der Verfasser der *Reden an die deutsche Nation*, dem die soldatische Todesverachtung die ultimative Bewährung der Souveränität des Geistes gegenüber dem Sinnlichen war und der in den Befreiungskriegen sich – allerdings erfolglos – darum bemühte, als Feldprediger noch an der Front den Truppen geistige Kampfesenergie zuzuführen, war für Lukács im Vorfeld der Revolution ein wichtiger Bezugspunkt.

Nach seiner Konversion zum Kommunismus würde er in seinen propagandistischen Schriften Töne anschlagen, die an Opferungswilligkeit die patriotische Philosophie des Weltkrieges schier in den Schatten stellt. Das freie und auf Einsicht in den Primat des Ganzen fundierte Opfer des Einzelnen im Krieg ist für den Staatsidealismus Fichtes und Hegels das Lebelement des Staates schlechthin. Je größer die Opferbereitschaft, desto mehr Stärke kommt dem Staat zu. Dieser Gedanke erscheint umgemünzt auf die Revolution. Es gebe ein „unbezweifelbares Maß dafür, wer der echte Revolutionär“ sei, so Lukács in einer Schrift mit dem Titel *Die echte Einheit*; es ist der „Wille, der, wenn es notwendig ist, alles, auch sein Leben gerne am Altar der gemeinsamen Sache opfert“.⁶¹ Trotzki behandelte die Frage des Terrors und des revolutionären Bürgerkrieges noch mit kühlem strategischen Kalkül, als eine Frage der effektivsten Mittel der Machtkonsolidierung und der Abschreckung des Klassenfeindes. Der pathetisch-heroische Ton der Texte Lukács' ist ihm fremd. Bei letzterem setzt das rückhaltlose Opfer im Kampf, der angesichts der Umkreisung der Ungarischen Räterepublik und der immer aussichtsloseren militärischen Lage ein immer verzweifelter geführter war, für den Verlauf der Weltrevolution entscheidende solidarische Energien frei: Die internationale proletarische „Brüderlichkeit“ werde durch die großen Opfer der ungarischen Roten Armee aufgerüttelt, weswegen das ungarische Proletariat die „Gelegenheit“ kaum erwarten könne, seine „zu allem fähige Opferbereitschaft mit Taten (zu) beweisen“, und daher den Angriff der Konterrevolution geradezu begrüßen würde.⁶² Was Fichte verwehrt blieb, wurde Lukács schließlich möglich, wie in einem Roman József Lengyel verewigt: In einer bekannten Stelle des Romans kommt der Politikkommissar Lukács zur Truppenvisite an die Front, um sich sofort nach

60 Vgl. Georg Lukács: Dostojewski. Notizen und Entwürfe, Budapest 1985; Georg Lukács: „Diskussionsbeitrag über konservativen und progressiven Idealismus“, in: Eva Karádi / Erzsébet Vezér (Hrsg.): Georg Lukács, Karl Mannheim und der Sonntagskreis, Frankfurt a. M. 1985, S. 246-253.

61 Georg Lukács: „Die echte Einheit“, in: Ders.: Taktik und Ethik, a. a. O., S. 104-107, hier S. 106f.

62 Ebda., S. 107.

seiner Ankunft die Frontlinie abschreitend dem feindlichen Kugelhagel auszusetzen. Nachdem ein Soldat ihn zurück in den Graben reißt, erklärt Lukács den verblüfften Anwesenden seinen Auftritt als eine Lektion in ethischen Dingen und eine Demonstration der von jedem klassenbewussten Proletarier aufzubringenden Opferbereitschaft.⁶³

Man könnte hier den von Max Weber in München erhobenen Kritikpunkt auch gegen den Bolschewisten Lukács anwenden: eine Politik zu betreiben, oder besser eine Schlacht zu führen und dabei auf das Gewissen, auf heroischen Mut und andere Größen zu setzen, mit denen zu rechnen mehr als ein hochriskantes Spiel darstellt. Hass und Rache sind in seinen Revolutionstexten keine Gefühle, die zu Mobilisationszwecken evoziert werden; ausschließlich an die Pflicht, in der revolutionären Situation mit letzter Entschlossenheit das Nötige zu tun, wird pathosreich appelliert. Das Nötige beinhaltet aber nicht nur den kriegerischen Konflikt mit den äußeren Feinden Räteungarns, sondern das unsaubere Handwerk der proletarischen Diktatur. Der Revolutionär ist bei Lukács durchdrungen von Entschlossenheit, dem objektiv möglichen Umschwung der Geschichte von einer des Leides und der Katastrophen hin zur Geschichte des Gedeihens der humanen Anlagen herbeizuführen; aber gerade deshalb ist er auch zu Grausamkeiten bereit. Lukács hatte in der *Theorie des Romans* ein Fichtewort aufgreifend von der Gegenwart als der „Epoche der vollendeten Sündhaftigkeit“ gesprochen,⁶⁴ und Chancen hatte für ihn nur ein Eintreten für das Humane, das der Verderbtheit und Rohheit der Wirklichkeit gegenüber wehrhaft ist. Daher trat er von Anfang an und wiederholt für Härte im Kampf gegen die Konterrevolution ein.

So idealistisch Lukács im Hinblick auf die Motivation des kämpfenden Proletariats war, war er zugleich in der Beurteilung der im Kampf einzusetzenden Mittel durchwegs ein Schüler und Anhänger Lenins und Trotzki. „Wir dürfen in diesem Kampf nicht wählerisch sein. Wir müssen alles für das Klasseninteresse des Proletariats tun“,⁶⁵ verlautbarte Lukács im Juni 1919 gegenüber ungarischen Jungarbeitern. Doch sich damit in das Spiel von Stoß und Gegenstoß der Gewalt begebend, sich zusehends der Herrschaftsmittel der alten Herrschaftsordnung bedienend, um diese gegen die bürgerliche Klasse anzuwenden – Zensur, Observation, Ein-

63 József Lengyel: *Prenn Drifting: A Novel*, London 1966, S. 153. Vgl. dazu Dikovich: *Heroismus*, S. 136f.

64 Georg Lukács: *Die Theorie des Romans. Ein geschichtsphilosophischer Versuch über die Formen der großen Epik*. Berlin 1971, S. 12.

65 Georg Lukács: „Rede auf dem Kongreß der Jungarbeiter“, in: Ders.: *Taktik und Ethik*, a. O., S. 151-153, hier S. 152.

schüchternung, Verleumdung – und damit die Rolle des autoritären Unterdrückers annehmend, setzte man sich eben jener Gefahr der moralischen Korruption aus, von der ein Pazifist wie Foerster so hellseherisch geschrieben hatte. In der Hitze des Kampfes dürfe der Revolutionär nicht mit dem Einsatz jener Mittel zögern, die effektiv die Niederringung des Gegners bewerkstelligen können; doch von diesem Kampf dürfe der Revolutionär niemals restlos absorbiert werden. Soll die Revolution Erfolg haben, soll sie durch den „Pharisäismus“ der „Realpolitik“⁶⁶ sich nicht selbst zugrunde richten, braucht es zu allen Zeiten einen unbefleckten und unbeschädigten Restbestand an Humanität, der in ihr bewahrt wird. Dieser kann aber nur in einem Gegensatz zu dem liegen, was man selbst gerade tut, in einer inneren Distanz zur Gewalt, in die man sich selbst verstrickt.

Dieser Restbestand ist das Gewissen, oder, wie Lukács es ausdrückt, das Bewusstsein der *Sündhaftigkeit* des eigenen Tuns. Der ungarische Philosoph führt in den Bolschewismus die Frage der „geistigen Heilbehandlung“ ein, die wir bei Friedrich Wilhelm Foerster kennengelernt haben. Solange ein Bewusstsein davon besteht, dass das, was man tut, sündhaft, ein Bruch mit dem Prinzip der Menschlichkeit ist, der in der gegenwärtigen Ausnahmesituation jedoch notwendig ist, ist die Absorption durch den mit inhumanen Mitteln geführte Kampf nicht vollkommen. „Nur die mörderische Tat des Menschen, der unerschütterlich und alle Zweifel ausschließend weiß, daß der Mord unter keinen Umständen zu billigen ist, kann – tragisch – moralischer Natur sein.“⁶⁷ In einem Raum der Innerlichkeit, der konstituiert ist durch das Gewissen bzw. das Sündenbewusstsein des Revolutionärs, für das die moralischen Grundprinzipien, allem voran das Tötungsverbot, unbeschränkte Gültigkeit haben, bleibt der für den späteren Aufbau der befriedeten und befreiten Gesellschaft unerlässliche Grundbestand der Humanität bestehen. Das Opfer des Revolutionärs ist damit auch ein Opfer der seelischen Unversehrtheit; Innerlichkeit und Handeln in der Welt sind im Widerspruch. Die Zerrissenheit wird jedoch auf sich genommen, denn jede Zuflucht in einen momentanen Frieden wäre zu einem zu hohen Preis erkaufte, nämlich dem Verzicht auf die revolutionäre Beendigung des gesellschaftlichen Leides.

Für Lukács war klar, dass jeder Schritt im proletarischen Kampf von diesem Bewusstsein begleitet werden müsste, dass „Revolution (Terrorismus) [...] niemals realpolitisch zu beurteilen“, also als eine reine Macht-

66 Lukács: Der Bolschewismus, S. 127.

67 Lukács: Taktik und Ethik, S. 53.

frage zu behandeln ist,⁶⁸ sondern stets auch im Licht einer Sorge um das Humane. Die Verabsolutierung des Realpolitischen würde unweigerlich zur Pervertierung der Revolution, also zu nichts als die proletarische Herrschaft führen. Lukács blieb dabei nicht bei Gewissensrufen stehen, sondern suchte dieser Sorge um das Selbst der Revolution einen institutionellen Raum zu schaffen. Um ihn und seinen Genossen Ervin Sinkó bildete sich in der kurzen Lebenszeit der Räterepublik in Ungarn eine „Ethiker“ genannte Gruppe von Revolutionären, die damit Aufmerksamkeit und auch Protest erregten, dass sie einen Diskurs pflegten, der sich in der von kühlen strategischen Erwägungen durch seine Sensibilität für Fragen der Moral und durch eine geradezu esoterisch wirkende Diktion abhob. Berühmt sind die veranstalteten Lesungen und Diskussionen des Streitgesprächs zwischen Christus und dem Großinquisitor aus Dostojewskis *Die Brüder Karamasow*, in dem gerade der Spielraum der christlichen Liebesmoral auf Erden diskutiert wird und vom Großinquisitor die Unvermeidlichkeit eines Kompromisses mit den irdischen Gewalten festgehalten wird, der in Form der Institution der Kirche allein der auf die restlose Verwirklichung des Humanen zielenden Lehre Jesus ihre Lebensfähigkeit in der Welt sichert.⁶⁹ Die Pflege eines Gegendiskurses zum auf Machtfragen allein abzielenden strategischen Diskurs und einer gemeinschaftlichen Praxis der Sorge um das Selbst ist eine Art Refugium, in der moralische Zweifel und Konflikte, in der Gewissensfragen artikuliert werden können, für die in der Außenwelt der harten revolutionären Praxis kein Raum besteht. Es ist ein Korrektiv zur Normalisierung der Gewalt, die mit Fortdauer des revolutionären Kampfes unweigerlich droht. Auch wenn die Revolution die nach Weber in der Politik stets erforderlichen Restriktion der Humanität um eines höheren Gutes willen fortsetzt, muss es nach Lukács einen Ort geben, wo dieser Humanität, wenn sie schon nicht im Handeln realisiert werden kann, so doch zumindest zur Sprache verholfen wird. Mit dem Kampf müsse eine innere Vorbereitung auf das Ziel einhergehen, schreibt Lukács in *Die moralische Grundlage des Kommunismus*, denn „die Veränderung der Wirtschaft, der Gesellschaft an sich allein“ vermag die „neue Gesellschaft nicht erschaffen. [...] Wenn wir wirklich wollen, daß dieser Klassenkampf im Augenblick des Sieges tatsächlich siegreich sei, ist es notwendig, daß dieses innere Vorbereitetsein auf die Liebe bei allen gegeben ist.“⁷⁰

68 Georg Lukács: Dostojewski. Notizen und Entwürfe, Budapest 1985, S. 124.

69 József Lengyel: Visegráder Straße, Berlin 1959, S. 59.

70 Georg Lukács: „Die moralische Grundlage des Kommunismus,“ in: Ders.: Taktik und

Mehr als dies ist dem Revolutionär mit Blick auf die Realisierung des Humanen nicht gestattet. In der letzten Phase des Wartestands, der auf dem Weg zu ihrer uneingeschränkten Selbstverwirklichung befindlichen Menschheit muss er dafür sorgen, dass der prekäre Bestand des Humanen in den gnadenlosen Kämpfen nicht erodiert, dass auf dem letzten Stück des Weges also das Entscheidende nicht verlorenggeht. Lukács sah sich selbst und seine Generation daher als eine für den Kampf und für die Zukunft geopfert: „Wir alle – ohne Ausnahme – sind die Vergifteten und Opfer des Kapitalismus“.⁷¹ Der tatsächliche Aufbau der neuen Welt, der neuen Menschheitskultur und Gesellschaft kann eigentlich nur die Arbeit der durch diesen Kampf noch unversehrt gebliebenen Folgegeneration sein.

Doch dieses Programm einer ethischen Sorge um das Selbst hat ein entscheidendes Problem: Auf seiner Basis geht jede Möglichkeit verloren, der Moral eine regulative Wirkung auf die Wirklichkeit zu verleihen. Es ist in Wahrheit nichts anderes als das Korrelat zur restlosen Anerkennung der Herrschaft des politischen Immoralismus in der Gegenwart, der sich allein am Maßstab der Effektivität im Kampf um Herrschaft orientierenden Realpolitik, eine der Kapitulation der Moral gegenüber den Gewalten der Politik. Auf seiner Basis gibt es keinen möglichen Einspruch gegen eine noch so grausame realpolitisch begründete Maßnahme, es ist allein die gewissenmäßige Selbstgeißelung und die Trauer um das Schicksal, in einer zerrissenen, sündhaften Gegenwart leben und agieren zu müssen, möglich. Es sollte, wie der marxistische Schriftsteller József Lengyel, ein Mitrevolutionär und zugleich großer Kritiker Lukács', hellsichtig schrieb, nicht nur 1919 manchen Revolutionär mit der Erfordernis des Terrors versöhnen, sondern sich später als die ideale moralische Grundlage für eine Haltung des Hinnehmens und der Widerstandslosigkeit im Stalinismus erweisen. Der allmächtig werdenden Unmenschlichkeit hat sie nichts entgegenzusetzen, und alles, was ihr bleibt, ist der sich mit zunehmendem Aufwand selbst erhaltende Glaube an die künftige „Selbstvernichtung der Unterdrückung“,⁷² das von Marx und Lenin versprochene Absterben des totalitär geratenen Staates.

Ethik, a. a. O., S. 85-88, hier S. 87.

71 Lukács: Rede., S. 152.

72 Lukács: Der Bolschewismus, S. 32.

5. Enthaltung. Revolutionäre Randgestalten im Jahrzehnt der Sachlichkeit

Die Situationsdeutung, nach der man sich inmitten der in die Gänge gekommenen Weltrevolution befand, stellte sich als Täuschung heraus. Die revolutionären Bewegungen und Experimente in Mitteleuropa wurden niedergeschlagen, die Sozialdemokraten beruhigten das radikalisierte Proletariat erfolgreich mit dem Argument der Vertagung des historisch unvermeidlichen Umsturzes des Kapitalismus, und die sogenannte Zwischenkriegszeit begann.

Die Desillusionierung der revolutionären Erwartungen unterschiedlicher Art und das Scheitern der radikalen Politik gab neuen bzw. neuen Auflagen alter Denkweisen eine empirische Plausibilitätsgrundlage. Helmuth Plessners *Grenzen der Gemeinschaft*, das nicht nur eine Individualethik formuliert, wie sie Helmut Lethen in seinem bedeutenden Buch über die *Verhaltenslehren der Kälte* der zwanziger Jahre ausarbeitete,⁷³ sondern eine politische Moral enthält, etwa ruht auf dieser Grundlage. Es ist eine Lehre der restringierten Menschlichkeit – restringiert sowohl mit Blick auf die Ziele der Politik, die von utopistischen Verblendungen befreit werden soll, als auch mit Blick auf die Methoden, die das aggressive, destruktive, irrationale Element der humanen Konstitution in Rechnung zu stellen haben. Gerade um des erreichbaren Maßes von Menschlichkeit willen ist es notwendig, in dieser Weise vom Traum ihrer Vervollkommenung abzulassen. Das Streben, den Menschen zu seiner Vervollkommenung zu zwingen, birgt die Gefahr, in größter Unmenschlichkeit zu kippen. Wer aber, in einer nach Plessner unvermeidlich von latenter und offener Gewalttätigkeit bestimmten Welt sich ausschließlich an die „reinen Mittel“ halten möchte, der gibt sich und seine Sache früher oder später der Lächerlichkeit preis. Plessner schlägt in eine von Max Weber hinterlassene Kerbe, wenn er im Kapitel „Die Utopie der Gewaltlosigkeit und die Pflicht zur Macht“ schreibt:

„Flectere si nequeo superos Acheronta movebo.“ Mut zur Sünde verlangt die Menschheit von ihren Führern. Mit der Wirklichkeit rechnen heißt mit dem Teufel rechnen. Und mit dem Teufel rechnen, ohne ihm zu verfallen, ohne zu entarten, ist eine schwere Kunst, das wahre Problem einer Ethik nicht der einfachen Negation der Widerstände gegen die Forderungen der Ehrlichkeit,

73 Helmut Lethen: *Verhaltenslehren der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen*, Frankfurt a. M. 1994.

Überzeugung und Liebe, sondern einer Ethik des wahren Ausgleichs, der wahren Mitte.⁷⁴

Das Warten auf das Menschsein, das sowohl in der pazifistischen wie auch der bolschewistischen Philosophie der Revolution einen grundlegenden Zug der Gegenwartserfahrung darstellt, hat in der Plessners Leitprinzipien folgenden Politik keinen Platz mehr. Wahre Humanität leistet stets den Ausgleich, erkennt die durch Liebe und Aggression bestimmte Doppelnatur des Menschen an, und humane Politik ist nicht eine, die entweder durch vollkommenen Verzicht oder mit rücksichtslosem Einsatz von Gewalt das Maximum des Humanen herstellen möchte, sondern eine, die geregelt und eingedämmt im Rahmen von Ritualen und Verfahren sowohl seiner teuflischen wie auch seiner engelhaften Seite Raum gibt.

Bekanntlich war diese Ethik des Ausgleichs eine, die viele – und vielleicht die energischsten Elemente der Gesellschaft – nicht zufrieden zu stellen vermochte. Von links und rechts aus begab man sich gegenüber der zunehmenden politischen Pazifizierung und den Lebensmöglichkeiten in einem sich aus der drückenden Notsituation der Revolutionszeit herausarbeitenden Kapitalismus in Fundamentalopposition. Asketisch schlug man aus, was die herrschenden Verhältnisse anboten, und begründete damit eine neue Spielart des revolutionären Heroismus. Georg Lukács etwa begab sich nach seiner Flucht nach Wien in den Untergrund und wirkte weiter für die Revolution – dabei mitleidig beobachtet von Béla Balázs, seinem Freund aus den Zeiten des Budapester Sonntagskreises und späteren Mitrevolutionär:

„Ich muss noch über Gyuri schreiben. Er macht einen herzerreißenden Blick; ist leichenblass, hat eingefallene Wangen, ist nervös und traurig. Er wird beobachtet, verfolgt, er trägt einen Revolver in seiner Tasche, weil er mit Recht Angst davor hat, dass er mit Gewalt entführt wird. In Pest wird er wegen der Anstiftung zu neunfachem Mord angeklagt, und sie haben Beweise in den Händen. Hier macht er hoffnungslose konspirative Parteilarbeit, sucht nach unterschlagenen Parteigeldern, und währenddessen wird sein philosophisches Genie unterdrückt.“⁷⁵

74 Helmuth Plessner: Grenzen der Gemeinschaft. Eine Kritik des sozialen Radikalismus, Frankfurt a. M. 2015, S. 126. Das lateinische Zitat stammt aus Vergils Aeneis (VII, 312) und lautet übersetzt: „Beuge ich nicht die Oberen (die Götter), so werde ich die Archonten bewegen.“

75 Zit. n. Károly Kókai: „Die biographische Wende. Béla Balázs, György Lukács und Karl Mannheim in den 1920er Jahren“, in: Dikovich / Saunders (Hrsg.): Die Ungarische Räte-republik 1919 in Lebensgeschichten und Literatur, a. a. O., S. 121-144, hier S. 108.

Folgt man Helen Fehervary, ist es dieser heruntergekommene, fragile, aber weiter mit letzter Bereitschaft zu Verzicht und Opfer der Sache dienende Lukács, der als Vorlage für die Figur des Gelehrten Bató in Anna Seghers' Roman *Die Gefährten* von 1932 diente.⁷⁶ Seghers, die mit dem ebenfalls dem Kreis um Balázs und Lukács in Budapest zugehörigen Soziologen László Rádványi verheiratet war, liefert in ihrem Roman ein Panoptikum von Leidensgeschichten der nach der internationalen revolutionären Phase nach dem Weltkrieg in Europa verstreuten Revolutionäre, darunter auch einer Gruppe aus Ungarn. An Bató wird der geistige Überlebenskampf des revolutionären Intellektuellen dargestellt. Desillusioniert ist man von der Politik des revolutionären Appells und des vortreibenden Einsatzes; das Proletariat reagierte mit enttäuschender Trägheit und kleingeistigem Egoismus. Enttäuschend ist aber auch die Entwicklung in jenem Weltteil, in dem das Proletariat seine Schlacht erfolgreich schlug: die Sowjetunion. Die sinnstiftenden Versprechungen, die der Bereitschaft, Leib und Leben zu opfern, zugrunde gelegen hatten, verlieren zusehends an Glaubwürdigkeit. Besonders schwerwiegend ist dabei die Entwicklung der Diktatur des Proletariats, die mit dem Zusammenbruch der Weltrevolution im Stadium des bloßen Unterdrückungssystems steckengeblieben zu sein scheint:

„Unsere furchtbaren, mit soviel Leid und Mut verbundenen Anstrengungen haben gegen die Schwerkraft der Geschichte – darf ich sagen Naturgeschichte – nichts ausgerichtet, und im Grunde ist nichts Besonderes geschehen; denn die Umorganisation eines Riesenreiches mag für den reinen Historiker ein grandioser Anblick sein, unserer Sinnlosigkeit hat sie keinen Sinn gegeben und unsrem geistigen Leid kein Ende bereitet, und wird schließlich nichts anderes gewesen sein als irgendeine Form der staatlichen Zusammenfassungen, einer der zahllosen Möglichkeiten, an einem Netz zu zappeln.“⁷⁷

76 Helen Fehervary: „Regarding the Young Lukács or The Powers of Love: Anna Seghers and Thomas Mann“, in: *New German Critique* 95 (2005), S. 81-92., hier S. 89. Diese Zuordnung ist jedoch fragwürdig, da Bató eine „idealistische“ Terminologie verwendet, die beim in den zwanziger Jahren sich bereits ganz dem historischen Materialismus verschrieben habenden Lukács nicht zu finden ist. Zu Seghers Roman und zum Motiv der Askese darin vgl. Amalia Kerekes: „Pathos und Ethos Die simultanen Reize des Kommunismus in Anna Seghers' *Die Gefährten*“, in: Dikovich / Saunders (Hrsg.): *Die Ungarische Räterepublik 1919 in Lebensgeschichten und Literatur*, a. a. O., S. 201-214. Ausführlicher zu den im Folgenden diskutierten Texten Seghers', Dörmanns und Wieds siehe Albert Dikovich: „Postrevolutionäre Passionswege. Lebensversuche ungarischer Revolutionäre bei Felix Dörmann, Anna Seghers und Martina Wied“, in: *AugenBlick. Konstanzer Hefte zur Medienwissenschaft* 69/70 (2017), S. 49-66.

77 Anna Seghers: *Die Gefährten*, Darmstadt 1977, S. 127f.

Es sind dies die Worte eines ausgebrannten Mannes, dem das Schreiben, sein Beruf, zunehmend schwer fällt. Mit dem Hinweis auf die „Naturgeschichte“ ist ein vernichtendes Urteil über das bolschewistische Programm ausgesprochen; die Diktatur des Proletariats konnte sich nicht als Vehikel des Humanen in der unmenschlichen Wirklichkeit bewähren, es hat die Gesetze der Welt nicht bedient, um einen entgegengesetzten Weltzustand herbeizuführen, sondern ist ganz im „Tierzustand“⁷⁸ der Welt aufgegangen. Foerster und seine Gesinnungsgenossen hatten am Ende also Recht, und die bezahlten Opfer und begangenen Sünden waren sinnlos.

Seghers' kommunistische Märtyrerschicksale⁷⁹ haben die Eigenheit, die Zerbrechlichkeit der revolutionären Existenzen schonungslos offengelegt und die Frage des letztgültigen Urteils der Geschichte über deren Entscheidungen offen gelassen. Es ist nicht klar, ob die Entsagungshaltung einen nicht um den Rest menschlicher Erfahrungen bringt, der auch in der schlechten Ordnung des Kapitalismus immer noch möglich ist: eine Möglichkeit, die im Roman von einer Gegenfigur zu Bató, dem revolutionären Studenten Böhm verkörpert erscheint, der als einer der wenigen Anschluss an die Gesellschaft der zwanziger Jahre findet, während seine Revolutionsgenossen sich als prekäre Randexistenzen durchschlagen müssen und zusehends ihre letzten Reserven an seelischer Kraft aufbrauchen.

In einem ganz anderen Licht erscheint der kommunistische Asket im Bildungsroman *Die Geschichte des reichen Jünglings* (1952) der österreichischen Autorin Martina Wied. Das fiktive Konterfei Georg Lukács, mit dem Wied während dessen Exil in Wien bekannt wurde, heißt hier Györffi Iwanow und begegnet dem Protagonisten und Ich-Erzähler, dem reichen Bürgersohn und Studenten Adam Leontjew, erstmals in einer Untergrundversammlung Krakauer Kommunisten. Der „reiche Jüngling“, dem seine Talente, sein Äußeres und sein Vermögen den Zugang zu Karriere, Vergnügungen und Frauen ohne Schwierigkeiten eröffnen, gerät durch Iwanow für eine Zeit von seiner vorbestimmten Laufbahn ab und bewegt sich in den Gefilden kommunistischer Agitation. Der hagere, schon in seinem Erscheinungsbild entkörperlicht wirkende Iwanow entstammt wie der Protagonist einer privilegierten Familie, doch trennte er aus der Weigerung, als Profiteur der Verhältnisse zu leben, alle Bande zu seiner Fami-

78 Foerster: Weltpolitik und Weltgewissen, S. 6.

79 Vgl. Kerekes: Pathos und Ethos, S. 205.

lie und Klasse ab, um sich in eine „geistige Existenz hinüberzuflüchten“.⁸⁰ „Geistige Existenz“ bedeutet die entbehrungsreiche Existenz des Agitators. Für Adam wird Iwanow zum Inbild menschlichen Adels: „Es ist immer nur das freiwillige Opfer, der unverlangte Dienst, die selbstlose Hingabe, was den Menschen adelt. Ein adeliger Mensch war Iwanow“,⁸¹ urteilt der Protagonist.

Iwanow, der an die kommunistische Idee wider die historischen Tendenzen unbeirrt zu glauben scheint, setzt sich in seiner Arbeit äußersten Gefahren aus und wird für diesen selbstlosen Einsatz von Adam bewundert. Adam erwägt, in Iwanows Spuren zu treten. Doch nachdem Iwanow für einige Zeit aus dem Blickfeld verschwindet, nimmt die Anziehungskraft der Revolutionärsexistenz ab. Iwanow steht auf der „anderen Seite der Schlucht“,⁸² wie Adam gegen Ende des Romans sein Verhältnis zu diesem resümiert: Iwanow auf der kalten Seite der Kämpfe, der Gefahr und der Entsagung, Adam auf der Sonnenseite der Behaglichkeit, des Glücks und der Liebe. Eine Lehre des erzählten Bildungsweges ist die Einsicht in die Legitimität des Genusses in einer unvollkommenen Welt. Die radikale, gar hypertrophe Gewissenhaftigkeit, die Iwanow verkörpert, würde nur eine Zerstörung der Spielräume bedeuten, die auch diese Welt der menschlichen Entfaltung bietet. Kurz nachdem sich der junge Mann jedoch endgültig innerlich von Iwanow losgesagt hat, erscheint ihm dieser im Traum, in eine Mönchskutte gekleidet, mit beredtem Schweigen Adam seine Untreue vorwerfend. Iwanow, der nur mit unkompromittierter Menschlichkeit zu leben bereit ist, ist eine den Gewalten der Welt zuhöchst ausgesetzte Existenz und bräuchte um zu bestehen die Hilfe von jemandem wie Adam. Das reine Gewissen ist ein Luxus, der dem reichen Jüngling nicht mehr vergönnt sein sollte.

Dass Menschlichkeit in einer unmenschlichen Welt bald unter die Räder zu kommen droht, dass die Restriktion des Humanen also eine Überlebensregel für die Politik wie auch das Leben des Einzelnen darstellt, ist das in der neusachlichen Literatur immer wieder bestätigte Faktum, an dem alle revolutionären Wünsche zerbrechen müssen. Sachlichkeit als Ethos beinhaltet im Wesentlichen die Hinnahme dieser Regel, ob nun im Modus melancholischer Resignation oder zynischer Kälte. Die unbarmherzige Gültigkeit dieser Regel wird unter anderem auch an Kommunisten und idealistischen Pazifisten demonstriert, die in der Gesellschaft der

80 Martina Wied: Die Geschichte des reichen Jünglings, Wien 1952, S. 325.

81 Ebda., S. 359.

82 Ebda., S. 563.

Zwischenkriegszeit materiell und moralisch einen Stand zu finden suchen. Beispiele dafür sind Felix Dörmanns „Wiener Roman“ – so der Untertitel – *Jazz* (1925) oder Ernst Tollers Drama *Hoppla, wir leben!* (1927). Ein Grundbestand an Skrupellosigkeit und Kälte ist überlebensnotwendig. „Seelische Luxustierchen sind unzeitgemäßer denn je“ und sind „zum Aussterben“⁸³ bestimmt, heißt es bei Dörmann, der sozialdarwinistisch den Untergang seiner Figuren aus dem Prinzip der natürlichen Selektion ableitet. „Das Leben ist keine Wiese, auf der die Menschen Ringelreihen tanzen und Friedensschalmeien blasen. Das Leben ist Kampf. Wer die stärksten Fäuste hat, gewinnt. Das ist absolut normal“,⁸⁴ heißt es ganz ähnlich aus dem Munde des Professor Lüdin, der dem Protagonisten und Revolutionär Karl Thomas Verrücktheit bescheinigt, da dieser daran zu zweifeln wagt, dass die „Welt immer so bleiben [werde] wie jetzt“.⁸⁵ Auch wenn Weltkrieg und Weltbürgerkrieg ein (vorläufiges) Ende genommen hatten, ist die Welt dem Humanen gegenüber nicht weniger feindlich geworden. Im Gegenteil: Sie bietet nicht einmal mehr den geringsten Anlass und Raum, in ihr ausharrend und sie ertragend auf seine zukünftige Verwirklichung zu hoffen.

6. Schluss

Bekanntlich stellte dieses ethisch-existentielle Überzeugungssystem abgekühlt-sachlicher Einfügung in die herrschenden Verhältnisse das Vorspiel zu einer neuen Phase der Umwälzung des Bestehenden dar, die eruptiver und pathologischer denn je fallen sollte. Der Nationalsozialismus war auf Revolution aus; den Radius dieser bildete jedoch nicht mehr die Welt und die Menschheit, sondern Blut und Boden, und das Substrat, das durch sie zum Gedeihen gebracht werden sollte, war nicht mehr Menschlichkeit, sondern die Vitalität der „blonden Bestie“. Je drastische Züge die Barbarei annahm, desto mehr wurde es für das seelische Bestehen der ihr ausgesetzten – oder gar an ihr Beteiligten – notwendig, wieder in Erwartung des Menschlichen stehen zu können. An zwei Stellen soll dies abschließend deutlich gemacht werden, an denen man vielleicht nicht sofort nach dieser Haltung suchen würde. Wir finden sie bei einem, der zu den größten Mördern und Schlächtern dieser Zeit zu zählen ist, und bei einem, dessen wir heute zurecht als einem Beispiel seltenen Muts und außergewöhnlicher Integrität gedenken.

83 Felix Dörmann: *Jazz. Wiener Roman*, Wien / Prag / Leipzig 1925, S. 212.

84 Ernst Toller: *Hoppla, wir leben!*, Potsdam 1927, S. 132.

85 Ebda., S. 134.

Der erste ist Joseph Goebbels. Dieser schreibt am 10. 5. 1943, drei Monate nach der Sportpalastrede mit ihrer Forderung des totalen Krieges mit sehnsüchtigem Ton von der kommenden Zeit nach dem Krieg, in der er und seine Gefährten „wieder anfangen [könnten], Menschen zu werden“.⁸⁶ Verstörend ist hier nicht allein der Gedanke an die Anmaßung, den millionenfachen Mord und den beispiellos opferreichen Krieg als legitimen Preis anzusehen, um das neue deutsche Menschsein herbeizuführen. Verstörend ist vielmehr das Fehlen jeglichen Zweifels daran, nach millionenfachem Mord noch ein unversehrter Mensch sein zu können. Was den Anschein einer menschlichen Regung des Bedauerns hat und wohl auch so gemeint war, entlarvt wie kaum ein anderer Ausspruch die moralische Perversität der hinter ihr stehenden Denkweise.

Der zweite ist Dietrich Bonhoeffer. Dieser notiert während seiner Haft und nach den misslungenen Attentaten auf Hitler, an deren Vorbereitung er seit 1939 beteiligt war: „Die größte Sünde ist es, Sünde um jeden Preis vermeiden zu wollen.“⁸⁷ Es ist erstaunlich, wie ähnlich diese Worte eines protestantischen Predigers jenen des Kommunisten Lukács sind. Während aber bei diesem die Sünde noch Teil eines vorwärts pressenden, den „Schrecken des Realen“ in Kauf nehmenden Strebens nach der irdischen Erlösung des Menschen ist, ist Bonhoeffer Genehmigung der Sünde nur noch das letzte moralische Aufgebot, um dem totalen Sieg des Unmenschlichen entgegenzuwirken. Es sind dies radikale Worte für einen Christen und Vertreter der Bergpredigt; Worte, aus denen Trauer spricht über eine Zeit, die an einen Punkt gelangt ist, wo der Menschlichkeit nichts mehr übrig bleibt als die Gestalt des Mordes anzunehmen, „schuldlos schuldig“⁸⁸ zu werden.

86 Zit. n. Verena Wirtz: „Rausch und Tollheit“. Zur Ethik und Ästhetik revolutionärer Politik um 1918“, in: Dikovitch / Wierzock (Hrsg.): Von der Revolution zum Neuen Menschen, a, a. O., S. 235-262, hier, S. 256.

87 Zit. n. Reinhold Mokrosch: „Dietrich Bonhoeffers Gedichte aus seiner Gefängniszelle 1943-1945. Haben sie das öffentliche Friedensbewusstsein beeinflusst?“, in: Bösling, Carl-Heinrich u. a. (Hrsg.): Krieg beginnt in den Köpfen. Literatur und politisches Bewusstsein. Osnabrück 2011, S. 73-88 (= Erich Maria Remarque Jahrbuch, Bd. XXI), hier S. 84.

88 Ebda.

Literatur

- Baberowski, Jörg: *Der Rote Terror. Die Geschichte des Stalinismus*, Bonn 2007 (Lizenzausgabe für die Bundeszentrale für Politische Bildung).
- Badiou, Alain: *Das Jahrhundert*. Zürich / Berlin 2006.
- Ball, Hugo: *Die Revolution und der Friede*. Der Friede 31.5.1919. URL: <https://www.textlog.de/hugo-ball-revolution-friede.html>
- Bloch, Ernst: *Karl Marx und die Menschlichkeit. Utopische Phantasie und Weltveränderung*. Frankfurt a. M. 1969.
- Clausewitz, Carl von: *Vom Kriege*. Köln 2018.
- Dikovich, Albert: „Heroismus und Sorge um das Selbst. 1919 im Lichte der frühen politisch-ethischen Schriften György Lukács“. In: Ders. / Saunders, Edward (Hrsg.): *Die Ungarische Räterepublik 1919 in Lebensgeschichten und Literatur*. Wien 2017, 121-144 (=Publikationen der ungarischen Geschichtsforschung in Wien Bd. XV).
- Dikovich, Albert: „Postrevolutionäre Passionswege. Lebensversuche ungarischer Revolutionäre bei Felix Dörmann, Anna Seghers und Martina Wied“. In: *Augenblick. Konstanzer Hefte zur Medienwissenschaft* 69/70 (2017), 49-66.
- Dikovich, Albert / Wierzock, Alexander: „Der Neue Mensch, eine mitteleuropäische Passion der Umbruchsjahre 1918/19“. In: Dies. (Hrsg.): *Von der Revolution zum Neuen Menschen. Das politische Imaginäre in Mitteleuropa 1918/19: Philosophie, Humanwissenschaften und Literatur*. Stuttgart 2018, 11-35 (= Weimarer Schriften zur Republik, Bd. 5).
- Dörmann, Felix. *Jazz. Wiener Roman* Wien / Prag / Leipzig 1925.
- Fehervary, Helen: „Regarding the Young Lukács or The Powers of Love: Anna Seghers and Thomas Mann“. In: *New German Critique* 95 (2005), 81-92.
- Foerster, Friedrich Wilhelm: *Christentum und Klassenkampf. Gesichtspunkte und Anregungen zur sozialen Arbeit und zur Verständigung der Klassen*. Zürich 1919.
- Foerster, Friedrich Wilhelm: *Weltpolitik und Weltgewissen*. München 1919.
- Hebbel, Friedrich: *Judith. Eine Tragödie in fünf Akten*. Berlin 2015.
- Hennis, Wilhelm: *Max Weber und Thukydites. Nachträge zur Biographie des Werks*. Tübingen 2003.
- Kautsky, Karl: *Terrorismus und Kommunismus. Ein Beitrag zur Naturgeschichte der Revolution*. Berlin 1919.
- Kerekes, Amalia: „Pathos und Ethos Die simultanen Reize des Kommunismus in Anna Seghers' Die Gefährten“. In: Dikovich / Saunders (Hrsg.): *Die Ungarische Räterepublik 1919 in Lebensgeschichten und Literatur*, a. a. O., 201-214.
- Koller, Christian: „Subversive Ornithologen. Die internationale Friedenskonferenz von Zimmerwald von 1915“. In: *Rote Revue. Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur* 83 (2005), H. 2., 35-38.
- Kókai, Károly: „Die biographische Wende. Béla Balázs, György Lukács und Karl Mannheim in den 1920er Jahren“. In: Dikovich / Saunders (Hrsg.): *Die Ungarische Räterepublik 1919 in Lebensgeschichten und Literatur*, a. a. O., 121-144.

- Lederer, Emil: Einige Gedanken zur Soziologie der Revolution. Leipzig 1918.
- Landauer, Gustav: „Der Krieg und die Revolution“. In: Ders.: Nation, Krieg und Revolution. Ausgewählte Schriften Bd 4. Lich 2010, 272-288.
- Lengyel, József: Prenn Drifting: A Novel. London 1966.
- Lengyel, József: Visegráder Straßé. Berlin 1959.
- Lenin, Wladimir I.: Staat und Revolution. Die Lehre des Marxismus vom Staat und die Aufgaben des Proletariats in der Revolution. Peking 1971.
- Lethen, Helmut: Verhaltenslehren der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen. Frankfurt a. M. 1994.
- Lukács, Georg: „Es geht um den Realismus“ in: Schmitt, Hans-Jürgen (Hrsg.): Die Expressionismusdebatte. Materialien zu einer marxistischen Realismuskonzeption. Frankfurt a. M 1973, 192-230.
- Lukács, Georg: „Der Bolschewismus als moralisches Problem“. In: Ders.: Taktik und Ethik. Politische Aufsätze 1, 1918-1920. Frankfurt a. M. 1975, 27-33.
- Lukács, Georg: „Die echte Einheit“. In: Ders.: Taktik und Ethik, a. a. O., 104-107.
- Lukács, Georg: „Die moralische Grundlage des Kommunismus“ In: Ders.: Taktik und Ethik, a. a. O., 85-88.
- Lukács, Georg: „Rede auf dem Kongreß der Jungarbeiter“. In: Ders.: Taktik und Ethik, a. a. O., 151-153.
- Lukács, Georg: „Taktik und Ethik“. In: Ders.: Taktik und Ethik, a. a. O., 43-84.
- Lukács, Georg: Gelebtes Denken. Eine Autobiographie im Dialog. Frankfurt a. M. 1981.
- Lukács, Georg: „Diskussionsbeitrag über konservativen und progressiven Idealismus“. In: Karádi, Eva / Vezér, Erzsébet (Hrsg.): Georg Lukács, Karl Mannheim und der Sonntagskreis. Frankfurt a. M. 1985, 246-253.
- Lukács, Georg: Dostojewski. Notizen und Entwürfe. Budapest 1985.
- Mokrosch, Reinhold: „Dietrich Bonhoeffers Gedichte aus seiner Gefängniszelle 1943-1945. Haben sie das öffentliche Friedensbewusstsein beeinflusst?“. In: Bösling, Carl-Heinrich u. a. (Hrsg.): Krieg beginnt in den Köpfen. Literatur und politisches Bewusstsein. Osnabrück 2011, 73-88 (= Erich Maria Remarque Jahrbuch, Bd. XXI).
- Mühsam, Erich: Von Eisner bis Leviné. Die Entstehung der bayerischen Räterepublik; persönlicher Rechenschaftsbericht über die Revolutionsereignisse in München vom 7. Nov. 1918 bis zum 13. April 1919. Berlin o. J.
- Münkler, Herfried: „Heroische und postheroische Gesellschaften“. In: Merkur 61 (2007), 742-752.
- Plessner, Helmuth: Grenzen der Gemeinschaft. Eine Kritik des sozialen Radikalismus. Frankfurt a. M. 2015.
- Rochau, Ludwig August von: Grundsätze der Realpolitik. Angewendet auf die staatlichen Zustände Deutschlands. Frankfurt a. M. u. a. 1972.
- Rubiner, Ludwig: Die Gewaltlosen. Berlin 2017.
- Scheler, Max: „Politik und Kultur auf dem Boden der neuen Ordnung“. In: Zentrale für Heimatdienst (Hrsg.): Der Geist der neuen Volksgemeinschaft. Eine Denkschrift für das deutsche Volk. Berlin 1919, 30-51.

- Schmitt, Carl: Theorie des Partisanen. Zwischenbemerkung zum Begriff des Politischen. Berlin 1963.
- Seghers, Anna: Die Gefährten. Darmstadt 1977.
- Steinmetz, Sebald Rudolf: Die Philosophie des Krieges. Leipzig 1907
- Toller, Ernst: Masse-Mensch. Ein Stück aus der sozialen Revolution des 20. Jahrhunderts. Stuttgart 2010.
- Toller, Ernst: Hoppla, wir leben! Potsdam 1927.
- Trotzki, Leo: Terrorismus und Kommunismus. Anti-Kautsky. Hamburg 1920.
- Trotzki, Leo: Ihre Moral und unsere. URL: <https://www.marxists.org/deutsch/archiv/trotzki/1938/moral/moral.htm> (18.1.2019)
- Weber, Max: „Politik als Beruf“. In: Ders.: Gesammelte Politische Schriften. Tübingen 1988, 505-560.
- Wied, Martina: Die Geschichte des reichen Jünglings. Wien 1952.
- Wiese, Leopold von: Gedanken über Menschlichkeit. München / Leipzig 1915.
- Wirtz, Verena: „Rausch und Tollheit“. Zur Ethik und Ästhetik revolutionärer Politik um 1918“. In: Dikovich / Wierzock (Hrsg.): Von der Revolution zum Neuen Menschen, a, a. O., 235-262.

Walter Fanta

Robert Musils essayistisch-literarisches Nachkriegsschreiblabor

Existenz im Übergang – Robert Musil 1918 in Wien

Das Jahr 1918 begann für Musil erfreulich. Die letzten drei Isonzoschlachten von Mai bis Oktober 1917 hatte er unter dem Kommando von General Boroëvic noch an Schreibtischen in Adelsberg/Postojna und Marburg/Maribor verbracht und sich bereits um eine Versetzung ins Kriegspressequartier (KPQ) nach Wien bemüht. Am 1. November 1917 zum Hauptmann befördert, wurde er im Januar 1918 von der Südfront beurlaubt und der Auslandsgruppe des KPQ zugeteilt, deren Aufgabe es war, die Presse der *Feindstaaten* zu sichten. Ein Brief von Martha Musil spricht davon, dass ihr Mann wie schon 1915–1917 in Bozen/Bolzano wieder als Zeitungsredakteur tätig werden sollte:

Du bist gewiß sehr erstaunt über die Aussichten des Hierbleibens. Ganz sicher ist es noch nicht; weil Robert noch Bedenken hat. Sie wollen eine neue patriotische Wochenschrift machen und sind froh, daß sie Robert dazu gefunden haben. (Man darf noch nicht darüber sprechen!) Robert muß aber seinen Namen hergeben und weiß noch nicht, ob er es tun soll. [Martha Musil an ihre Tochter Annina Marcovaldi, 7.3.18]

Seinen Namen setzte Musil tatsächlich nicht sofort ins Impressum. Erst ab 9. Mai 1918 wird „Dr. Robert v. Musil“ als „verantwortlicher Schriftleiter“ der Wochenzeitung *Heimat* sowie ihrer tschechischen und ungarischen Ausgaben *Domov* und *Üzenet* genannt. Bis Ende Oktober 1918 war er für die Ausgabe von Durchhalteparolen verantwortlich, und so lange musste er auch selbst im KPQ durchhalten. Es versammelte zahlreiche renommierte Schriftsteller unter seinem Dach, die der Redaktion zur Verfügung standen. Hervorzuheben ist Franz Blei; er konnte sich hinter einer Anzahl von Leitartikeln als Autor verbergen. [Schaunig 2011, 220]

Prinzipiell kommen folgende weitere Autoren in Frage, die entweder dem KPQ angehörten oder als freie Mitarbeiter der Presseabteilung geführt wurden: Albert Paris Gütersloh, Egon Erwin Kisch, Robert Musil, Leo Peutz, Alice Schalek, Hugo von Hofmannsthal, Alexander Roda Roda, Ferenc Molnár, Robert Michel, Franz Werfel, Hermann Bahr, Jakob Hegner. Somit wird eine Klärung der Autorschaft für die anonym erschienenen Artikel so gut wie unmöglich. So ist wohl die Zeitschrift als Ganzes als Werk des verantwortlichen Herausgebers anzusehen und die Diskussion über Musils Autorschaft an den Beiträgen der *Heimat* nicht anders als im Fall der *Tiroler Soldaten-Zeitung* aus diesem Grund unerheblich.

Immerhin ergeben sich für zwei einschlägige Artikel Anhaltspunkte einer unmittelbaren Verfasserschaft. Die Leitartikel *Kriegswucher* und *Der Staat* (25.04.1918 bzw. 16.05.2018) heben sich weder stilistisch noch in der Stoßrichtung von den übrigen auf Billigpapier gedruckten Leitartikeln der Zeitung ab, für die Musil seit März 1918 die Schriftleitung innehatte. Seiner Aufgabe, für Durchhalteparolen zu sorgen, kam er mit immer weniger innerer Beteiligung und Überzeugung nach. „Robert hat einen politischen Artikel zu machen, der ihn furchtbar langweilt“ [M. Musil an A. Marcovaldi, 7.4.1918]. Musils Autorschaft an *Kriegswucher* ergibt sich aus einer weiteren brieflichen Aussage seiner Frau: „Morgen schicke ich Dir die Zeitung. Der Leitartikel ist von Robert. Man sieht ihr nicht an, daß sie vom K. P. Q. herausgegeben wird, es soll auch nicht bekannt werden. Offiziell ist Robert der Besitzer der Zeitung.“ [M. Musil an A. Marcovaldi, 29. 3. 1918] Der Kontrast zwischen äußerer Identifikation mit dem Staat und dessen Krieg und innerer Distanz wird aus dem Inhalt der Artikel schlagend, in dem unverhohlen die Persistenz des Ancien Régime propagiert wird:

Oft und oft kann man Kameraden vom Staat reden hören, als ob sie nicht dazu gehörten, was natürlich ein Unsinn ist. Denn so wie die Armee aus allen Soldaten vom letzten Trainsoldaten bis hinaus zum obersten Kriegsherrn besteht, so besteht auch der Staat aus allen, die innerhalb seiner geographischen Grenzen wohnen, vom Häusler in einem Gebirgsdorf bis zum Minister und zum Kaiser. Wir alle miteinander bilden den Staat. Wir alle miteinander legen uns bestimmte Pflichten und Gesetze auf, die unser Dasein als Einzelnes und als Volk gewähren und schützen. Und die darauf achten, daß diese Gesetze auch eingehalten werden, bilden das, was man die Regierung nennt, – ein Wort aus einer älteren Zeit, das vielleicht heute nimmer ganz paßt, wo mehr verwaltet als regiert wird und werden muß. [Der Staat]

Zugleich vollzieht sich eine Veränderung des Habitus vom dekorierten Frontoffizier und Funktionär der k. u. k. Kriegspropaganda zum zivilen

Schriftsteller, eine Rückverwandlung mit Anklängen an Bohème-Literarientum der Berliner Vorkriegsjahre – und sie vollzieht sich in Gemeinschaft. In den letzten Monaten vor Kriegsende trafen sich Musil und seine Frau Martha in den Wiener Cafés Central und Herrenhof mit einem durchaus illustren Kreis, in der Erinnerung von Oskar Maurus Fontana zu einem „Mokka-Symposion“ verklärt:

[...] es war in den Spätsommertagen 1918, als wir beide, zu Garnisonsdiensten superarbitriert, uns in Wien wiedertrafen. Er war Hauptmann, ich Leutnant. Zuletzt hatte er, wie er mir erzählte, bei der Heeresgruppe Erzherzog Eugen eine Soldatenzeitschrift redigiert. Nun tat er im Kriegspressequartier Dienst. Da ich selbst ins Landesverteidigungsministerium kommandiert war, führte uns das Militär nicht zusammen. Aber er trank an jedem Montag in den späten Mittagsstunden seinen Mokka im Café Central in der Herrengasse, dem alten Literaturcafé Wiens. Dort trafen wir uns regelmäßig, einige Schriftsteller und Maler saßen mit am Tisch, und so war es eine vom Krieg bunt zusammengewürfelte Gesellschaft, die an Musils Tisch das Ende des Krieges und der Monarchie mitmachte. Ständige Teilnehmer dieses Mokka-Symposions waren Franz Blei, Robert Müller, Erhard Buschbeck; zuweilen kamen auch Franz Theodor Csokor, Albert Paris Gütersloh, Karl Otten und Alfred Polgar. [zit. n. Corino 2010]

Ebenfalls gleichzeitig nahm Musil seine schriftstellerische Tätigkeit wieder auf, er schrieb das Stück *Die Schwärmer* fertig, führte aber auch die beiden Kriegshefte weiter und begann nun in der Sicherheit der KPQ-Existenz aus den Heften heraus die literarische Verarbeitung des Krieges. Es geschah in innerer Opposition zur Herausgabe der Zeitschrift *Heimat*, in der einschlägigen Forschung als Durchhaltegazette apostrophiert; der „spätzeitliche Charakter seiner Redaktionstätigkeit“ wird betont, in der sich „zusehens abzeichnete, dass der Krieg seinem Ende zusteuerte“ [Gschwandtner 2014, 120]. Diese Differenz erscheint in *Der kleine Napoleon* aufgehoben, im Dramenfragment werden Wiener KPQ-Perspektiven von 1918 auf das Etappen-Kommando in Bozen im dritten Kriegsjahr zurückprojiziert. Das betrifft die Stimmung innerhalb der militärischen Führung, bei den Soldaten, die Haltung in der Öffentlichkeit gegenüber dem Krieg, die Musil in der *Heimat* im Sinne des Auftrags seitens des KPQ zu beeinflussen hatte. Widersprüche zwischen Sein und Schein, zwischen den Unwahrheiten der Propaganda und der von der Kriegswirklichkeit zerstörten Illusion übertrug Musil aus der *Heimat*-Zeit in die *Soldatenzeitung*-Zeit, in der die Desillusionierung wohl noch nicht Platz gegriffen hatte, zumindest weniger weit als 1918, als Musil sich an die Abfassung von *Der kleine Napoleon* machte. Das Ergebnis ist die Militär-

kritik in dem Stück, die wie bei Karl Kraus an der Sprache ansetzt, an der sich selbst entlarvenden Lüge. Becher, der kleine Napoleon, personifiziert das Schönreden des Grauens und die Verwechslung des bürokratischen Scheins mit dem gnadenlosen Sein der Frontrealität. Mit der Kritik an der Militärbürokratie nimmt sich Musils Schreiben erstmals der Bürokratie und ihrer Schein-Ordnung in der Funktion zur Erzeugung von Unwirklichkeit an. Zu den heiligen Kühen des Bellizismus, die in *Der kleine Napoleon* geschlachtet werden, zählen immerhin der Glaube an die Wirksamkeit von Durchhalteparolen, an die Dolchstoßlegende und an den gerechten Krieg. Es ist Graf Harrach, einer der Vertreter der Feudalaristokratie, der in seinen lächerlich-peinlichen Lobpreisungen der beiden allerhöchsten Kriegsherren, des alten und jungen Kaisers, ohne es zu wollen, verrät, dass die „Wiedererweckung der Begeisterung und Betonung des idealen Charakters unseres Kampfes“ [Mappe III/1,2/35] nichts sind als verlogene leere Phrasen, dass dem Massenschlachten in Wahrheit jede höhere Berechtigung fehlt und dass der Name des Kaisers beim Hinmorden seiner Völker zu nichts anderem dient als eine längst überkommene Ordnung zu stützen. Mit Sätzen wie „dass im Hinterland nicht alles so ist wie es sein sollte“, die „Regierung [...] nicht die nötige Festigkeit“ habe, aber „wir brauchen die starke Hand“ [Mappe III/1,2/29] wird die Dolchstoßlegende zitiert, mit der die militärische Klasse im Deutschen Reich und in Österreich-Ungarn im letzten Jahr ihrer Existenz ihr völliges Versagen verschleiert und der zivilen Politik die Schuld am Zusammenbruch zuschiebt. Der unglaubliche Zynismus, mit dem die Ordonnanz-Offiziere ihr *Panama* – das ist das System der Korruption, das dem Stück einen alternativen Titel gibt – aufrechterhalten, während das Schlachten weitergeht, ist ein beredter Appell für den Sturz dieses verrotteten Systems und gegen diesen Krieg, der kein gerechter Krieg ist, weil er zu nichts nützt als zur selbstmörderischen Erhaltung der anachronistischen Strukturen.

Um das Trauma der verquerten Kriegserlebnisse – ein Gemisch aus enttäuschten unbewussten Erwartungen und aus Schuldbewusstsein infolge der Erkenntnis, sich geirrt und falsch gehandelt zu haben – nicht nur zu vergessen und zu verdrängen, sondern produktiv zu verarbeiten, setzt Musil sein literarisches Schreiben als Schriftsteller ein. Das Manuskript von *Der kleine Napoleon* dokumentiert den allerersten Schritt dieses schriftstellerischen Verarbeitungsprozesses. Für Musils endgültige Wandlung vom kriegsgläubigen Saulus zu einem Paulus, der dem Krieg kritisch gegenüberstand und ihn durchschaute, bildet das *Panama*-Szenario den Ausgangspunkt. Der Titel *Die doppelte Bekehrung* für das Romanprojekt, das Musil nun konzipierte, bringt eben diese Wandlung zum Ausdruck. Der

Roman sollte „in einem II. Teil den Krieg behandeln“ (= *Panama*), während Teil I (= *Der Anarchist*, später: *Der Spion*) „bis zur partiellen Mobilisierung gegen Serbien in Österreich“ und dem „Einlenken des Anarchisten in das Gemeinsame“ reichen sollte. Die Figur des todes- und front-süchtigen Oberleutnants des Dramenentwurfs wird mit der des Anarchisten und Spions Achilles verknüpft. Bekehrt wird er zweimal, einmal im „großen Erlebnis“ des Sommers 2014: „Ohne Kritik darstellen; den Rausch. Etwas, das Gott nahebringt, das Gefühl, einen Goethe und und und zu verteidigen, das die Inversion von Todesunbehagen zu Lebenshingabe bewirkt, ist nichts Geringes. In Schutz nehmen gegen andere Auffassung.“ [Heft II/52] Daran anschließend wird die Dramenversion in den Roman integriert. Aus *Panama* folgt „degoût“ und die „Rückbildung in den Anarchisten“. Damit ist der Standpunkt erreicht, von dem aus die Arbeit an dem Romanprojekt beginnen kann, aus dem später *Der Mann ohne Eigenschaften* hervorgeht, der Roman, der erklärt, wie es zum Krieg gekommen ist, den Krieg selbst aber auslöst. Zugleich markiert diese Konzeptualisierung das Entwicklungsstadium, das der Autor erreicht hat. Beherrscht von der „Einsicht an den politischen Problemen von der Wichtigkeit der Gemeinsamkeitsfragen, noch stärker als im Anfangsrausch [...] kehrt er in sein Laboratorium zurück“ [Heft II/53], schreibt er im Übergang von 1918 über den Anarchisten, der er selbst ist, Schriftsteller mit neuem Auftrag, und wird sein Leben der Analyse und experimentellen Modellierung widmen, aber sich nicht mehr einspannen lassen, weder zu Todesrausch noch Propagandaaufträgen.

Mit dem neuen Programm ging Musil übrigens sofort in die Öffentlichkeit, er wartete damit nicht einmal, bis er den Soldatenrock ausgezogen hatte. Und zwar publizierte er „im vierten Kriegsjahr“ [Mappe IV/3/87] in der von Franz Blei im Hellerauer-Verlag Jakob Hegner in Dresden 1917/1918 in vier Heften herausgegebenen Vierteljahrschrift *Summa*, einer anspruchsvollen Zeitschrift mit Aufsätzen und Beiträgen aus dem gesamten geistigen und öffentlichen Leben, in der unter anderem auch Ernst Bloch, Hermann Broch, G. K. Chesterton, Julius Meier-Graefe, Otto Kaus, Max Scheler und Carl Schmitt schrieben, seinen programmatischen Essay *Skizze der Erkenntnis des Dichters*. Darin beschreibt er den Dichter als „Ausnahmismensch“, als Mensch, „der auf die Ausnahmen achtet“ [Skizze der Erkenntnis des Dichters, 167]. Mit „Dichter, als einer besonderen Gattung Mensch“ seien „nicht nur die gemeint [...], die schreiben“ [ebd. 165f]; der Dichter habe eine „Aufgabe“, eine „Sendung“, das „Heimatsgebiet des Dichters“ sei es, „den inneren Menschen zu erfinden“ [ebd. 167]. Es geht Musil einerseits um die Abgrenzung des Schreibens von

Literatur vom Schreiben in den Wissenschaften, das zweite bewege sich auf dem Gebiet des Ratioïden, während das erste für den nicht-ratioïden Bereich zuständig sei. Das dann so wichtige Begriffspaar ratioïd / nicht-ratioïd taucht in diesem Essay das erste Mal auf. Andererseits möchte Musil dem Schreiben von Literatur eine ethische Verantwortung zuordnen, die das Schreiben in den Wissenschaften nicht besitzt. Dabei kommt der Kriegserfahrung eine besondere Rolle zu: Oliver Pfohlmann hat darauf hingewiesen, dass der Aufsatz im Prinzip nahtlos an Musils Poetologie der Vorkriegszeit anknüpft, auch die Bezugnahme auf das Tötungsverbot mit seiner paradoxen Ausnahme im Krieg sei bereits in den Vorkriegsreflexionen zu finden. [Pfohlmann 2016, 99] Die Spur des Kriegs zeige sich allerdings in folgender Passage:

Ein Begriff, ein Urteil sind im hohen Grade unabhängig von der Art ihrer Anwendung und von der Person; eine Idee ist in ihrer Bedeutung in hohem Grade von beiden abhängig, sie hat immer eine nur occasionell bestimmte Bedeutung und erlischt, wenn man sie aus ihren Umständen loslöst. Ich greife eine beliebige ethische Behauptung heraus: »es gibt keine Meinung, für die man sich opfern und in die Versuchung des Todes begeben darf –« und jeder von den Spuren ethischer Erlebnisse Beschlagene und Behauchte wird wissen, daß man ebenso leicht das Gegenteil behaupten kann und daß es einer langen Abhandlung bedarf, bloß um zu zeigen, in welchem Sinn man es meint, bloß um Erfahrungen in einer Wegweiserrichtung aneinanderzureihen, die dann doch irgendwo sich unübersehbar verästel, aber doch irgendwie ihren Zweck erfüllt hat. [Skizze der Erkenntnis des Dichters, 166f]

Revolution und Aktivismus

Im Nachhinein hat es fast den Anschein, als wäre das sommerliche Mokka-Symposion im Herbst 1918 zu einer Versammlung schießwütiger Rotgardisten mutiert. Zwei Musil in der Heimat-Redaktion unterstellte Schriftsteller-Kollegen, die auch bei den Treffen im Café Central und im Herrenhof das große Wort zu führen pflegten, nämlich Kisch und Werfel, taten sich besonders hervor. Das Novembargeschehen ließ auch Musil nicht kalt, doch eröffneten „Kischs revolutionärer Aktionismus und Werfels ekstatische ‚Raserei‘“ (Wolf 2018, 61) für Musil keine passenden Handlungsoptionen. Es scheint, als sei sein schriftstellerischer Habitus in den Momenten des Umsturzes, als von der Front zurückflutende Soldaten den Offizieren die Kokaden von den Uniformen rissen, keinen Augenblick lang angetastet worden. Er blieb, was er war, ein Schreibender, und einer, der beim Schreiben weiter die Uniform trug, wie eines der Musil zugeschriebenen Biographeme lautet. Das revolutionäre Geschehen beobach-

tete er aus der vornehmen Distanz seines so genannten *Revolutionstagebuchs*. Dieses beginnt im zweiten Kriegstagebuch, das er seit April 1916 führte, auf Seite 61 von 85 nummerierten Seiten, und reicht bloß bis Seite 63. Es sieht also nach weit weniger aus als es mit dem vielversprechenden Titel vorgibt; die Kürze erlaubt, es in extenso zu zitieren:

Revolutionstagebuch.

2.11.1918: Bisher nicht ärger als die chronischen nationalpolitischen Demonstrationen waren.

„Einmal gab es einen aufregenden Augenblick, als ein Soldat mit einem Armeerevolver gesehen wurde. Er mußte flüchten, wurde verfolgt und dadurch entstand Beunruhigung“. Diese Zeitungsnotiz über ein „Soldatenrats“konventikel vor dem Parlament ist charakteristisch. Hätten nicht Dynastie und Behörden förmlich freiwillig demissioniert, so hätte es beinahe keine Revolution gegeben. Die Vertreter der Volkssouveränität sind nur zögernd in die geräumten Positionen nachgerückt. Zuanfang gab einem die Arbeiter-Zeitung das Gefühl, daß sie weiß, was sie will; seit zwei Tagen ist ihre Haltung matt geworden, sie hat kein rechtes Thema. Die Partei scheint sich durch die Zusammenarbeit mit den Nationalen und Christlichsozialen zu kompromittieren. Auch hat man das Gefühl, daß nirgends Plan und Wille herrscht. Es rächt sich bitter, daß die Deutsch-Österreicher immer das Regierungsvolk waren; sie sind politisch nicht organisiert und ohne nationalen Willen. Kisch bemüht sich, da hinein Bolschewikismus zu tragen. „Kommen Sie hin, mich sehen?“ fragt er vor der Versammlung der Roten Garde am Deutschmeisterplatz heute meine Frau. „Heute abend habe ich viertausend Gewehre zur Verfügung. Es wird noch viel Blut kosten“, sagt er mit der Miene ernsten Bedauerns. (Vor vier Wochen hat er den Tod jeden weiteren Mannes an der Front für ein Verbrechen erklärt!) Seit achtundvierzig Stunden glaubt er nicht gegessen und geschlafen zu haben (wurde aber im Café bei einer Mahlzeit gesehen). Er ist ganz heiser, fahrig und man kann nicht zwei zusammenhängende Sätze aus ihm herausbringen. Mit ihm zieht Werfel, in diesen Tagen blaß mager und ganz heiser geworden. Hat anscheinend keine Ahnung, was er tut, glaubt auf die Leute im Sinne friedlichen Umsturzes zu wirken. Er ist enorm komisch. Kisch dagegen wirkt hysterisch. Um jeden Preis bemüht, sich in den Mittelpunkt einer Staatsaktion zu bringen. Geist vom Geiste des Expressionismus. (Vielleicht gehört solche Lust am Theaterspiel aber zu den Vorbedingungen einer historischen Rolle.) Was man zu ihm sagen wird, ist ihm jedenfalls wichtig; dem Kriegspressequartier eine Gänsehaut einzujagen ist jedenfalls ein uneingestandener Ehrgeiz. Ihn und Werfel schieben zwei richtige Anarchisten vor sich her. – Abends das Gerücht verbreitet, daß zehntausend italienische Kriegsgefangene gegen Wien ziehen. Fräuleins Röhrich packten schon. [Heft II, S. 61-63]

In seiner Analyse der in ihrer Prägung bestehenden Beobachtungen Musils arbeitet Norbert Christian Wolf heraus, Musil habe als „wohlwollender Beobachter der politischen Veränderungen“ (Wolf 2018, 55) die indifferente Haltung der Sozialdemokratie kritisiert, der seine prinzipielle Sympathie gegolten habe. Seine Passivität und Distanz zum revolutionären Geschehen resultiere aus Enttäuschung über die Performance der revolutionären Gegenkräfte, deren Mangel an Entschiedenheit und an einer wirklich „emanzipatorische[n] Agenda, die dem neu zu bildenden Gemeinwesen als eine Art Ursprungsmythos zugrunde gelegt werden hätte können“, was bei Musil ein „Frustrationspotential“ erzeugt und zur Abwendung von der Revolution geführt habe (ebd., 57). Zur Stützung der These beruft sich Wolf auf die Erinnerung von Zeitgenossen wie Oskar Maurus Fontana:

Musil empfand den Untergang der Monarchie [...] als notwendig und unausweichlich, aber auch als schmerzlich. Wie er sich allem neuen Werden aufgeschlossen zeigte, so nahm er auch das neue Werden Österreichs willig und empfänglich auf. Aber er sah sich bald enttäuscht; denn er litt sehr darunter, daß die Chancen von den Männern und Parteien, die jetzt über Österreichs inneres Schicksal zu befinden hatten, nicht wahrgenommen wurden, weil sich nirgendwo eine große Konzeption zeigte, weil, wenn auch im kleineren Rahmen, wie eh und je wieder fortgewurstelt wurde und man sich, ebenfalls wie eh und je, im Kleingezänk verzettelte. [zit. n. Wolf 2018, 57]

Musils Distanz erklärt sich nicht aus einem aufgestauten Aggressionspotential und erschöpft sich nicht darin, ein „zwar politisch interessierter, aber kein dezidiert politischer Autor“ [Wolf 2018, 56] zu sein. Vielmehr ist sie in seinem Verständnis von der Aufgabe des Schriftstellers, wie er sie zeitgleich in der *Skizze der Erkenntnis des Dichters* formuliert hat, a priori angelegt. Musils Zugang zum Geschehen entspricht einer *Sozioanalyse* als einem *meta-politischem* Verfahren, das wissenschaftliche Analyse und poetische Synthese zugleich ist. Das *Revolutionstagebuch* repräsentiert in der Herausarbeitung des Charakteristischen im Verhalten von Kisch und Werfel einen ersten Ansatz. Diesen verfolgte Musil weiter in der Formulierung des *Theorems der menschlichen Gestaltlosigkeit* und der literarischen Umsetzung im *Mann ohne Eigenschaften*.

In der Zeit nach Kriegsende ergab sich ein engerer Kontakt, ja, eine Art von Freundschaft zwischen Musil und Robert Müller, der Zentralfigur des Wiener Aktivismus. Mit Müller unterschrieb Musil im Dezember 1918 das von Kurt Hiller in Berlin initiierte Programm des *Politischen Rates geistiger Arbeiter* (veröffentlicht in: *Das Ziel. Jahrbücher für geistige Politik* 3, 1919, 1. Halbbd., S. 219-223). Die Unterschrift leistete er gemeinsam mit einer il-

lustren Runde von Autoren wie Frank Thiess, Richard Coudenhove-Kalergi, Kasimir Eschmid, Otto Flake, Magnus Hirschfeld, Arthur Holitscher, Leo Matthias, Carlo Mierendorff, René Schickele, Fritz von Unruh und Paul Zech. Das Programm richtete sich gegen den Kriegsdienst, gegen die Unterdrückung der Arbeiter und trat für eine gerechte Verteilung materieller Lebensgüter, für die Trennung von Kirche und Staat, die Reform der Erziehung, die Freiheit des Geschlechtslebens und die Beteiligung eines Rates der Geistigen an der Regierung ein. Gerade in der letzten Forderung lag für Musil die Verlockung des Aktivismus: in der Aufhebung der Trennung von Geist und Tat. Dieser Verlockung ergab er sich möglicherweise für den Zeitraum von ein paar Wochen oder Monaten, in denen er als Mitglied der von Robert Müller gegründeten aktivistischen Geheimgesellschaft *Katakombe* wirkte. In ihr als einer Art von Utopiewerkstatt konzentrierte sich die Wiener Spielart des Aktivismus, in dessen Gemengelage der Anteil der Literatur den Anteil der Politik überwog. Musil notiert dazu: „Statt Katakombe kann man für uns den Namen Trappisten wählen. Wir schweigen, wenn sie gröheln. Wir sind Mönche, während sie arbeiten.“ [Heft 8/100] Liest man die zwanzig Einträge zum Stichwort *Katakombe* in den Heften, die er zu der Zeit führte, gewinnt man den Eindruck, dass für Musil die *Katakombe* nie ein politischer Handlungsraum, sondern immer bloß rein ein Schreibraum war. *Katakombe* wird zum Titel von einem der zwanzig Werke, die Musil zu der Zeit zu schreiben gedenkt, wenn man den Aufschriften auf den Heftumschlägen – Heft 8 = „Die 20 Werke I“, Heft 9 = „Die 20 Werke II“, Heft 21 = „Die 20 Werke III“ – Glauben schenkt. Für das Romanprojekt *Katakombe* ist eine spezielle *Erzählungstechnik* vorgesehen:

Erzählungstechnik Katakombe.

Ich erzähle. Dieses Ich ist aber keine fingierte Person, sondern der Romancier. Ein unterrichteter, bitterer, enttäuschter Mensch. Ich. Ich erzähle die Geschichte meines Freundes Achilles. Aber auch, was mir mit andren Personen des Romans begegnet ist. Dieses Ich kann nichts erleben und erleidet alles, woraus sich Achilles befreit und woran er dann doch zugrunde geht. Aber tatenlos, unvermögend zu einer klaren Erkenntnis und zu einer Aktivität zu kommen, wie es der diffusen, unübersehbaren Situation von heute entspricht. Mit Reflexion von meinem Standpunkt aus. Wie von einem letzten, weisen, bitter und resigniert gewordenen Überlebenden der *Katakombe* aus erzählt. Erzählungstechnik im allgemeinen objektiv, aber wo erwünscht, rücksichtslos subjektiv. Man kann in Schutz nehmen als Mensch, der so etwas zwar selbst nicht täte, aber es ist zweifelhaft, ob mit Recht. Aber nicht Zeitroman, synthetischer Zeitaufbau, sondern Konflikt Achilles mit Zeit. Nicht synthetisch, sondern durch ihn aufspalten! [Heft 21/22]

Am 15. Dezember 1918 war das KPQ liquidiert worden; die neue Republik übernahm Musil in ihren Dienst: im Presse-Archiv des Staatsamts für Äußeres. Musil war dort von vom 15. Januar 1919 bis Frühjahr 1920 als Vertragsbeamter tätig, von September 1920 bis 14. November 1922 als psychologischer Fachbeirat (zuletzt mit den Bezügen eines Obersten) im Bundesministerium für Heereswesen. Während er im Außenministerium u.a. Dokumente der k. u. k. Kriegspropaganda archivierte, an der er u.a. selbst beteiligt gewesen war, legte er sich ein neues Heft zu (Nr. 19), auf dessen Umschlag er „Kehraus!“ schrieb; hier sammelte er 1919/1920 das politologisch/soziologisch relevante Material für seine nun einsetzende Essayistik. Für einen seiner zwanzig Romane konzipierte er die Titelfigur *Der Archivar*. Von ihr schreibt er eingangs: „Er sagt lange Zeit nicht, was er ist, weil er sich noch schämt. So wissen sie ihn gar nicht zu rubrizieren.“ [Mappe IV/2/57]

Der Schriftsteller und Journalist Karl Otten, zu der Zeit regelmäßiger Teilnehmer der Runden im Café Herrenhof, fasste seine Eindrücke von Robert Musil so zusammen:

Manchmal sagte Musil – es war gegen Ende des Jahres 1918 – er gehe jetzt ins Kriegsministerium. Als ich ihn fragte, was er denn da noch mache, da doch der Krieg mitsamt der Monarchie vorbei sei, erwiderte er gelassen-zynisch: „Ich löse auf.“ Ich begleitete ihn mehrfach dorthin und saß ihm gegenüber in einem hallenartigen, getäfelten Raum an einem langen Schreibtisch, hinter dem die gedrungene, massive Gestalt des ehemaligen Hauptmanns fast zwerghaft wirkte. Er behielt diesen Posten selbstverständlich nur aus finanziellen Gründen. Die „Auflösung“ vollzog er in seiner Geschichte Kakaniens weit gründlicher, als er es je in den Akten des Kriegsministeriums hätte tun können. Wobei allerdings nicht übersehen werden darf, daß ihm aus diesen Akten eine genaue Einsicht in die Hintergründe des Krieges, der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verflechtung und Verfilzung aller Beziehungen in diesem Reiche, das nun hinter ihm lag und zugleich das Objekt seiner stetigen, sorgenden Analyse blieb, zuströmte. [zit. n. Corino 2010]

In der Zeit als Beamter 1919/1920 befasste sich Musil mit der Sichtung seiner Vorkriegsmanuskripte für den Roman, den er nun schreiben wollte und der *Der Spion* heißen sollte. Dabei ging er in etwa so vor wie in seiner amtlichen Funktion als Archivar; er stellte ein Archiv seiner älteren Skizzen und der neuen Ideen und Wahrnehmungen aus dem Krieg und der Nachkriegszeit zusammen. Dazu griff er auf 17 vollgeschriebene Hefte aus der Vorkriegszeit zurück, auf drei Hefte, die er im Krieg geführt hatte, und sechs neue Hefte, die er nach Kriegsende angelegt hatte. Die Hefte sind von Adolf Frisé als Tagebücher herausgegeben worden, obwohl

es sich nur zum geringen Teil um tagebuchartige Eintragungen handelt. Vielmehr trug Musil in die Hefte auch die ersten skizzenhaften Entwürfe seiner literarischen Projekte ein, und er nutzte sie, um die Früchte seiner Lektüren in ausgedehnten Exzerpten festzuhalten, wobei er oft mehrere Hefte gleichzeitig führte. Sie enthalten neben allerersten lyrischen und epischen Versuchen und umfangreichen Skizzierungen für den geplanten autobiographischen Roman auch Zeugnisse der intensiven philosophischen und kulturtheoretischen Auseinandersetzung mit den Schriften Nietzsches, Emersons und der Lebensreform-Bewegung der Jahrhundertwende.

Musil nummerierte die Hefte und begann sie für die Zwecke des Romans auszuwerten, indem er aus den alten Heften abschrieb, exzerpierte und die Einträge in neue Hefte laufend um weitere Beobachtungen und Feststellungen ergänzte. Er tat dies mit amtlichen, ministeriellen Schreibmaschinen, auf dem Papier der beiden Ministerien, in denen er arbeitete, und gewiss auch während seiner Dienstzeit. Was Musil in etlichen Mappen zusammentrug, erweitert um eine umfangreiche kommentierte Sammlung von Zeitungsausschnitten, gleicht einer vollständigen Anamnese der Epoche, die zu Kriegsende zusammengebrochen war, ihrer Kultur, ihrer sozialen Bedingungen und ihrer Politik. Die Gegenwart erscheint als eine zerstörte Welt, das schreibende Ich als Bewohner einer Katakombe in ihren Ruinen, als Anarchist, Archivar, Priester, Spion oder Erlöser (lauter erdachte Romantitel), das zur Analyse und Diagnose der tieferen Gründe für den Zusammenbruch der mitteleuropäischen Ordnung zu gelangen wünscht. Der Fokus richtet sich auf den moralischen Bankrott und das Chaos in der Vorkriegsgesellschaft, die den Krieg „submarin“ [Heft 8/4] bereits enthalten habe.

Für die Ausführung des Projekts schuf Musil eine Ordnung, an der er bis an sein Lebensende festhielt. Er begann die Blätter mit den Exzerpten, Notierungen und Skizzen zu siglieren und in großen Konvoluten mappenweise abzulegen. So entstand eine Mappe mit der Sigle AN (= *Anfänge und Notizen*); jedes Blatt darin erhielt eine Chiffre mit einer fortlaufenden Nummer, insgesamt existieren unter AN an die 400 Blätter. Nach demselben Muster baute Musil sein Ideen-, Figuren- und Situationen-Archiv in den folgenden Jahren aus. Er richtete Mappen mit siglierten Blättern für bestimmte Abschnitte des noch ungeschriebenen Romans ein, für die wichtigsten Figuren und für bestimmte Stoffbereiche bzw. Darstellungsabsichten. Es hatten sich in den Mappen wohl schon an die tausend Seiten angesammelt, als Musil sich 1921/1922 erstmals an die Niederschrift eines Romantexts machte. Bereits in dieser Phase entstanden die ersten

alphabetisch geordneten Register und Indices, die dem Autor helfen sollten, über das vorbereitete Handlungs- und Gestaltungsmaterial zu disponieren. Diese 1919 erfundene Apparatur behielt Robert Musil in allen Phasen seines Romanschreibens bei.

Nation im Essay-Labor

Im politischen Diskurs steckte der k. u. k. Chefredakteur und Hauptmann Edler v. Musil im Januar 1918 ungefähr dort fest, wo ihn 1914 die Fähigkeit zur kritischen Analyse in Stich gelassen hatte. Den ersten Versuch einer Neubewertung bezeugt ein titelloses Essay-Fragment im Nachlass. Die Kernpassage lautet:

So bleibt zur Erklärung der Leidenschaft des Kriegsausbruches wirklich nur die Annahme, daß es sich um eine Katastrophe, um die Endexplosion einer europäischen Lage gehandelt hat, die schon lange vorbereitet war und bestand. Da die Erscheinungen bei Freund und Feind gleich waren, muß die Ursache eine europäische sein. Da es sich nicht um eine einmalige, sondern um eine in der Weltgeschichte regelmäßig wiederkehrende Erscheinung handelt, kann sie keine Gelegenheitsursachen haben, sondern die Ursachen müssen gerade in der Gegend der ewigen Werte und der gleichgebliebenen Daseinformen liegen. Es folgt schon daraus, daß der Kapitalismus nicht die Ursache des Kriegs sein kann und ebensowenig der Nationalismus, sondern daß diese beiden, gewöhnlich verantwortlich Gemachten, höchstens Zwischenursachen sind oder Vorstadien (wie ein Augenkatarrrh mitunter einer Halsentzündung vorausgeht). Das gleiche, was den Krieg verursacht hat, verursacht auch sie, der Mangel eines höheren Lebensinhaltes. Man kann den Krieg auf die Formel bringen: Man stirbt für seine Ideale, weil es sich nicht lohnt für sie zu leben. Oder: Es ist als Idealist leichter zu sterben als zu leben. Eine ungeheure Flaute lag über Europa und wurde wohl an drückendsten in Deutschland empfunden. Religion tot. Kunst und Wissenschaft eine esoterische Angelegenheit. Philosophie nur als Erkenntniswissenschaft betrieben. Familienleben zum Gähnen (aufrichtig gestanden!) [...]. Dieser Mensch von 1914 langeweilte sich buchstäblich zum Sterben! Deshalb kam der Krieg mit dem Rausch des Abenteuers über ihn, mit dem Glanz ferner unentdeckter Küsten. Deshalb nannten ihn solche, die doch nicht geglaubt hatten, ein religiöses Erlebnis, nannten ihn die Vermauerten ein einigendes Erlebnis. Die im Innersten ungerne ertragene Organisationsform des Lebens zerging, Mensch verschmolz mit Menschen, Unklarheit mit Unklarheit [...]. [Mappe IV/3/496]

Den Aufsatz dürfte Musil nach der Installierung als Redakteur der *Heimat* verfasst haben. Er verarbeitet politische Informationen, die Musil erst nach der Ankunft in Wien zugänglich waren, möglicherweise sollte er in

der *Heimat* publiziert werden. Der Entwurf bildet eine wichtige Quelle für die Entwicklung von Musils politischem Denken, die Gedanken der 1919-22 veröffentlichten Essays sind im Kern sichtbar. Den Ausgangspunkt liefert die Kriegsmüdigkeit: der lange Krieg habe „eklige Erfahrungen“ mit sich gebracht, doch nimmt die Friedensbereitschaft seinem Eindruck nach Züge einer „Versöhnung nach dem Duell“ an, „von Buben, die sich müd und weh geprügelt haben“ und aus Erschöpfung Frieden machen müssen. Das Ende der Prügelei sei nicht absehbar, da „niemanden der Frieden lockt“, weil er nicht ausreichend mit klaren Perspektiven verbunden ist. [Mappe VII/11/93-98] Der Idee der Gründung eines Völkerbunds, wie von US-Präsident Wilson proklamiert, bringt Musil Sympathie entgegen, doch setzt er hinzu, er glaube, dieser Gedanke werde nirgends so schwer Eingang finden wie in Deutschland. Dies leitet er aus seiner Analyse des Kriegsausbruchs und der Kriegsursachen ab, die im Manuskript breiten Raum einnehmen. Im reflexiven Bogen zurück zum Anfang des Kriegs umspannt Musil alle Gesichtspunkte, die in den Nachkriegs-Essays wiederholt und für die Konstruktion des Romans wesentlich werden. Durch das Aufgreifen der Wir-Form ordnet das Gedächtnis Musils die eigene Person korrekt zu den Begeisterten. Auch sonst greift Musil in seiner Erklärung des Kriegsausbruchs auf das zurück, was ihn 1914 zur Niederschrift bewegt hat. Indem er es seziert und neu zusammensetzt, beginnt er nun seine spezielle Theorie des Sommererlebnisses von 1914 zu entwickeln. Was nach dem Entwurf von 1918 noch folgt, ist die Suche nach Begriffen und Formulierungen in weiteren unveröffentlicht gebliebenen Essay-Entwürfen – *Und Nationalimus. Internationalismus; Der deutsche Mensch als Symptom* –, deren Ergebnisse sich im veröffentlichten Aufsatz *Die Nation als Ideal und Wirklichkeit* (1921) niederschlagen.

Etwa ein Jahr später veranlasste den nunmehrigen Zivilbeamten im Außenministerium wieder ein staatlicher Auftrag, nun der neugegründeten Republik, sich politisch zu äußern. Die Provisorische Nationalversammlung hatte am 12. November 1918 Deutschösterreich zu einem „Bestandteil der Deutschen Republik“ erklärt (Gesetz über die Staats- und Regierungsform von Deutschösterreich, Artikel 2) und den Anschluss an das Deutsche Reich verkündet. Das Staatsamt für Äußeres, dessen Mitarbeiter Musil war, hatte ein legitimes Interesse an der Durchsetzung des Beschlusses der Provisorischen Nationalversammlung und bediente sich dafür verständlicher Weise der Fähigkeiten seines publizistisch erfahrenen Mitarbeiters. Musil verfasste zunächst einen satirischen Essay und veröffentlichte ihn unter dem Titel *Buridans Österreicher* in *Der Friede*, einer Anfang 1918 in Wien gegründeten Wochenschrift für Politik, Volks-

wirtschaft und Literatur, am 14. Februar 1919. Er vergleicht die Verunsicherung der Bevölkerung angesichts der Anschlussfrage mit einem Esel, er „steht zwischen den zwei Heubündeln Buridans, Donauföderation und Groß-Deutschland“.

Da er ein alter Logiker ist, der in jeder Geschichte dieser Wissenschaft ehrenvoll erwähnt wird, begnügt er sich nicht mit dem Vergleich des kalorischen Wertes der beiden Heuarten: die einfache Feststellung, daß das Reichsbündel krafthaltiger sei, wenngleich es anfangs einem schwachen Magen beschwerlich sein sollte, ist ihm zu wenig. Sondern er untersucht das Dilemma auch mit der Nase auf den geistigen Geruch. Da entdeckt der gute Österreicher die österreichische Kultur. Österreich hat Grillparzer und Karl Kraus. Es hat Bahr und Hugo v. Hofmannsthal. Für alle Fälle auch die »Neue Freie Presse« und den esprit de finesse. Kralik und Kernstock. Einige seiner bedeutenderen Söhne hat es allerdings nicht, die sich rechtzeitig geistig ins Ausland geflüchtet haben. Immerhin; immerhin bleibt – nein, es bleibt nicht eine österreichische Kultur, sondern ein begabtes Land, das einen Überschuß an Denkern, Dichtern, Schauspielern, Kellnern und Frisuren erzeugt. Ein Land des geistigen und persönlichen Geschmacks; wer würde das bestreiten?! [...] Auf der leichten österreichischen Verwesung hatte es sich natürlich entzückend gelebt, so daß es begreiflich ist, wenn ein oder der andere künstlerische Leuchtbazillenträger sich dem Geiste verpflichtet verpflichtet glaubt, im Falle des Anschlusses nach Rumänien auszuwandern. Die Idee ist jedenfalls besser als der Einfall, Österreich unter dem Namen Donauföderation als europäischen Naturschutzpark für vornehmen Verfall weiterzuhegen. Aber ist es denn überhaupt wahr, daß Deutschland nur das Land des Arbeitsterrors ist? Es ist zumindest auch das Land einer viel stärkeren Reaktion gegen ihn, als Österreich je einer fähig wäre. Die Nationalversammlungen hüben und drüben gleichen einander bis aufs Haar in der Suppe, der Widerstand des jungen Deutschland gegen ihren Geist ist aber viel leidenschaftlicher als der in Österreich wahrnehmbare. Und schließlich, sei es wie immer – auch mir behagen die handfesten deutschen Sozialpatrioten nicht, auch mir beliebt nicht die Art, wie jetzt deutsche Dichter die Federn geschüttelt haben, als es, in einer Enquete zur moralischen Wiederaufrichtung Deutschlands, galt das Kapitol zu retten –: Geist kann Geist lenken und ändern, Kraft erzeugen kann er jedoch nicht oder nur in langen Zeiten. [Buridans Österreicher]

Wie Alfred Pfoser in einer luziden Analyse dieses Pro-Anschluss-Textes deutlich macht, plädierte Musil in einer deutlichen Geste des Abstands von allen Identitätsangeboten „aus Gründen der Sprache, der Lebenskultur, der besseren materiellen Ausstattung und der höheren Kalorienhaltigkeit, und wohl auch wegen seines Brotgebers“ [Pfoser/Weigl 2017, 244] für den Anschluss. In einem Brief, den Musil zwanzig Jahre später, im Mai

1938, zwei Monate nach dem tatsächlich und gewaltsam vollzogenen Anschluss Österreichs an das Dritte Reich, schrieb, behauptete er, es sei „in Wahrheit“ seine Aufgabe im Pressearchiv des Außenministeriums gewesen, „durch essayistische Tätigkeit in verschiedenen Zeitschriften für den Anschluß Österreichs an Deutschland zu wirken, und das habe ich auch ausgeführt.“ [an an K. Schönauer, 18.5.1938] Auch der Essay *Der Anschluß an Deutschland*, im März 1919 in *Die Neue Rundschau* in Berlin veröffentlicht, gibt den äußeren Anschein, eine Frucht dieses Auftrags gewesen zu sein. Die Publikationsorte der beiden Essays und damit die Leser-Zielgruppe legen bereits nahe, dass es Musil in der unübersichtlichen Situation von 1919 nicht darum zu tun war, einen behördlichen Auftrag zu erfüllen. Seine Argumentation in den Essays verläuft kulturanalytisch; er setzt in ihnen zur Dekonstruktion des Nationsbegriffs an und er sammelte weiter an Bausteinen für *Kakanien* im Romanprojekt, womit er bereits in *Politik in Österreich* (1912) begonnen hatte. Die späten Rechtfertigungen standen im Dienst der Existenzsicherung, er suchte nicht nur bei seinem ehemaligen k. u. k. Kriegsvorgesetzten Alfred Kraus, der 1938 als Nazi-Bonze in Wien einrückte, mit dem Argument, er hätte 1919 für den Anschluss gekämpft, um eine Pension an, er hatte das davor auch bei Bundeskanzler Schuschnigg mit Berufung auf sein Altösterreichertum getan. In *Anschluß an Deutschland* begann Musil damit, die Nation als organische Wesenheit offen zu bezweifeln, um sie stattdessen als Funktion des Staates hinzustellen:

Was man den modernen Rechtsstaat nennt, ist ein solcher nur nach innen, nach außen ist er ein Unrecht- und Gewaltstaat. [...] Was schließlich von ihm bleibt, ist die organisierte Nation oder sagen wir lieber gleich die organisierte Sprachgemeinschaft. Denn die Nation ist ja weder eine mystische Einheit, noch eine ethnische, noch auch geistig wirklich eine Einheit – man hat mit zumindest halbem Recht eingewandt, daß das Genie international sei und national nur die Beschränktheit – wohl aber ist sie als Sprachgemeinde ein natürlicher Leistungsverband, das Sammelbecken, innerhalb dessen sich der geistige Austausch zunächst und am unmittelbarsten vollzieht. Diese geistesorganisatorische Bedeutung der Nation bleibt auch für den weitest gesteckten Humanismus und Kommunismus bestehn; höchstens könnte man aus Mißverständnis des Worts gegen sie einwenden, daß Geist nicht organisiert werden soll, sondern unbestimmbar wächst wie ein Stück Landschaft in Wechselwirkung mit den Menschen, ihrem Leben, ihrer Geschichte und ihren Einrichtungen; das Medium, das zwischen diesen zirkuliert und ihnen die Nahrung zuträgt, ist aber eben die Sprache. Und da der Geist einer Nation nicht über ihr schwebt wie über einem Diskutierklub, sondern sich verwirklichen will, so bedarf er dazu eines einheitlichen materiellen Apparats. Wenn

Teile einer Sprachgemeinschaft unter ganz verschiedenen Bedingungen und in längst getrennten Kulturen leben wie etwa Süd-Amerika und Spanien, hat es natürlich keinen Sinn, sie zu vereinen, wenn aber ein alter, nie unterbrochener Kulturzusammenhang und unmittelbare Nachbarschaft besteht, wie zwischen Deutsch-Österreich und Deutschland, ist der staatliche Zusammenschluß einfach einer der entscheidenden Schritte auf dem Weg von dem Zustand, den wir das Staatstier nennen durften, zum Menschenstaat. [Der Anschluß an Deutschland]

Damit antizipierte Musil in seinem Essay in einem gewissen Sinn bereits die Position des austro-britischen Historikers Eric J. Hobsbawm. Ihm zufolge waren es die neuen bürgerlichen Eliten der neuen Nationalstaaten, die im 19. Jahrhundert nationales Fühlen und Denken ihrer Bevölkerungen für ihre Machtinteressen benötigten wie Säuglinge die Muttermilch. „Wo nationale Identifikation zu einer politischen Kraft wurde, bildete sie deshalb eine Art generelles Substrat der Politik.“ [Hobsbawm 2017, 183] Die neuen politischen Eliten der so genannten Nachfolgestaaten von 1918 identifizierte Hobsbawm als Generatoren des brandgefährlichen neuen Nationalismus. „Der Nationalismus hatte in den ehemals unabhängigen Nationalitäten des kriegführenden Europa insofern den Sieg davongetragen, als die Bewegungen, welche die wirklichen Nöte der Armen in Europa zu ihrer Sache machten, 1918 scheiterten.“ [Hobsbawm 2004, 153]

In *Der Anschluß an Deutschland* nimmt Musil die Argumente seiner großen Abrechnung mit dem Konstrukt der Nation und dem Nationalismus vorweg, dem Essay *Die Nation als Ideal und als Wirklichkeit*, welcher im Dezember 1921 in *Die neue Rundschau* veröffentlicht wurde. In eben genau der Zeitschrift, in der Musil bei Kriegsbeginn 1914 seiner nationalen Begeisterung freien Lauf gelassen hatte (*Europäertum, Krieg, Deutschtum*), nahm er sich sieben Jahre später der zentralen gesellschaftspolitischen Themen und Dogmen der Gegenwart – Krieg und Frieden, Staat und Nation, Deutschtum, Rasse und Antisemitismus – in einer an kritischer Schärfe kaum zu überbietenden Analyse an. Er tut „ziemlich alle Argumente der Identitätspolitik, die damals im politischen Verkehr gehandelt wurden“, als „Blendgranaten, romantische Machwerke, leicht durchschaubare Ideologismen“ ab, „denn die Idee der Nation war in seinen Augen nichts als heiße Luft“. [Pfosser/Weigl 2017, 244]

Wenn im Guten und Bösen für alles nicht der Einzelne verantwortlich gemacht wird, sondern die Rasse, wirkt das genau so, wie wenn man sich immer auf einen anderen ausredet; die Folge ist nicht nur, daß Wahrhaftigkeit und intellektuelle Feinheit abstumpfen, sondern eine Entartung aller Keimzellen der Moral. Wo die Tugend durch Prädestination zum Nationaleigentum er-

klärt wird, ist der Weinberg des Herrn expropriert, und niemand braucht fortan in ihm zu arbeiten. Es wird dem Einzelnen vorgeschmeichelt, er besitze alles Wünschenswerte, so er sich nur auf die Tugenden seiner Rasse besinne: offenbar ein moralisches Schlaraffenland, unser glückliches Deutschland, wo die gebratenen Tugenden ins Maul fliegen! [...] Die einzelnen Menschen sind, wenn man auf die Übertreibungen der Rassenidee verzichtet, in den verschiedenen Staaten einander nahezu gleich; die Staaten sind, wenn man sie als Apparate miteinander vergleicht, auch nahezu immer dieselben – dennoch ergibt Einzelne plus Staat jene vernichtenden Gegensätze, die sich in Kriegen entladen und zu Friedenszeiten in dem seltsamen Zeremoniell von Gesandtschaften, Noten, Empfängen und Demarchen äußern, das so genau dem ähnelt, nach welchem Hunde auf der Straße einander begegnen. [...] Es kommt dies daher, daß nahezu nur der Staat wirksame »Organe« ausgebildet hat; die Nation hat ja fast keine; die, welche sie hat, sind der Staat. Deshalb denkt, fühlt, entscheidet, handelt er in den meisten Fällen für die Einzelnen mit einer Generalprokura, die sich jeder Kontrolle entzieht; denn die Kontrolle ist, wenn man den Begriff des Staates nur in genügend weitem Sinn nimmt, wieder er selbst. [Die Nation als Ideal und als Wirklichkeit]

Nachschlag zum Stichwort „Horthy“

In seinem großen *Kehraus!* von 1919 beobachtete Musil auch die Entwicklung in den Nachbar- und kakanischen Nachfolge-Staaten sehr genau, die politische Situation in der Tschechoslowakei und in Ungarn. Er notiert zum Beispiel:

Signatur der Zeit: Der Durchschnittsmensch aufgerissen bis in seine Tiefen. (Krieg, roter, weißer Terror, Imperialismus, Tschechen) Eine der stärksten Zeiten der Weltgeschichte. Dabei eine Kommunikationsmöglichkeit des Geschehens wie nie zuvor. Wenn daraus nicht ein neuer Mensch hervorgeht, so ist die Hoffnung auf lange aufzugeben. Experimentum crucis Gottes. [Heft 8/36]

In Heft 19 exzerpierte Musil unter der Überschrift „Das weiße Ungarn“ [Heft 19/32] statistisches Material über den *Weißten Terror* der konterrevolutionären Regierung in Ungarn und deren gewerkschafts- und demokratiefeindlichen Maßnahmen aus einem Artikel der *Arbeiter-Zeitung* vom 3. April 1920. Schon im November 1919 legt er unter dem Titel „Zeitspiegel“ ein Exzerpt an, für den der Zeitungsbericht *Ungarns Schicksalstage / Der Einzug der nationalen Armee / Die Antwort Horthys* in *Neues Wiener Tagblatt* vom 17. November 1919 als Quelle in Frage kommt. Darin zitiert er Phrasen aus der Rede Horthys bei seinem Einzug in Budapest mit dem Kommentar: „Ein einschneidendes Ereignis, der Einzug der Truppen Horthys

in Budapest, geschieht und Reden werden gehalten, deren kein Wort der Gegenwart angehört“. [Heft 19/10] Besonderes Interesse verdient, dass Musil das Exzerpt erst um 1925 zu einem literarischen Entwurf verwertete, dem *Dritten Brief Susannens*, der als Fragment im Nachlass erhalten ist.

Es war Peter Henninger der die „Erfindung der Formel“ verortete, jener Schreibart, die dem *Mann ohne Eigenschaften* zugrunde liegt, [...] mit deren Hilfe es Musil gelang, die Diskrepanz zu überwinden, die bis dahin zwischen der Wirkung seiner Dichtungen und derjenigen seiner Publizistik bestanden hatte“. (Henninger 1992, 103) In der Spätphase der Arbeit an der *Zwillingsschwester* 1925/1926 geschah dies in Musils Versuch, in den *Briefen Susannens* „Plaudern“ mit „ernster Ironie“ zu verbinden und seine „ganze Essayistik und auch Teile des Romans in diese Form“ zu bringen. [an Blei, 12. 12. 1924] In die Überlappungszone von Essayistik und Romanerzählung mit der neuen Entwicklungslinie, über männliche militärische Gewalt aus einer weiblichen Perspektive zu schreiben, fällt die Ausarbeitung von *Die Amsel*, auf deren Bedeutung auch Henninger ausdrücklich hinweist. Ein weiteres, weniger beachtetes und ganz anders geartetes Bindeglied zwischen den *Kriegsverzeichnungen* im Feuilleton und im Roman stellt *Die Hasenkatastrophe* dar. An dieser kleinen Prosa, erstveröffentlicht am 24.10.1923 im *Prager Tagblatt*, interessiert die Abänderung der Passage über das „Puppengesichtchen“ einer Dame, von dem „man“ (der männliche Erzähler) in der Erstfassung meint, „man müsste erst tüchtig mit dem Stiefelabsatz in solch einem Gesicht herumrühren dürfen, bevor ein wenig Originalität hineinkäme“, während „man“ in der abgemilderten Version der Buchfassung des *Nachlaß zu Lebzeiten* (1935) bloß „hätte mit einem Löffelchen darin umrühren mögen, um es in Bewegung zu sehn“. Zur Figur der „sinnlose[n] kleine[n] Dame“ kehrte das Schreiben Musils von nun an zurück, in der Erzählung *Die Durstigen* kommt sie wieder vor, „eine hagere, zänkisch aussehende Frau“. Auch dort ist die maskulin-kriegerische Gewalt an einen Hund delegiert. Dafür, dass Ali das lächerliche kleine Hündchen der Dame totbeißt, „benedeten [sie] ihn heimlich“, die fünf jungen Männer können ihr brachliegendes Potential im Friedensintermezzo nicht ausleben, „Agnese sagte es, die Wirtstochter, deren Geliebten wir nicht kannten, aber als einen stattlichen Mann ahnten, der für uns nichts übrig ließ“. *Die Durstigen* entstanden 1926 just in einer der größten Schreibkrisen Musils nach dem Abbruch der Arbeit an der *Zwillingsschwester*, sie wurden am 14.8.1926 im *Berliner Tagblatt* publiziert. Zusammen mit *Die Amsel* und *Die Hasenkatastrophe* sind sie als Vorbereitung und Einübung eines subtilen Perspektivenwechsels in der literarischen Kriegsverzeichnung Musils zu sehen, gemeinsam mit den

Briefen Susannens. Von insgesamt drei konzipierten Briefen einer fiktiven Absenderin mit dem Namen Susanne gab Musil nur die ersten beiden zur Veröffentlichung – davon den ersten unter dem Titel *Brief Susannens* am 15.01.1925 anonym in Bleis *Roland*, den zweiten erst ebenfalls dorthin, ohne Namenszeichnung unter dem Titel *Unsere Männer* am 5.2.1925, dann aber doch unter seinem Namen und mit dem Titel *Zweiter Brief Susannens* in die Prager Presse vom 8.2.1925; der *Dritte Brief Susannens* gedieh nicht über einen fragmentarischen Entwurf hinaus. Blei gegenüber begründete Musil seinen Plan in einem Brief, in dem er auch auf die gewünschte Publikation unter Pseudonym einging:

Mir ist noch gestern [...] etwas eingefallen, das ich notierte, eine kleine Reiseskizze mit dem Kennwort Koketterie; über Nacht ist dann ein Plan daraus geworden. Er ist keineswegs originell und heißt „Brief Susannens“, indem ich die Sache umdrehte und von der Frau aus ansah. Nächster Tage bekommen Sie das, und davon kann mehreres folgen. Den Mangel an Originalität, der in der Wahl der Briefform liegt und in der Verkleidung als Frau müssen Sie in Kauf nehmen, wenn das übrige gut ist; denn es macht mir diese Maskerade persönlichen Spaß, und meine Laune hat ein solches, wenn auch billiges Stimulans nötig, andererseits ist mir die Exterritorialität der Frau in der Männerwelt ein behaglicher Standpunkt, von dem aus sich über alles in einem Ton reden läßt, wie Sie ihn wünschen. Diesmal bleibt's bei einer Plauderei in Flirtgrenzen, aber das nächstmal oder bald könnte auch anderes folgen. Ich will diese Briefe aber nicht als Musil, sondern als Rychtarschow zeichnen, weil ich zu lang schon nichts Richtiges geschrieben habe; dadurch streife ich Hemmungen ab, die mich sonst sicher verhindern. Sie werden nichts dagegen haben, denn das haben wir ja schon oft gemacht. [an Blei, 8./9.12.1924]

Es kam dann etwas anders, als Musil es sich erdacht hatte. Das Projekt der *Briefe Susannens* fing harmlos als „persönlicher Spaß“ an; es sollte nicht mehr sein als ein „billiges Stimulans“ in einem unverfänglichen Ton, um aus der Schreibkrise zu kommen. Aber schon der *Zweite Brief* entfernt sich davon inhaltlich und stilistisch durch eine stärker argumentierende Note, wodurch sich eine Nähe zur Form der Glosse ergab, die Musil in seinen Feuilletonbeiträgen dieser Phase häufig wählte. In ihm wird aus dem Alten Testament zitiert und Kants Kategorischer Imperativ ins Spiel gebracht. Möglicherweise führte das zur Aufgabe der Anonymität und der Abkehr vom *Roland* als Publikationsort. Im *Dritten Brief* kehrte Musil wieder zur Ausgangsintention zurück, über Männer, deren Politiker- und Soldat-Sein, aus einer Perspektive völliger Verantwortungslosigkeit, eben der „Exterritorialität der Frau“, in Diskursen dieser Art zu reden. Diesen Brief mit seinen ausgesprochen untergriffigen Bezügen zur Poli-

tik der starken Hand – erwähnt werden deren Exponenten Seipel, Horthy und Mussolini – hätte Musil wohl bestimmt nicht unter seinem Namen veröffentlicht; er passt am besten in das Programm des *Roland*, vielleicht fällt das Nicht-Zustandekommen der Publikation mit dem Ende von Bleis Herausgeberschaft des *Roland* zusammen (Ende 1925). Ihm gegenüber hatte er rechtzeitig klargestellt: „aber eines will ich zum Ausgleich so gleich: daß mein Name vorläufig durch ein Pseudonym ersetzt wird; damit diene ich Ihnen voll und füllend, aber brauche meinen Namen nicht unter dem Preis zu verkaufen.“ [an Blei, 4.2.1925] Im Nachlass findet sich eine eindeutige Zuweisung des Typoskripts an den „Roland“ mit Zitaten daraus in einem Studienblatt zum *Mann ohne Eigenschaften* von 1933/1934: „Schlechte Poesie, Sprachkostüm der Staatssprache. Sichhineinreden. Der Mann braucht etwas, das es in der Wirklichkeit nicht gibt“. [Mappe V/3/8] Der Entwurf von 1925 mit dem Titel „Dort, wo Du nicht bist“ liegt in zwei Fassungen vor, einem bis nahe an die Druckfertigkeit elaborierten einseitigen Typoskript [Mappe VI/2/42] und einem teilweise bloß aus Notizen bestehenden brüchigen Entwurf [Mappe VI/2/40, 43]. Zweifellos rechtfertigt der Text durch das weibliche Ich, die Anrede am Beginn und die Erwähnung von „Manni“ die Einordnung als *Dritter Brief Susannens*, es lässt sich indessen nicht feststellen, ob der Entwurf vor oder nach den publizierten Briefen Susannens entstanden ist. Thematisch bietet er das am weitesten fortgeschrittene Stadium der schonungslosen Kritik am männlichen militanten Chauvinismus aus dem Mund der vermeintlich dummen Damen, die sich allerdings ganz offensichtlich als die klügeren erweisen. Die Abrechnung mit der männlichen Soldaten-Dummheit erfolgt mit so grundsätzlichen Argumenten, dass sie es verdient, zum Abschluss dieser Ausführungen ausführlich wiedergegeben zu werden:

Unser Freund Horthy zum Beispiel, den Du ja auch kennst, der ungarische Reichsverweser, war ehemals, bevor er verweste, sondern als einfacher Vorkriegs-Marineoffizier bei uns verkehrte, ein sehr netter Kerl; ein bißchen beschränkt, wirst Du sagen, aber das wirkte doch äußerst natürlich: nun sieh Dir an, wie dieser Mann spricht, seit er eine historische Figur geworden ist! Ich habe mir eigens eine Proklamation aufgehoben, die er erließ, als er an der Spitze der königstreuen Reaktion die ungarischen Bolschewiken geschlagen hatte und Ende 1919 in Budapest einzog: „Wir haben Budapest zärtlich geliebt. Hier am Ufer der Donau rufe ich die ungarische Hauptstadt vor den Richterstuhl. Diese Stadt hat ihre Vergangenheit verleugnet, ihre Krone und die nationalen Farben in den Staub getreten und sich in rote Fetzen gekleidet [...] Aber je näher wir kamen, umso mehr schmolz das Eis von unseren Herzen, und wir sind bereit zu verzeihen. Wir verzeihen, wenn diese irgeleitete Stadt [...] wieder von ganzem Herzen und von ganzer Seele die Scholle liebt,

wieder liebt die Krone und das Doppelkreuz, wieder liebt die drei Hügel und die vier Flüsse, mit einem Wort, das ungarische Vaterland und die ungarische Rasse.“ Nachdem er so gesprochen hatte, ließ er zu, daß tausende Menschen aufgehängt, totgeprügelt und vernichtet wurden. Wenn Dir als Berliner in diese Poesie etwas südöstlich vorkommt, so vergiß nicht die Germanenpoesie und den Grossen Fritz, die „befreiten Nationen“ oder die Reden des Herrn Poincaré. Aus allen diesen Poesien sind Ströme von Blut und Aberwitz geflossen, und wenn die Menschen wüßten, wie gefährlich ihnen die schlechte Poesie ist, würden sie sich mehr um eine gute bemühen. Denn sie können nicht für das, was sie tun, sobald sie etwas tun, das ihnen ungewöhnlich ist, sie verfallen da ganz den poetischen Vorstellungen, mit denen man sie erfüllt hat. Das ist durchaus und völlig eine Perversion. Indem sie reden, wird wirklich aus einem Professor ein Timur. Schon aus dem netten tapfern Horthy ein breiter Landjunker des 16. Jahrhunderts, der sich die großen Worte vom Bart wischt. Wie eine Herde Lämmer, wenigen nach, von einer Seite der Hürde zur anderen jagt. [Mappe VI/2/42]

Quellen- und Literaturverzeichnis

- Corino, Karl (2014): Profil einer Soldatenzeitung aus dem Ersten Weltkrieg, „Heimat“, und ihres Herausgebers Robert Musil. In: Regina Schaunig: Der Dichter im Dienst des Generals. Robert Musils Propagandaschriften im Ersten Weltkrieg. Klagenfurt: kitab, S. 121-134.
- Corino, Karl (2010) [Hrsg.]: Erinnerungen an Robert Musil. Wädenswil: Nimbus (= En face – Texte von Augenzeugen 2).
- Corino, Karl (2003): Robert Musil. Eine Biographie. Reinbek: Rowohlt.
- Gschwandtner, Harald (2016): In der Sperrgewalt der Fackel? Karl Kraus, Robert Musil und die Tiroler Soldatenzeitung. In: Musil-Forum 2015/2016, S. 157-176.
- Gschwandtner, Harald (2014): Dienst und Autorschaft im Krieg. Robert Musil als Redakteur der Zeitschrift Heimat, in: Musil-Forum 33 (2013/14). Berlin: De Gruyter, S. 101-124.
- Henninger, Peter: Die Wende in Robert Musils Schaffen: 1920-1930 oder die Erfindung der Formel. In: Brokoph-Mauch, Gudrun (Hrsg.): Robert Musil. Essayismus und Ironie. Tübingen u.a.: Francke 1992, S. 91-104.
- Hobsbawn, Eric J. (2017): Das lange 19. Jahrhundert. Band 3: Das imperiale Zeitalter 1875-1914. Aus dem Englischen von Hugo Rennert. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Hobsbawn, Eric J. (2004): Nationen und Nationalismus. Mythos und Realität seit 1780. Frankfurt/M. / New York: Campus.
- Musil, Robert (2020 ff.): Musil online. Internetportal <http://www.musilonline.at> (Stand 01.04.2020) [Die Texte Robert Musils werden aus den wechselnden Versionen der Online-Edition im Fall der Werke mit Titelkürzel nach den gleichbleibenden Kapitel- und Seitenzahlen der Erstausgaben zitiert, im Fall von Nach-

- lasstexten mit Angabe der Mappen- und Seitenpagina und im Fall von Korrespondenzen mit Angabe der Briefpartner und des Datums].
- Pfohlmann, Oliver (2016): Eine „Reihe wundersamer Erlebnisse“. Robert Musil im Ersten Weltkrieg. Vom August 1914 über das ‚Fliegerpfeil-Erlebnis‘ bis zur ‚österlichen Weltstimmung‘. In: Musil-Forum 34, 2015/2016, S. 98-128.
- Pfoser, Alfred / Weigl, Andreas (2017): Die erste Stunde Null. Gründungsjahre der österreichischen Republik 1918-1922. Wien: Residenz.
- Schaunig, Regina (2011): Viribus unitis – Robert Musils Schreiben in kollektiver Anonymität. In: Musil-Forum 31/2011, S. 202-223.
- Schaunig, Regina (2013): Das Murmeln der Dichterin: Martha Musil als Co-Autorin. In: Robert Musil in der Klagenfurter Ausgabe. Bedingungen und Möglichkeiten einer digitalen Edition. Hrsg. v. M. Salgaro (Musil-Studien 42). München: Wilhelm Fink Verlag, S. 69-96.
- Schaunig, Regina (2014): Der Dichter im Dienst des Generals. Robert Musils Propagandaschriften im Ersten Weltkrieg. Klagenfurt, Wien: kitab.
- Wolf, Nobert Christian (2018): Revolution in Wien. Die literarische Intelligenz im politischen Umbruch 1918/19. Wien: Böhlau.

Der Fetisch als Symptom Zur stillen Zäsur des Jahres 1918

Das Jahr 1918 markiert in Sigmund Freuds Biografie wenig überraschend eine Periode der Ermüdung, des Stillstands und der Depression. Für Freuds Werk allerdings lässt sich hier eine stille Zäsur verorten, die rückwirkend als ausufernder intellektueller Bewältigungsversuch gelesen werden kann, da sich zu diesem Zeitpunkt eine grundsätzliche Neuorganisation seiner theoretischen Arbeitsweise abzuzeichnen beginnt. Freud, der sich selbst als naturwissenschaftlicher Analytiker verstand, dem es bis dahin, fast wie dem späten Wittgenstein, primär um eine „übersichtliche Darstellung“¹ von schwer zu überblickenden Problemlagen gegangen war, sieht sich biografisch, inhaltlich aber auch rezeptionsbedingt dazu ermutigt, zu größeren Synthesen überzugehen. Diese ermöglichten es ihm, seine Schriften ab 1919/20, sei es implizit, sei es durch explizit spekulative Systematisierungsversuche seiner bisherigen Ansichten, gründlich anders zu organisieren.

Die biografisch-historische Faktenlage lässt den Schluss auf eine solche Zäsur zunächst nicht naheliegend erscheinen, denn der sauber dokumentierte Alltag Freuds² war wie derjenige der meisten Wiener*innen von finanziellen Nöten, materiellem Mangel, der Sorge um in Krieg und Gefangenschaft befindliche Angehörige und rigorosen Reisebeschränkungen

1 Vgl. dazu den § 122 in Ludwig Wittgenstein: *Tractatus logico-philosophicus. Tagebücher 1914-1916. Philosophische Untersuchungen*. Werkausgabe Band 1. Frankfurt am Main 1984. Vgl. zur Entwicklung dieses Konzepts: Alois Pichler: *Wittgensteins Philosophische Untersuchungen. Vom Buch zum Album*. Studien zur Österreichischen Philosophie 36. Amsterdam – New York 2004, Abschnitt 5.3, S. 175f.

2 So können Biograf*innen nicht nur auf reiche briefliche Korrespondenzen und einen weiten Kreis persönlicher Überlieferungen, sondern auch auf ephemere Aufzeichnungen wie etwa Freuds Kalender zurückgreifen. Vgl. Michael Giefer und Christfried Tögel (Hrsg.): *Sigmund Freud. Die Kalendereinträge von 1916-1918*. Frankfurt am Main – Basel 2016.

gekennzeichnet. Die Aufrechterhaltung der profansten Abläufe erforderte einen entsprechend höheren Aufwand und auch der pompöse Haushalt der Freuds konnte nur durch finanzielle Zuwendungen aus den USA am Laufenden gehalten werden.³ Während Freud sich im Februar 1918 noch pragmatisch gegenüber den bereits erwartbaren gesellschaftspolitischen Umwälzungen zu zeigen versuchte – er schreibt etwa an Lou Andreas-Salomé: „Ich glaube, zu Revolutionen kann man erst ein freundliches Verhältnis gewinnen, wenn sie vorüber sind; sie sollten darum in sehr kurzer Zeit abgelaufen sein“⁴ –, hielt er im Dezember gegenüber seiner Patientin Anna von Vest noch immer betrübt fest: „Auch Wissenschaft und Erwerb liegen danieder“.⁵ Der Patientenschwund dauerte nun schon mehrere Jahre an, die in der Korrespondenz allgegenwärtigen Geldsorgen sollten sich aber erst durch einen deutlichen Aufschwung seiner Ordinationstätigkeit ab Sommer 1919 legen. Für die eingetrübte Befindlichkeit Freuds waren insofern weniger die überpersönlichen Umstände ausschlaggebend – Freud war bekanntermaßen ein Kriegsgegner und begrüßte das Ende der Monarchie⁶ – als die konkreteren Sorgen, privat⁷ wie beruflich. Neben der ausbleibenden akademischen Anerkennung⁸ sah sich Freud fachlich isoliert, der mühsam brieflich aufrecht erhaltene Aus-

- 3 Vgl. Peter-André Alt: *Sigmund Freud. Der Arzt der Moderne. Eine Biographie*. München 2016, S. 635.
- 4 Ernst Pfeiffer (Hrsg.): *Sigmund Freud – Lou Andreas-Salomé. Briefwechsel*. Frankfurt am Main 1966, S. 83.
- 5 Stefan Goldmann (Hrsg.): „Sigmund Freuds Briefe an seine Patientin Anna von Vest“, in: *Jahrbuch der Psychoanalyse* 17 (1985), S. 269–295, 285.
- 6 Abgesehen von einer kurzen Phase der Begeisterung zu Beginn des Ersten Weltkriegs, die auch seine Söhne deutlich erfasst hatte, äußerte er stets pazifistische Ansichten. Im November 1918 an Ferenczi: „Die Habsburger haben nichts als einen Dreckhaufen hinterlassen“, Ernst Falzeder u.a. (Hrsg.): *Sigmund Freud – Sándor Ferenczi. Briefwechsel*. Band II/2. Wien 1996, S. 186f.
- 7 Für Freuds persönlichen Angsthaushalt hält das Jahr 1918 eine besondere Pointe parat: Während die Sorge um seine im Feld und Gefangenschaft befindlichen Söhne sehr begründet war, plagten Freud selbst offenbar akute Todesängste, wie Alt berichtet: „Schon als junger Mann glaubte Freud, daß er seinen Tod vorauszuahnen vermöge. Fließ prophezeite ihm, er werde mit Mitte 60 sterben; seitdem vermutete Freud, der Februar 1918 sei das ihm vorbestimmte Datum, dabei pessimistisch die erwartbare Lebensspanne um 36 Monate verkürzend.“ Alt: *Sigmund Freud*, S. 637.
- 8 Zwar war die von 1915 bis 1917 gehaltene Einführungsvorlesung in die Psychoanalyse ein Erfolg, doch musste Freud diese wegen des großen Aufwandes, den die akademische Lehre für ihn bedeutete, aufgeben. Der Titel eines ordentlichen Professors wurde ihm zwar Ende 1919 verliehen, dieser brachte aber keinerlei Mitbestimmungsrechte oder sonstige Vorzüge an der medizinischen Fakultät der Wiener Universität ein, vgl. Alt: *Sigmund Freud*, S. 648.

tausch mit den zu Kriegszeiten verstreuten Weggefährten war ihm nur ein schlechter Ersatz für einen lebendigen Wirkungskreis. Gegenüber Abraham formuliert er noch im Jänner 1917: „Ihr Lob der Vorlesungen hat mir gerade jetzt sehr wohlgetan. Isoliert wie man jetzt lebt, muß man sich gewaltsam erinnern, daß es ja noch immer einige Menschen gibt, für die es zu schreiben sich lohnt. Man vergäße sonst daran, und für sich arbeitet man zwar, schreibt es aber nicht nieder.“⁹

Dennoch war Freud zu Kriegszeiten alles andere als unproduktiv, wie die Zahl der kürzeren Studien aus diesen Jahren belegt. Zudem trug er sich spätestens seit 1915 mit dem Gedanken, mehrere Detailstudien zu einer grundsätzlichen Arbeit zu kompilieren, die den Titel „Zur Vorbereitung einer Metapsychologie“ tragen sollte.¹⁰ Ziel dieses Vorhabens war es, die bestehenden Einzeluntersuchungen zu metapsychologischen Themen so zusammen zu fügen, dass darin gültige Grundkategorien formuliert würden, ohne sogleich eine philosophisch-anämische Abstraktionshöhe zu erreichen. Diese war ihm, da sie allzu rasch in weltanschauliche Synthesen münden könnte, verhasst – gegenüber Lou Andreas-Salomé formulierte er 1915 seinen theoretischen Zugang vielmehr als einen im engeren Wortsinn analytischen: „Die Einheit dieser Welt erscheint mir ein Selbstverständliches, was der Hervorhebung nicht wert ist. Was mich interessiert, ist die Scheidung und Gliederung dessen, was sonst in einem Urbrei zusammenfließen würde.“¹¹ Im Vordergrund stand ihm eine erfahrungsbasierte, induktive Ätiologie psychischer Phänomene, deren saubere und trennscharfe Beschreibung genug der Herausforderung war. Nur zwei Jahre später verwehrt er sich, wieder gegenüber Andreas-Salomé, erneut einer vorschnellen Verallgemeinerung seiner Erkenntnisse:

„Es ist ganz unverkennbar, wie Sie mir jedesmal voraneilen und mich ergänzen, wie Sie sich seherisch bemühen, meine Bruchstücke zum Bau zu ergänzen. Ich habe den Eindruck, dies sei so in besonderem Ausmaße, seitdem ich den Begriff der narzißtischen Libido in Gebrauch gezogen habe. Ohne diesen, meine ich, wären auch Sie mir enteilt zu den Systembauern, zu Jung oder eher zu Adler. An der Ichlibido haben Sie aber bemerkt, wie ich arbeite, Schritt vor Schritt, ohne inneres Bedürfnis nach Abschluß, immer unter dem Drucke eines gerade vorliegenden Problems und mit ängstlichem Bemühen,

9 Brief Freuds an Karl Abraham, in: Ernst Falzeder und Ludger M. Hermanns (Hrsg.): *Sigmund Freud / Karl Abraham. Briefwechsel 1907-1925. Vollständige Ausgabe*. Band II: 1915-1925. Wien 2009, S. 542.

10 Vgl. Alt: *Sigmund Freud*, S. 601.

11 Pfeiffer (Hrsg.): *Sigmund Freud – Lou Andreas-Salomé. Briefwechsel*, S. 36.

den Instanzenzug einzuhalten. Dadurch scheint es, habe ich Ihr Vertrauen gewonnen.“¹²

Der despektierliche Blick auf die „Systembauer“ hindert Freud allerdings nicht daran, sein so ausdrücklich schrittweise unternommenes Unterfangen an anderer Stelle ganz anders zu präsentieren, wenn er in seiner ebenfalls 1917 gehaltenen Vorlesung zur Einführung in die Psychoanalyse davon spricht, bisher nur einen theoretischen „Überbau“¹³ errichtet zu haben, der auf eine künftige naturwissenschaftliche Bestätigung angewiesen bleibt. In diesem Zwiespalt kündigt sich bereits an, dass Freuds kleinteilig-induktives Vorgehen zunehmend zugunsten einer systematisierenden Zusammenstellung seiner Arbeiten aufgeweicht werden sollte. Dieses Vorhaben formuliert er, einmal mehr gegenüber Andreas-Salomé, im April 1919 explizit, wenn er davon spricht, seine bisherigen, fragmentarischen Einsichten in ein „möglichst systematisches Ordnungsgefüge überführen“ zu wollen.¹⁴ Die erste Frucht dieser Absicht ist die im darauffolgenden Sommer weitestgehend abgefasste Schrift *Jenseits des Lustprinzips*, die, folgt man etwa der Einschätzung von Klaus Heinrich, als erste wirklich spekulativ verfahrenende Arbeit Freuds gelten kann.¹⁵ Heinrich fasst diesen Text als „den Versuch einer von der analytisch-therapeutischen Situation abstrahierenden Vereinheitlichung theoretischer Gesichtspunkte“ und fügt hinzu: „Um kein Mißverständnis entstehen zu lassen, füge ich hinzu: theoretische Vereinheitlichung, die ohne ein Moment von Systematisierung nicht möglich ist, bedeutet noch nicht Systembildung.“¹⁶ Die großen Arbeiten um die Jahrhundertwende beruhten weitestgehend auf jahrelanger klinischer Beobachtung und vermieden es, den deutlichen Bezug zu den jeweiligen Anlassfällen aufzugeben. Nun wandelt sich der Selbstanspruch des Forschers dahingehend, dass die Schweben zwischen naturwissenschaftlichem Vorgehen, klinischer Überprüfbarkeit und einer spekulativen Bündelung der impliziten Erkenntnisse angestrebt werden sollte. Das bereits erwähnte Risiko, durch eine solche Vorgehensweise in die Nähe von weltanschaulichen

12 Ebda., S. 68.

13 Sigmund Freud: *Vorlesung zur Einführung in die Psychoanalyse*. Sigmund Freud, Studienausgabe, Band I. Frankfurt am Main 2000, S. 377.

14 Vgl. Alt: *Sigmund Freud*, S. 674, bzw. Pfeiffer (Hrsg.): *Sigmund Freud – Lou Andreas-Salomé. Briefwechsel*, S. 105.

15 Klaus Heinrich: *Dahlemer Vorlesungen. Band 7: Psychoanalyse Sigmund Freuds und das Problem des konkreten gesellschaftlichen Allgemeinen*. Frankfurt am Main 2001, S. 154.

16 Ebda.

Betrachtungen abzuleiten, versuchte Freud stets dadurch zu vermeiden, dass er einerseits seine eigene Sprechposition innerhalb seiner Texte als die eines aufklärerischen Desillusionierers markierte¹⁷ und andererseits seine weiterreichenden, kulturtheoretischen Thesen verlässlich quer zu den kursierenden zeitgenössischen Entwürfen formulierte.¹⁸ Ein positiver Nebeneffekt dieser strategischen Neuausrichtung war ein ökonomischer: Wenn nicht alle Hypothesen anhand von jahrelanger Beobachtung belegt und erhärtet werden mussten, konnten sowohl größere Zusammenhänge adressiert wie auch bestehende Vorarbeiten rein theoretisch synthetisiert werden. Entsprechend der hier präsentierten biografischen Revue von Selbstaussagen lässt sich dabei noch die profan-lebensweltliche Nebenbedingung anführen, dass Freud, nach der erwähnten Phase eigener Todesangst um das Jahr 1918, ab 1919¹⁹ aktiv an einer Wahrung der spekulativen Potenziale seiner Lehre arbeitete, die hierfür allerdings in entsprechender Form zu tradieren blieben. Die biografische Krisenerfahrung geht insofern der Sicherung des spekulativen Erbes chronologisch voraus,²⁰ wobei Freud ab Mitte der 1920er Jahre eine solche Überantwortung der detaillierten Nachweisarbeit ausdrücklich als geglückt ansah.²¹

17 Diese Pose pflegt Freud etwa gegenüber Romain Rolland. Am 4. März 1923 schreibt er an diesen: „Zwar ich gehöre einer Rasse an, die im Mittelalter für alle Volksseuchen verantwortlich gemacht wurde und die in der Gegenwart die Schuld an dem Zerfall des Reiches in Österreich und die am Verlust des Krieges in Deutschland tragen soll. Solche Erfahrungen wirken ernüchternd und machen wenig geneigt, an Illusionen zu glauben. Auch habe ich wirklich einen großen Teil meiner Lebensarbeit (ich bin zehn Jahre älter als Sie) dazu verwendet, eigene und Menschheitsillusionen zu zerstören.“ Ernst L. Freud (Hrsg.): *Sigmund Freud. Briefe 1873-1939*. Frankfurt am Main: 1960, S. 341.

18 Vgl. dazu etwa Alenka Zupancic: *Freud und der Todestrieb*. Wien – Berlin 2018, S. 18f., wo sie herausstellt, wie Freuds Konzeption des Todestriebs sich bewusst gegen zeitgenössische Konzepte des Vitalismus stellt. Vgl. dazu auch allgemein Heinrich: *Psychoanalyse Sigmund Freuds und das Problem des konkreten gesellschaftlichen Allgemeinen*, S. 154f.

19 An Georg Groddeck etwa schreibt Freud im Mai 1921: „Das was man selbst gemacht hat, ist so unabgeschlossen, fragmentarisch und vorläufig; man brauchte ein zweites Menschenleben, um es besser zu machen.“ *Sigmund Freud – Georg Groddeck. Briefwechsel*. Wiesbaden – München 1985, S. 57.

20 Den kausalen Schluss überlasse ich dem Biografen: „Weil er [Freud, MS] begriff, daß er mehr aufs Spiel setzen mußte, um die vollen Möglichkeiten seiner Lehre zeigen zu können, änderte Freud seit dem Ende des Krieges seine Argumentationstechnik. Er wagte nun ausgreifendere Spekulationen, verzichtete auf empirische Beweissicherung und riskierte Weiterungen seiner Theorie, die er sich zuvor nicht zugestanden hatte.“ Alt: *Sigmund Freud*, S. 673.

21 „Endlich bin ich“, schrieb er 1925 in *Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds*, „nicht mehr allein, eine Schar von eifrigen Mitarbeitern ist bereit, sich auch das Unfertige, unsicher Erkannte zunutze zu machen, ich darf ihnen den Anteil

Die hier bislang referierten biografischen Schlaglichter dienen als eine Abkürzung, um eine umfangreiche inhaltliche Transformation zu umreißen, deren Nachzeichnung den Abgleich mehrerer Texte Freuds bedarf. Obwohl sich hierfür die 1920 publizierte Schrift *Jenseits des Lustprinzips* als chronologisch nächstgelegene Monografie anböte, schlage ich im Folgenden einen anderen, leichter zu überschauenden Weg ein: Anhand Freuds verstreuter Bemerkungen zum Phänomen des Fetischismus möchte ich auf inhaltlicher Ebene nachzeichnen, was bislang den Selbstzeugnissen Freuds überlassen wurde. Diese Auswahl begründet sich daraus, dass Freud den Fetischismus zwar um das Jahr 1918 herum nicht explizit bearbeitet hat, diesem dafür aber über einen Zeitraum von fast 40 Jahren immer wieder seine Aufmerksamkeit geschenkt hat. Durch diese weit auseinanderliegenden Einsätze der theoretischen Entwicklung eines psychoanalytischen Fetischismuskonzepts lässt sich der gewandelte Zugriff entsprechend deutlich aufweisen. Zugleich handelt es sich bei der vermeintlichen Erklärung des Phänomens nicht um irgendeine nebensächliche Perversion, sondern um eine Verschiebungsbewegung, deren konzeptuelle Dignität im Laufe der Jahre von einer alltäglichen Absonderlichkeit zu einem signifikanten Schlüsselprozess der Verleugnung steigen sollte. Bereits bei Freuds erster Auseinandersetzung mit dem Fetischismus konstatiert er: „Keine andere ans Pathologische streifende Variation des Sexualtriebs hat so viel Anspruch auf unser Interesse wie diese durch die Sonderbarkeit der durch sie veranlaßten Erscheinungen.“²² Später sollte sich darin ein Mechanismus abzeichnen, der weit über die konkrete Bedeutung des Fetischismus hinausweist, insofern eine wirkmächtige Signifikationsverschiebung darin ablesbar wird. Das Theorem des Fetischs bietet sich aber noch aus zwei weiteren Gründen für eine entsprechende Betrachtung an, da in den entsprechenden Texten Freuds ein bemerkenswerter Subdiskurs über die grundsätzliche Ausrichtung der darin vollzogenen theoretischen Arbeit mitverhandelt wird. Die von 1905 bis 1940 reichende Auseinandersetzung dokumentiert somit implizit wie explizit die Verschiebung von einer induktiv-analytischen hin zu einer spekulativ-synthetischen Arbeitsweise. Daran anknüpfend sei erwähnt, dass die kulturtheoretische Proliferation dieses Konzepts – wie sie un-

der Arbeit überlassen, den ich sonst selbst besorgt hätte.“ Sigmund Freud: *Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds*. In: Sigmund Freud. *Studienausgabe*, Band V, Frankfurt am Main 2000, S. 257-266, 258.

22 Sigmund Freud: *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*. In: Sigmund Freud. *Studienausgabe*, Band V, Frankfurt am Main 2000, S. 47-145, 63f.

längst durch die Theorieanthologie von Johannes Endres dokumentiert wurde²³ – sich genau dieser Öffnung des konzeptionellen Grundrisses in Freuds Darstellung verdankt. Ohne die ‚spekulative‘ Erweiterung seiner frühen Beobachtungen an diesem Phänomen wären unzählige Anschlussmöglichkeiten in der Kulturtheorie ab den 1970er Jahren²⁴ nicht denkbar gewesen. Den Höhepunkt dieser Rezeption bildet Hartmut Böhmes Theorie einer fetischistischen Moderne, in der Freuds Zugriff als wirkmächtige Steigerungsform eines gewandelten Dingverständnisses der Warenkultur des 19. Jahrhunderts auftritt.²⁵

Die Genese einer Konzeption: Freuds Fetisch-Theorem von 1905–1927

Das erste Zeugnis für Freuds explizite Auseinandersetzung mit Fetischismus findet sich in den 1905 publizierten *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*. Bemerkenswert ist dabei, dass Freud sich kenntnisreich auf den ethnografischen und sexualpsychologischen Diskurs seiner Zeit beruft, sich dabei allerdings, jegliche eigene Schaulust beiseite lassend, auf die funktionale Anlage des Fetischismus konzentriert. Stilistisch auffällig ist die gedrängte Darstellung der für ihn relevanten Merkmale fetischistischen Verhaltens, die scheinbar spielerisch auf die Wurzeln des Theorems in anderen Disziplinen hinweist, diese um literarische Belege ergänzt und somit zu einer assoziativ gesättigten Bestandsaufnahme werden lässt. Der Fetischismus als Phänomen erscheint dabei als eine von mehreren Möglichkeiten der „Abweichungen in Bezug auf das Sexualziel“²⁶, wobei es sich um das unausdrückliche Paradigma einer ins Pathologische reichenden „Überschätzung des Sexualobjekts“²⁷ handelt. Als solche Steigerungsform eines an sich normalen Verhaltens – Freud bezeichnet die Überschätzung lakonisch als „logische Verblendung (Urteilsschwäche)“,

23 Johannes Endres (Hrsg.): *Fetischismus. Grundlagentexte vom 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart*. Berlin 2017.

24 Stellvertretend für diese breit einsetzende Rezeption, die Aspekte der Denkfiguren von Freud und Marx abwägt, bündelt und überformt, sei der initiale Sammelband von Jean-Bertrand Pontalis genannt: ders. (Hrsg.): *Objekte des Fetischismus*. Frankfurt am Main 1972.

25 Hartmut Böhme: *Fetischismus und Kultur. Eine andere Theorie der Moderne*. Reinbek bei Hamburg 2006, S. 21, 396–411.

26 Freud: *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*, S. 60.

27 Ebda., S. 61.

die als „Gläubigkeit“ eine Grundbedingung „der Liebe“²⁸ ausmache – erscheint der Fetischismus zunächst als eine graduell auftretende Trübung des Urteilsvermögens angesichts der sexuellen Begehrlichkeit. Während diese Einschätzung eine direkte Referenz auf die 1887 publizierte Studie von Binet²⁹ darstellt, der einen „kleinen“ alltäglichen und einen „großen“ pathologischen Fetischismus unterscheidet, ergänzt Freud bereits hier, dass die Sexualüberschätzung als „uranfängliche Quelle der *Autorität*“³⁰ betrachtet werden muss. Diese politische Implikation der sexuellen Verknennung bzw. des getrübten Urteilsvermögens wird an dieser Stelle nur erwähnt, bleibt allerdings unausgeführt.

Funktional wird die sexuelle Verirrung als eine subjektive Bewertungsproblematik rekonstruiert, die ein übliches Maß an „Sexualüberschätzung“ übersteigt:

„Der Ersatz für das Sexualobjekt ist ein im allgemeinen für sexuelle Zwecke sehr wenig geeigneter Körperteil (Fuß, Haar) oder ein unbelebtes Objekt, welches in nachweisbarer Relation mit der Sexualperson, am besten mit der Sexualität derselben, steht. (Stücke der Kleidung, weiße Wäsche.) Dieser Ersatz wird nicht mit Unrecht mit dem Fetisch verglichen, in dem der Wilde seinen Gott verkörpert sieht.“³¹

Der Ursprung oder individuelle Grund für diese Bewertung erscheint hier, wie bei Binet, zufällig, entsprechend ist es für Freud nicht notwendig, die verschiedenen Abgötter der Fetischisten aufzulisten, sondern deren Verknennungslogik als überindividuelle rhetorische Operation zu dechiffrieren. Diese besteht in ihrer „kleinen“ Fassung, der alltäglichen Überschätzung aus Verliebtheit, für die Freud den Wunsch Fausts anführt („Schaff' mir ein Halstuch von ihrer Brust, // Ein Strumpfband meiner Liebeslust!“), in der Struktur der Metonymie: In assoziativer, vorläufiger Stellvertretung des unverfügbaren Liebesobjekts muss ein Behelf einspringen. Dieses Surrogat jedoch steht, sofern es metonymisch funktioniert, für eine temporäre Suspension des „normalen“ Sexualziels, ist, recht prosaisch, Koitusersatz auf Zeit. Problematisch werde es erst, „wenn sich das Streben nach dem Fetisch über solche Bedingung hinaus

28 Ebda.

29 Alfred Binet: „Le fétichisme dans l'amour“, in: ders.: *Études de Psychologie Expérimentale*. Paris 1888, S. 64-85. Nachfolgend zitiert aus der auszugsweisen Übersetzung (*Der Fetischismus in der Liebe*) in: Endres (Hrsg.): *Fetischismus*, S. 226-240.

30 Freud: *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*, S. 61.

31 Ebda., S. 63.

fixiert und sich an die Stelle des normalen Zieles setzt“ und dadurch von der begehrten Person detachiert „zum alleinigen Sexualobjekt wird“.³² Kommt es so weit, so besteht eine „dem Betroffenen meist nicht bewußte symbolische Gedankenverbindung“³³, deren Symbolhaftigkeit als solche die Verschiebung nicht nur spielerisch vollzieht, sondern diesen Vorgang gänzlich verdeckt. Das Surrogat wird, als Symbol, zum eigentlichen Zweck, eine Bewegung, die Binet als noch als einen Vorgang der „Abstraktion“, vom Individuum zum Genre, geschildert hatte.³⁴

Soweit die Phänomenologie des Geschehens, deren einzige ätiologische Ergründung Freud hier ausdrücklich einer weiteren Bemerkung Binets entnimmt, wenn er anführt, dass die symbolisch-fetischistische Verschiebung auf den fortwirkenden Einfluss „eines zumeist in der frühen Kindheit empfangenen sexuellen Eindrucks“³⁵ zurückzuführen sei. Die genauere Mechanik dieser Substitution allerdings wird als „Assoziation“³⁶ nicht näher bestimmt.

Diese früheste Erörterung Freuds changiert, ihrer argumentativen Verfasstheit nach, zwischen einem kondensierten Forschungsbericht, der eine funktionale Bestimmung des Phänomens zu extrahieren sucht, und einer darstellerischen Verdichtung, die dank ihrer prägnanten Form bereits einige mögliche Anschlussstellen für künftige Weiterführungen zu bergen scheint. Diese beschränken sich hier allerdings auf mögliche Einsatzpunkte, die selbst keinerlei argumentative Implikation nahelegen. Diese interpretative Enthaltensamkeit korrespondiert mit der Tatsache, dass belegende Fallschilderungen nur summarisch erwähnt, nicht aber explikativ genutzt werden. Auf eigentümliche Art schwankt die rhetorisch strukturierte Analyse daher zwischen einer zwar induktiv, doch aus zweiter Hand gewonnenen Konklusion und jenem Grad an „Abstraktion“, die Binet selbst zum Signum des Fetischisten erklärt hatte.

Bereits zwei Jahre später wird die Verbindung zwischen der fetischistischen Verkennung und einem entsprechend prägenden Kindheitserlebnis wieder erwähnt – doch erneut muss diese Analyse ohne Patienten auskommen. Es handelt sich dabei um den Fußfetischismus des Norbert Hanold, seinerseits Protagonist in Wilhelm Jensens Novelle *Gradiva*.³⁷

32 Ebd., S. 64.

33 Ebd., S. 65.

34 Binet: *Der Fetischismus in der Liebe*, S. 229.

35 Freud: *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*, S. 64.

36 Ebd., S. 65.

37 Sigmund Freud: „Der Wahn und die Träume in W. Jensens ‚Gradiva‘“. In: *Sigmund Freud. Studienausgabe*, Band X. Frankfurt am Main 2000, S. 9-85, hier besonders 44-46.

Freud beschränkt sich auf ein knappes Lob des Dichters, der sich, da er ein Kindheitsereignis als mögliche Erklärung im Text anbietet, ganz auf der Höhe der Wissenschaft, also derjenigen von Binets Text, befindet.

Eine echte Erweiterung der bisher eher referierten Bestimmungen des Fetischismus liefert Freud dann in einem kurzen Vortrag, den er am 24. Februar 1909 im Rahmen der Mittwochsgesellschaft unter dem Titel *Zur Genese des Fetischismus*³⁸ hielt. Der Text wurde zu Lebzeiten nicht publiziert und erschien erst 1988 in englischer Sprache. Gegenüber dem Kollegium gibt Freud darin einen echten Forschungsüberblick, kommentiert und bewertet die bestehenden Studien von Binet, Richard von Krafft-Ebing, August Forel und Iwan Bloch knapp aber entschieden. Darüber hinaus bedient er sich eines gänzlich anderen Vokabulars, als dies noch in den *Drei Abhandlungen* der Fall war: Weder ist von rhetorischen Beziehungen oder Assoziation die Rede, noch werden bestehende Erklärungen als irgendwie zufriedenstellend vorgestellt. Vielmehr ist es Freud darum zu tun, eine eigenständige Umgangsweise mit dem Thema zu formulieren, weshalb er zum einen vorschlägt, den allzu leicht mit alltäglichen Formen der Sexualüberschätzung verwässerten Begriff des Fetischismus für jene Aspekte des Geschehens zu reservieren, die „etwas Rätselhaftes“ für sich beanspruchen können.³⁹ Zum anderen legt Freud nun das Hauptgewicht seiner Erörterung auf den bislang nicht genauer ausgeführten Umstand, wie die Verbindung zwischen Kindheitserinnerungen und fetischistischer Objektwahl zu denken sei. Seine Erklärung besteht 1909 vor allem in der Analyse eines Falles von Kleiderfetischismus, der dadurch zustande gekommen sein soll, dass ein erzwungener Triebverzicht (sich nicht mehr an der nackten Mutter voyeuristisch erfreuen zu dürfen) zu einer „Triebverdrängung“ geführt habe. Dabei wirken scheinbar unverdächtige Bestandteile der inkriminierten Szenerie fort, die nunmehr eine Zuflucht für den verfeimten Trieb bieten:

„Und man kommt darauf, dass hier eine auch sonst bekannte Triebverdrängung vor sich gegangen ist. Ein Typus der Verdrängung, der mit der Spaltung des Komplexes eingeleitet wird. Ein Teil wird nun wirklich verdrängt, während der andere Teil idealisiert wird, der eben in unserm Fall zum Fetisch erhoben wird.“⁴⁰

38 Sigmund Freud: „Zur Genese des Fetischismus. 17. Vortragsabend am 24. Febr. 1909“, in: Endres (Hrsg.): *Fetischismus*, S. 255-261.

39 Ebda., S. 257.

40 Ebda., S. 259.

Die Neuigkeit besteht für Freud nun darin, dass nicht eine schiere Substitutionslogik als Erkenntnis präsentiert, sondern eine partielle Verdrängung als Grund für fetischistische Überbewertung eines assoziativ involvierten Aspekts angenommen werden kann. Entsprechend selbstbewusst präsentiert er seine Hoffnung, dass das „Gesagte“ wahrscheinlich die „Auflösung“ des Fetischismus „sein dürfte“: „Triebunterdrückung, partielle Verdrängung u. Erhebung des einen Stücks des verdrängten Komplexes zum Ideal“.⁴¹

Betrachtet man Freuds überbordend optimistische Einschätzung dieses Fundes – er spricht abschließend davon, dass nur „5-6 derartige Beobachtungen“ aus der Klinik noch nötig wären, sodass „das Rätsel des F. gelöst“ sei⁴² – hinsichtlich der Frage, wie sein Vorgehen plausibilisiert wird, so fällt ein beträchtlicher Abstand zwischen rhetorischer Selbstaufwertung und eingestandenen Schwachstellen auf. Beachtlich ist etwa, dass Freud den Vortrag mit dem „Grundsatz“ beginnt, „keine Theorie zu machen, ehe sie nicht durch Beobachtungen gestützt ist“⁴³, wenig später aber einräumen muss, dass „die schwache Seite dieses Versuches sei, dass sie im ganzen auf der Beobachtung von 3 Fällen verteilt auf 2 Personen fusse“.⁴⁴ Und selbst hier muss noch ergänzt werden: Dies ist eine euphemistische Rechnung, da Freud sich nur auf einen Patienten beziehen kann, da er die zweite genannte Person der Fallsammlung von Krafft-Ebing entnimmt. Auch angesichts dieses Umstands wirkt es verwegen, zwar keine „Theorie“ liefern zu wollen, aber doch von einer „Aufklärung von so prinzipieller Natur“ zu sprechen, „dass man annehmen könne, es werde sich in andern Fällen ähnlich verhalten“.⁴⁵ Es wäre bereits reizvoll genug, die von Freud in Anschlag gebrachte terminologische Differenz zwischen „Theorie“ und „Aufklärung“ genauer zu befragen, da er hier anhand dieses Unterschieds seine fallbezogene Erläuterung zur Verallgemeinerung anbietet und damit auch sprachlich auf die induktive Generation des präsentierten Wissens hinweist. Führt man sich nun aber vor Augen, dass diese Induktion lediglich auf einem einzigen Fall basiert, der zwei verschiedene Fetische entwickelt hat, so fühlt man sich erneut an Binets „Abstraktion“ erinnert. Doch damit nicht genug, es lohnt sich, den von Freud geschilderten Fall im Wortlaut zu betrachten. Pikanterweise han-

41 Ebda., S. 261.

42 Ebda.

43 Ebda., S. 255.

44 Ebda., S. 257.

45 Ebda., S. 258.

delt es sich bei dem physisch impotenten Kleiderfetschisten nämlich um ein besonders nebulös-verirrtes Exemplar, das nicht nur sein Sexualinteresse auf Bekleidung „verschoben“ hat; auch in „seinem sonstigen Wesen finden sich einige Parallelen zu diesem Kleider[-]Interesse.“ Diese schildert Freud durch einen überraschenden Parallelschluss:

„Pat. ist 5. spekulativer Philosoph geworden u. die Namen spielen bei ihm eine ganz besonders grosse Rolle. Es hat sich also auf intellektuellem Gebiet etwas ähnliches beim Pat. vollzogen wie auf erotischem Gebiet: er hat sein Interesse von den Dingen weg auf die Worte gewendet, die ja gewissermaßen die Kleider der Begriffe sind u. das erklärt sein Interesse für die Philosophie.“⁴⁶

Abgesehen von der unfreiwilligen Komik, die in der mutwilligen Einführung von spekulativer Philosophie und Fetischismus liegen mag, ist diese Passage nicht nur Ausdruck von Freuds offener Begründungsarmut – denn an eine ansatzweise naturwissenschaftlich-induktive Plausibilisierung seiner „Aufklärung“ ist anhand dieses selbstgeschilderten Falles kaum zu denken –, sondern auch einer beachtlichen Selbstverkenning, und zwar in einem zumindest doppelten Sinne: Denn Freud hatte nicht nur in den *Drei Abhandlungen* rhetorische Funktionsmuster als valide, mithin reale Erklärung gelten lassen (und wird in seinem Fetischismus-Aufsatz von 1927 die sprachliche Nuance zwischen „Glanz“ und „glance“ als nicht minder realen Schlüssel zur Auflösung eines Fetichs berichten), zudem wird er selbst im Vortrag von 1909 noch den Umkehrschluss wagen und für nicht weniger als „die Hälfte der Menschheit“ die Gültigkeit seiner Hypothese schlichtweg behaupten: „Alle Frauen sind nämlich Kleiderfetschisten.“⁴⁷ Seine Invektiven gegen eine philosophische „Theorie“ oder „Spekulation“ belegen entsprechend eher die Schwäche seiner eigenen Methodik, der er nur schwerlich den Anschein einer geordneten Methodologie verschaffen kann. Vielmehr vexiert sein eigenes Vorgehen hier zwischen einer überhastet verallgemeinerten Hypothese und vorgeschützter Polemik, die erst recht darauf hinweist, wie ungesichert die vorgetragene „Aufklärung von so prinzipieller Natur“ selbst bleibt. Selten klaffen bei Freud der ausdrückliche Anspruch an sein Vorgehen und das tatsächliche Prozedere so ostentativ auseinander.

Wie wenig Freud von seinem vorgetragenen Lösungsversuch überzeugt war, belegt der Umstand, dass er nur ein Jahr später, in *Eine Kindheitserin-*

46 Ebda.

47 Ebda., S. 259.

nerung des Leonardo da Vinci,⁴⁸ einen neuen Aspekt zur Erklärung des Fetischismus heranzieht, ohne auf die jüngste Pointe der partiellen Verdrängung einzugehen. Scheinbar *en passant* wird hier ein an anderer Stelle entwickeltes Theorem, das der „Kastrationsdrohung“, in die bestehende Konzeption des Fetischismus integriert. Freud hatte dieses zuerst 1908 in seiner Schrift *Über infantile Sexualtheorien*⁴⁹ eingeführt und ursprünglich zwar mit einer daraus möglicherweise resultierenden Homosexualität, nicht aber mit einem kompensierenden Fetischismus verknüpft. Die Verbindung der beiden argumentativen Elemente wird in der Schrift über Leonardo da Vinci zwar wie selbstverständlich erwähnt, nicht aber näher erläutert oder mit bisherigen Überlegungen verknüpft.

Der darin vollzogene Schwenk wird erst vier Jahre später, erneut in einem Vortrag vor der Mittwochsgesellschaft, anhand eines Falles von Fußfetischismus⁵⁰ erläutert. Unter erneutem Hinweis auf das „Binetsche[] Kindheitstrauma“ präsentiert Freud hier eine gewandelte Herleitung der fetischistischen Fixierung, die er bei seinem Patienten als bestätigt ansieht:

„Dann eine Regression während der Sexualentwicklung infolge der Sexualeinschüchterung; und zwar eine solche in der Kindheit, welche die Entwicklung stört, und eine in der Pubertät, welche die Fixierung hervorruft. Die Kindheitsstörung erfolgt hier durch Kastrationsdrohung von seiten des Vaters und durch den Anblick des schwesterlichen Genitales“⁵¹

Genauer führt Freud diese Kastrationsdrohung dann auch mit dem gewählten Ersatzobjekt eng, wenn er schreibt: „Dazu kommt die symbolische Bedeutung des Fußes, welcher den beim Weib (infolge der Kastration) vermißten Penis ersetzt (Traum des Patienten, daß seine Frau einen Penis habe).“⁵² Die hier gelieferte Erklärung Freuds tritt nun aber gänzlich anders auf, da sie als reine Fallschilderung, niemals als allgemeinere Erkenntnis präsentiert wird. War zuvor, 1909, anhand eines Falles von ei-

48 Sigmund Freud: „Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci“, in: *Sigmund Freud. Studienausgabe*. Band X. Frankfurt am Main 2000, S. 87-159, hier 122.

49 Sigmund Freud: „Über infantile Sexualtheorien“, in: *Sigmund Freud. Studienausgabe*. Band V. Frankfurt am Main 2000, S. 169-184, hier 176.

50 Nachzulesen ist das von Otto Rank geführte 225. Protokoll des Vortrags „Ein Fall von Fußfetischismus“ als Typoskript vom 11. März 1914 unter: <https://www.psyalpha.net/de/archiv/archivkatalog-wpv/sammlung-wpv/protokolle-wpv-1906-1922/protokoll-225-sitzung-wiener-psychoanalytischen-vereinigung>.

51 Ebda., Protokoll S. 1.

52 Ebda.

ner gesamtheitlichen Aufklärung die Rede, so beschränkt sich Freud hier ausdrücklich auf einen isolierten Fall, für den eine abweichende, spezifische Erläuterung zu geben versucht wird, ohne auch nur die Möglichkeit einer induktiven Hypothesengewinnung zu anvisieren. Darüber hinaus fallen zwei Umstände auf: Die im ersten Vortrag formulierte Hypothese, wonach ein partieller Triebverzicht als nachvollziehbare Verschiebung wirksam wird, erscheint nun ersetzt durch die punktuell einsetzende, totale Triebumlenkung durch den Kastrationsschreck. Die Vorstellung einer teilbewussten, sukzessiven Verlagerung wird insofern durch eine recht distinkte Umschaltlogik ersetzt, ohne dass diese beiden Erklärungsfiguren kombiniert oder auch nur in Relation zu einander gesetzt würden. Zudem verlagert Freud sein Erkenntnisinteresse von einer möglichen Pauschalerklärung des Phänomens deutlich auf den konkreten Fall, sodass die Rivalität zweier hypothetischer Modelle keinen Widerspruch bedeutet, sondern ein gewachsenes Inventar an Erklärungsmustern zeigt.

Erst 1927 sollte Freud dann eine grundsätzliche Auseinandersetzung mit dem Phänomen publizieren und für den letztlich wirkmächtig gewordenen Aufsatz „Fetischismus“ eine echte Synthese der bisher präsentierten Theoriebruchstücke zu liefern versuchen. Auch bei diesem Text bildet der Hinweis auf die von ihm untersuchten konkreten Fälle den Einstieg in das Thema, sodass auch hier deutlich der Eindruck erweckt wird, es handle sich um eine faktenbasierte Hypothese, resultierend aus einer relevanten Stichprobe.⁵³ Freud formuliert interessanterweise diesen Anspruch auf repräsentative Aussagekraft in der ersten Person, wonach ihm die gefundene Erklärung „so zwingend“ erschien, „daß ich bereit bin, dieselbe Lösung allgemein für alle Fälle von Fetischismus zu erwarten“.⁵⁴ Nach der bisherigen Rekonstruktion verwundert eine solch ambigue rhetorische Konstruktion nicht weiter, denn die Allgemeinheit, die Freud erhofft – nicht zwingend annimmt –, wird sowohl, scheinbar bescheiden, als persönliche Erwartung ausgegeben, zugleich aber als generelles Erklärungsmodell angeboten.

Was nun folgt ist die in der Rezeption später gültige Formulierung des Fetisch als „Ersatz für den Phallus des Weibes (der Mutter), an den das Knäblein geglaubt hat und auf den es – wir wissen warum – nicht

53 Der erste Satz des Aufsatzes lautet: „In den letzten Jahren hatte ich Gelegenheit, eine Anzahl von Männern, deren Objektwahl von einem Fetisch beherrscht war, analytisch zu studieren.“ Sigmund Freud: „Fetischismus“, in: *Sigmund Freud. Studienausgabe*. Band III. Frankfurt am Main 2000, S. 381-388, 383.

54 Ebda.

verzichten will.“⁵⁵ Anders als im Vortrag von 1914 wird hier nun allerdings ein dynamisches Triebverzichts- und Ausweichsgeschehen entworfen, das Freud gewissermaßen als ein schwebendes Modell halbbewusster und mühsam aufrechterhaltener Handlungen entwirft. Die Verdrängung der Kastrationsangst wird nicht punktuell angenommen, sondern als fortwirkende, nur partiell bewältigte Verleugnung gefasst: „Aber unsere Situation zeigt im Gegenteil, daß die Wahrnehmung geblieben ist und daß eine sehr energische Aktion unternommen wurde, ihre Verleugnung aufrechtzuerhalten.“⁵⁶ Die zu investierenden Energien der Verleugnung und der Aufwertung eines Ersatzobjektes beschreiben hier ein dynamisches Modell, das gewissen Steigerungen und Verlagerungen unterworfen sein kann: „Man überblickt jetzt, was der Fetisch leistet und wodurch er gehalten wird. Er bleibt das Zeichen des Triumphes über die Kastrationsdrohung und der Schutz gegen sie, er erspart es dem Fetischisten auch, ein Homosexueller zu werden.“⁵⁷ Der anhaltend notwendige Aufwand, um eine apotropäische Wirkung zu erzielen und die eigene Errungenschaft als solche zu feiern, deutet bereits darauf hin, dass dieses Geschehen aus Freuds Perspektive nicht einfach eine Erleichterung bedeutet, sondern als ein fortwährender Konflikt über einen langen Zeitraum hinweg ausgetragen wird. Bemerkenswert ist nun, dass Freud diese beständige Ambivalenz des Fetischs zu begründen unternimmt, indem er auf seinen latenten methodologischen Subdiskurs zu sprechen kommt. Als scheinbaren Exkurs erläutert er, welches „andere[] theoretische[] Interesse“ ihn mit dem Phänomen des Fetischs verbinde:

„Ich habe kürzlich auf rein spekulativem Wege den Satz gefunden, der wesentliche Unterschied zwischen Neurose und Psychose liege darin, daß bei ersterer das Ich im Dienste der Realität ein Stück des Es unterdrücke, während es sich bei der Psychose vom Es fortreißen lasse, sich von einem Stück der Realität zu lösen; ich bin auch später noch einmal auf dasselbe Thema zurückgekommen. Aber bald darauf bekam ich Anlaß zu bedauern, daß ich mich so weit vorgewagt hatte.“⁵⁸

Denn, wie Freud weiter ausführte, diese seine rein spekulativ gewonnene Folgerung wurde durch ein Brüderpaar falsifiziert, die ihm glaubhaft veranschaulichten, dass es sich bei der von ihm vermuteten Alternative nicht

55 Ebda., S. 383-384.

56 Ebda., S. 384.

57 Ebda., S. 385.

58 Ebda., S. 386.

um eine ausschließende Disjunktion handeln müsse. Vielmehr kam Freud zu dem Schluss, dass im Seelenleben der Brüder beide „Strömungen“ nebeneinander bestehen bleiben konnten.⁵⁹ Hier lösen sich für Freud zwei theoretische Darstellungsprobleme auf einmal, denn nicht nur wird die Spekulation von der klinischen Realität Lügen gestraft, auch sein zuvor erarbeitetes, vermeintlich analytisch gewonnenes Lösungsinventar kann nun zu Ehren kommen. Die Lösung, die in der Annahme einer fortwährenden Ambivalenz der fetischistischen Verleugnung besteht, war ja in seiner früheren Annahme einer partiellen Verdrängung vorgezeichnet. Nun allerdings wird diese mit der Kastrationsangst synthetisiert und nicht als statisches Modell, sondern als eine anhaltende, teilbewusste und wartungsintensive Bewegung konzipiert. Freud präsentiert diese Folgerung allerdings so, als ob seine klinischen Teilbefunde hier zu einem Modell zusammengefügt würden, das ausdrücklich keine reine Spekulation sei. Zugleich insinuiert die Abfolge seiner Argumentation indirekt, dass die Synthese seiner Erklärungselemente nun etwas leisten könne, was auf „rein spekulativem Wege“ nicht zu erlangen sei, nämlich eine breite Mehrheit der möglichen Fälle zu erhellen. Die Eleganz dieser implizit geführten, methodologischen Situierung ist kaum zu übertreffen, verbindet Freud doch ein sehr offen formuliertes und gewissermaßen flexibles Lösungsangebot, das schwer zu falsifizieren ist, mit dem indirekten Hinweis auf deren faktenbasierte Generalität. Durch die Folgerung, der Fetisch wäre ein ambivalentes, fragiles Geschehen, in dem diametral entgegengesetzte Energien, die „wunschgerechte wie die realitätsgerechte Einstellung“⁶⁰ gleichzeitig bestehen könnten, wird eine Synthese zweier Erklärungsansätze erreicht, deren konkrete Ausgestaltung und jeweilige Gewichtung schlichtweg nicht festgelegt, sondern erst bei künftigen Anwendungen genauer spezifiziert werden muss:

„Die Zärtlichkeit und die Feindseligkeit in der Behandlung des Fetisch, die der Verleugnung und der Anerkennung der Kastration gleichlaufen, vermengen sich bei verschiedenen Fällen in ungleichem Maße, so daß das eine oder das andere deutlicher kenntlich wird.“⁶¹

Diese offene Anlage des Theorems ermöglicht es, keine diskreten, kausalen Konstellationen zu formulieren, sondern eine Grundsituation zu schildern, deren Elemente beweglich und unterschiedlich betonbar blei-

59 Ebda. S. 387.

60 Ebda.

61 Ebda., S. 388.

ben – die Gesamtstruktur bleibt entsprechend bei kleineren Abweichungen, die künftige Fälle aufweisen könnten, dennoch gültig. Dass Freuds hypothetische Konstruktion nun nicht rein induktiv gewonnen, sondern aus bestehenden Teilerklärungen synthetisiert wurde, bezeugt, dass es ihm nicht primär um die Aufklärung bestimmter Einzelphänomene zu tun war, sondern um eine behutsam verallgemeinerte Fassung seiner bislang formulierten Erklärungsversuche. Der Fetischismus wird damit nicht zu einer von singulären Patienten⁶² her abstrahierten Denkfigur, die den kleinsten gemeinsamen Nenner einer größeren Anzahl realer Ausprägungen festhält, sondern zu einer theoretischen, mithin spekulativen Verschwisterung grundsätzlich kompatibler Teilerklärungen. Als solche dokumentiert der Fetischismusaufsatz von 1927 eine gründlich andere Argumentationsrichtung als die vorhergehenden Texte, da nun eine Basiserklärung vorgelegt werden soll, die selbst noch auf Expansion, Erweiterung, Konkretion und Verfeinerung hin ausgelegt ist. Mit anderen Worten: An die Stelle einer mechanischen Klärung tritt die Vorbereitung eines argumentativen Terrains, das den Boden für künftige Auseinandersetzungen bereitet. Freud selbst hat die hier formulierte Denkfigur später im Fragment gebliebenen Entwurf *Die Ichspaltung im Abwehrvorgang*⁶³ in diesem Sinne fortgedacht und auf ein noch weiteres Anwendungsfeld hin ausgedehnt. Was sich so deutlich abzeichnet, ist ein gewandelter Umgang mit Theoriebildung, die nicht mehr als spekulativ verteufelt, sondern im Sinne einer entwerfenden, projektiven Umgangsweise mit nicht vollständig ausgehärteten Denkmodellen bejaht wird. Die reichlich pragmatische, zur strukturellen Bedingung gewendete Offenheit dieser Konzeptionen, die vor 1918 undenkbar „philosophisch“ erschienen wäre, rückt seine spätere Vorgangsweise in die Nähe des damals aufkommenden Zweckoptimismus. Gegenüber Max Eitingon äußerte er damals: „Die Zeiten sind entsetzlich spannend. Es ist gut, daß das Alte stirbt, aber das Neue ist noch nicht da.“⁶⁴ Die Systematisierung seines Denkens versuchte, so ließe sich in Analogie folgern, diese Spannung nicht im System zu arretieren, sondern die Theoriebildung für „das Neue“ offenzuhalten. Die Möglichkeit einer letztgültigen Erklärung, die Freud vor 1918 auf induktivem Wege, durch beständige Anläufe in Angriff zu nehmen versuchte,

62 Das Maskulinum ist an dieser Stelle nicht generisch: Für Freud war der Fetischismus lediglich auf Basis der männlichen Sexualität erklärbar.

63 Sigmund Freud: „Die Ichspaltung im Abwehrvorgang“, in: *Sigmund Freud. Studienausgabe*. Band III. Frankfurt am Main 2000. S. 389-394.

64 Michael Schröder (Hrsg.): *Sigmund Freud – Max Eitingon. Briefwechsel 1906–1939*. Band I. Tübingen 2004, S. 140.

weicht so, nach dieser stillen Zäsur, einer Formulierung, die bereits vorhandene Errungenschaften spekulativ arrangiert und als denkerisches Erbe sichert. Die späteste Fassung des Fetischismuskonzepts kann als Symptom dieses Wandels gelesen werden, wonach sich seine Texte nicht mehr damit begnügen, zu sammeln, zu folgern und zu bewahren, sondern aktiv darauf abzielen, untereinander kompatible Teilerklärungen zu anschlussfähigen Erklärungsmodellen für andere zu verschmelzen. „Das Neue“ war zwar noch nicht da, doch das zu Bewahrende war für das, was kommen sollte, aufbereitet.

Literatur

- Peter-André Alt: *Sigmund Freud. Der Arzt der Moderne. Eine Biographie*. München 2016.
- Hartmut Böhme: *Fetischismus und Kultur. Eine andere Theorie der Moderne*. Reinbek bei Hamburg 2006.
- Johannes Endres (Hrsg.): *Fetischismus. Grundlagentexte vom 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart*. Berlin 2017.
- Ernst Falzeder u.a. (Hrsg.): *Sigmund Freud – Sándor Ferenczi. Briefwechsel*. Band II/2. Wien 1996.
- Ernst Falzeder und Ludger M. Hermanns (Hrsg.): *Sigmund Freud / Karl Abraham. Briefwechsel 1907–1925. Vollständige Ausgabe*. Band II: 1915–1925. Wien 2009.
- Ernst L. Freud (Hrsg.): *Sigmund Freud. Briefe 1873–1939*. Frankfurt am Main 1980.
- Sigmund Freud [1915–1917]: *Vorlesung zur Einführung in die Psychoanalyse*. *Sigmund Freud. Studienausgabe*. Band I. Frankfurt am Main 2000.
- Sigmund Freud [1905]: *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*. In: *Sigmund Freud. Studienausgabe*. Band V. Frankfurt am Main 2000, S. 47–145.
- Sigmund Freud [1907]: „Der Wahn und die Träume in W. Jensens ‚Gradiva‘“, in: *Sigmund Freud. Studienausgabe*. Band X. Frankfurt am Main 2000, S. 9–85.
- Sigmund Freud [1908]: „Über infantile Sexualtheorien“, in: *Sigmund Freud. Studienausgabe*. Band V. Frankfurt am Main 2000, S. 169–184.
- Sigmund Freud [1909]: „Zur Genese des Fetischismus. 17. Vortragsabend am 24. Febr. 1909“, in: Endres (Hrsg.): *Fetischismus*, S. 255–261.
- Sigmund Freud [1910]: „Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci“, in: *Sigmund Freud. Studienausgabe*. Band X. Frankfurt am Main 2000, S. 87–159.
- Sigmund Freud [1925]: *Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds*. *Studienausgabe* Band V, Frankfurt am Main 2000, S. 257–266.
- Sigmund Freud [1927]: „Fetischismus“, in: *Sigmund Freud. Studienausgabe*. Band III. Frankfurt am Main 2000, S. 381–388.
- Sigmund Freud [1938/1940]: „Die Ichspaltung im Abwehrvorgang“, in: *Sigmund Freud. Studienausgabe*. Band III. Frankfurt am Main 2000. S. 389–394.
- Sigmund Freud – Georg Groddeck. Briefwechsel*. Wiesbaden – München 1985.
- Michael Giefer und Christfried Tögel (Hrsg.): *Sigmund Freud. Die Kalendereinträge von 1916–1918*. Frankfurt am Main – Basel 2016.

- Stefan Goldmann (Hrsg.): „Sigmund Freuds Briefe an seine Patientin Anna von Vest“, in: *Jahrbuch der Psychoanalyse* 17 (1985), S. 269–295.
- Klaus Heinrich: *Dahleener Vorlesungen. Band 7: Psychoanalyse Sigmund Freuds und das Problem des konkreten gesellschaftlichen Allgemeinen*. Frankfurt am Main 2001.
- Ernst Pfeiffer (Hrsg.): *Sigmund Freud – Lou Andreas-Salomé. Briefwechsel*. Frankfurt am Main 1966.
- Alois Pichler: *Wittgensteins Philosophische Untersuchungen. Vom Buch zum Album. Studien zur Österreichischen Philosophie* 36. Amsterdam – New York 2004.
- Jean-Bertrand Pontalis (Hrsg.): *Objekte des Fetischismus*. Frankfurt am Main 1972.
- Otto Rank: „225. Protokoll der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung. ‚Ein Fall von Fußfetischismus‘“. URL: <https://www.psyalpha.net/de/archiv/archivkatalog-wpv/sammlung-wpv/protokolle-wpv-1906-1922/protokoll-225-sitzung-wiener-psychoanalytischen-vereinigung>
- Michael Schröder (Hrsg.): *Sigmund Freud – Max Eitingon. Briefwechsel 1906–1939*. Band I. Tübingen 2004.
- Ludwig Wittgenstein: *Tractatus logico-philosophicus. Tagebücher 1914–1916. Philosophische Untersuchungen*. Werkausgabe Band 1. Frankfurt am Main 1984.
- Alenka Zupancic: *Freud und der Todestrieb*. Wien – Berlin 2018.

Skepsis und Aufbruch. Der Ort der Freud'schen Psychoanalyse in der zweiten Wiener Moderne nach 1918. Eine Skizze

Das was wir als „Laboratorium der Moderne“ in Wien nach 1918 genannt haben¹, ist verglichen mit der Wiener Kultur um 1900 eine andere Moderne, mit anderen Schwerpunkten und anderen Akteuren: Volksbildung, Frauenbewegung, moderne funktionalistische Architektur, Film und erst in zweiter Reihe: Literatur, Musik und Bildende Kunst. Eingebettet ist diese breit angelegte Kultur in das, was Alfred Pfoser und Andreas Weigl als die „Macht der Modernisierung“ bezeichnet haben.² Die Autoren sprechen in diesem Zusammenhang von „vielfältigen Kulturkämpfen“, die sich „an diffusen Feindbildern“ orientieren und sich, wie im Fall von Sexualität und Frauenfrage, an „allgemeinen Prinzipien orientieren.“³ All die oben erwähnten Themen und Felder des „Laboratoriums“ einer zweiten Wiener Moderne müssen vor diesem Hintergrund gesehen werden, der all diesen kulturellen Bestrebungen von vornherein eine meta-politische Bedeutung verleiht.

Es handelt sich dabei im weiten Sinn des Wortes um eine Kultur, die die Katastrophe des Ersten Weltkrieges verarbeitet, die Traumata des Krieges, den Verlust des Großmacht-Status, die Langzeitfolgen des Krieges. Dabei kommt ein Begriff von Kultur ins Spiel, der diese im Gefolge von T.S. Eliot und der Cultural Studies als „the whole of life“, als programmatische, von bestimmten Werten getragene Lebensform begreift.⁴

Zugleich eröffnet dieser Zusammenbruch neue Chancen und neue

1 Vgl. die Literatur zum Rahmenthema in der Bibliographie zu diesem Aufsatz.

2 Alfred Pfoser/Andreas Weigl, Die erste Stunde Null. Gründungsjahre der österreichischen Republik 1918-1922, Wien. Residenz 2017, S. 306.

3 Dies., a. a. O., S. 292.

4 Wolfgang Müller-Funk, Kulturtheorie. Einführung in Schlüsseltexte der Kulturwissenschaften, 2. Erweiterte Auflage, Tübingen: Francke/UTB 2010, S. 15.

Handlungsräume eben für jene Partei, die für eineinhalb Jahrzehnte in Österreichs einziger Großstadt Wien die politischen Geschicke leiten wird: Die Sozialdemokratie, die gerade in der Umbruchszeit von 1917/18 mit dem Label „Austromarxismus“ eine wichtige Stimme im europäischen Konzert der Linken bleibt.⁵

In diesen Rahmen möchte ich die Psychoanalyse und ihre bemerkenswerte Entwicklung nach dem Ersten Weltkrieg stellen: Das neu eröffnete Haus der Geschichte zeigt als Exponat eine Seite aus dem Kalender Sig-



mund Freuds, in dem dieser alle wichtigen Ereignisse des Novembers 1918 in Deutschland, Österreich und Ungarn eingetragen hat.⁶ Ähnlich penibel verfolgt Freud, wie die Vorworte zu seinem letzten Werk über Moses und den Monotheismus sichtbar macht, 1938 die Auseinandersetzung zwischen dem autoritären Ständestaat und dem Nationalsozialismus.⁷ Auch wenn sich Freud in vielen, wenn auch nicht allen Schriften mit vorder-

5 Vgl. die selbst schon Historie gewordene Studie von: Norbert Leser, Zwischen Reformismus und Bolschewismus. Der Austromarxismus als Theorie und Praxis, Wien. Europaverlag 1968.

6 https://www.wienerzeitung.at/nachrichten/kultur/museum/1000710_Ein-Haufen-Geschichte-zum-Stoeborn.html, heruntergeladen am 3.1.2019, um 11.30.

7 Vgl. Wolfgang Müller-Funk, The Architecture of Modern Culture. Towards a Narrative Theory of Culture, Boston-Berlin 2012, S. 106. Vgl. ders., Moses' heritage. Psychoanalysis between Anthropology, History and Enlightenment, in: Wolfgang Müller-Funk/Ingrid Scholz-Strasser/Hermann Westerinck (Hg.), Psychoanalysis, Monotheism and Morality. The Sigmund Freud Museum Symposia 2209-2011, Leuven: Leuven University Press 2013, S. 26f.

gründigen politischen Kommentaren zurückhält, lässt sich doch sagen, dass der Begründer der Psychoanalyse ein bemerkenswert politischer Mensch gewesen ist. Man muss dabei auch bedenken, dass Politik und die Analyse des Politischen im Gegensatz zu heute im allgemeinen Bewusstsein nicht den enormen Raum eingenommen haben wie heutzutage. So hat der ungarische Soziologe Karl oder Károly Mannheim erst Ende der 1920er Jahre die Frage gestellt, ob eine Wissenschaft des Politischen überhaupt möglich sei.⁸

Dass Freud auch aus pragmatischen Gründen der linken Mitte nahesteht, hat ihm in den Diskursen nach 1968 nicht selten den Ruf eines Bürgerlich-Konservativen eingetragen. In dieses Bild passen sein Misstrauen gegenüber dem kommunistischen Experiment in der Sowjetunion (in *Das Unbehagen in der Kultur*)⁹ sowie eine gewisse Skepsis gegenüber einem Pazifismus, wie der Brief an Einstein verrät.¹⁰

Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang auch der Briefwechsel mit Sándor Ferenczi, dem führenden Kopf der Budapester Psychoanalyse. Der Freund hat für seinen Wiener Kollegen 1917 eine Sommerfrische in Ungarn organisiert – vom 6.7. bis 21.8.1917 in Csorbató in der Hohen Tatra –, was die Kommunikation zwischen den beiden ganz offenkundig verstärkt. Der Briefwechsel gibt Einblick in die Entstehung jenes Werkes, das in der Geschichte der Psychoanalyse als ein Bruch in der Theorie angesehen wird, was der programmatische Titel *Jenseits des Lustprinzips* auch sinnfällig macht. Ferenczi ist neben Lou Andreas-Salomé einer der wenigen, mit denen Freud in einen engeren Gedankenaustausch über seine neue Skepsis tritt. Wie wir noch sehen werden, findet sich in dem Text, der eine programmatische Wende der Psychoanalyse verkündet, an der Freud fortan festhalten wird (etwa im *Abriß* oder im *Unbehagen*), auch Spuren eines zentralen Gedankens Ferenczis. Immer wieder kommt Freud im Briefwechsel der beiden auch auf politische Ereignisse in Deutschland, Österreich und Ungarn zu sprechen. Als er eine Hinwendung des Freundes in Richtung Nationalismus wahrzunehmen glaubt, beschwört er den Freund, seine libidinöse Energie lieber für die Psychoanalyse als einem

8 Karl Mannheim, *Ideologie und Utopie* (1929), Frankfurt/Main: Vittorio Klostermann 1985, S. 95-167.

9 Sigmund Freud, *Das Unbehagen in der Kultur*, herausgegeben und kommentiert von Wolfgang Müller-Funk, Wien: Vienna University Press 2016, S. 86f (= *Gesammelte Werke*, herausgegeben von Anna Freud, Bd. XIV, London: Imago 1948ff, S. 472 f)

10 Ders, *Warum Krieg*, in: *Das Unbehagen in der Kultur und andere kulturtheoretische Schriften*, herausgegeben von Alfred Lorenzer und Bernard Görlich, Frankfurt/Main: Fischer 1994, S. 165-177.

ungarischen Nationalismus zukommen zu lassen – Welch eine aktuelle Forderung!

Ein bemerkenswerter gesellschaftspolitischer Eintrag bezieht sich auf das Ende des Krieges. Freud vermerkt sarkastisch:

„Unsere Analyse hat eigentlich auch Pech gehabt. Kaum daß sie von den Kriegsneurosen aus die Welt zu interessieren begann, nimmt der Krieg ein Ende, und wenn wir einmal eine Quelle finden, die uns Geldmittel spendet, muß sie sofort versiegen.“¹¹

Ganz offenkundig ist es der Psychoanalyse gelungen, die bis dahin vornehmlich auf der individuellen Behandlung von Patientinnen und Patienten beschränkt war, sich in einem neuen angewandten Bereich zu platzieren. Der Krieg mit den verheerenden Folgen verschafft – ich beziehe mich hier auf die Studie von Svenja Goltermann¹² – einem Diskurs zum Durchbruch, der bis dahin im Schatten kriegerischer Heldennarrative gestanden hatte: dem Diskurs und der Erzählung des Traumas.

Erstaunlich an Freuds bösem Scherz bleibt, dass er in seiner Bemerkung gegenüber dem ungarischen Mitstreiter ein entscheidendes Moment des Traumas ausblendet: seine Langzeitwirkung, ist doch das Trauma im psychoanalytischen Standardmodell nicht ohne jene Verdrängung zu begreifen, die es erst hervorbringt. Freud zufolge verdrängt der psychische Apparat – das mechanistische Element der Theorie ist unübersehbar – jene übermäßige negative Reizzufuhr, die er momentan nicht zu verarbeiten imstande ist. Die Psyche arbeitet in Freuds Traum-Theorie, individuell wie kollektiv, salopp gesprochen auf Zeit. Im übrigen skandalisiert Freud die Verdrängung nicht, sondern sieht in ihr gleichsam einen Selbstschutz des Seelischen. Das Verdrängte hinterlässt im Unbewussten Spuren und Symptome und führt den Wiederholungszwang herbei. An diesem Punkt setzt die psychoanalytische ‚Cur‘ an, indem der Analytiker zusammen mit dem Patienten dieses Verdrängte bearbeitet und zum Vorschein bringt.

Mit dem Ende des Krieges nimmt das individuelle wie kollektive Trauma kein Ende. Das hat ganz hellsichtig ein Freud-Leser, der ungarisch-deutschsprachige Dramatiker Ödön von Horváth, eindringlich in seinem Theaterstück „Sladek oder die schwarze Armee“ vorgeführt. Die Männer, die einigermäßen heil aus diesem Krieg zurückgekommen sind, sind von

11 Sigmund Freud/Sándor Ferenczi, Briefwechsel, herausgegeben von Ernst Falzeder und Eva Brabant, Bd. II/2 (1917-1919)Wien: Böhlau 1996, S. 187.

12 Svenja Goltermann, Opfer. Die Wahrnehmung von Krieg und Gewalt in der Moderne, Frankfurt/Main: S. Fischer 2017.

diesem schwer gezeichnet.¹³ Ein Mitglied dieser rechtsradikalen paramilitärischen Einrichtung meint gegenüber einer jungen Frau, die die Männer in Uniform immer noch erotisch attraktiv findet: „Wir haben uns nur noch nicht umgezogen seit dem Krieg.“¹⁴ Das ist handfest und metaphorisch zu verstehen. Sie tragen die ‚falschen‘ Uniformen, weil sie sich nicht damit abfinden, geschlagene Menschen und traumatisierte Verlierer zu sein. Sie sind außerstande, mit diesem Trauma umzugehen. Realitätsverweigerung und Wiederholungszwang bedingen dabei einander. Es sind die Unfähigkeit und die Verweigerung, die sie zum Morden und in die Arme des Rechtsradikalismus treibt.

Dass der Krieg indes zu dramatischen politischen Volten und zu nicht enden wollenden Krisen führt, ist Freud durchaus bewusst. So vermerkt er zur Situation in Deutschland mit Seitenblick auf die dortige Sozialdemokratie: „Deutschland wird nicht bolschewistisch, sondern entwickelt sich vollständig weiter.“¹⁵ Wenn ihm Ferenczi schreibt, dass er sich in der neugegründeten sozialdemokratischen Ärzte-Gewerkschaft engagieren möchte, dann verweist Freud kritisch auf die Sozialisierungsmaßnahmen der ungarischen Sozialisten. Wie auch in anderen Schriften, etwa im *Unbehagen*, meldet Freud generell Vorbehalte gegen das sozialistische Konzept der Abschaffung des Privateigentums an, weil sich dieses im Widerstreit zur psychoanalytischen Auffassung vom Menschen und seinen widersprüchlichen Triebkonstellationen befindet. Als ihm der Freund aus Budapest von seinem Engagement für die – kurzlebige – ungarische Räterepublik berichtet, rät ihm Freud zur Zurückhaltung. Das ist ein freundschaftlicher Rat und Freud erweist sich in seiner Einschätzung dieses sehr bald fehlgeschlagenen politischen Experiments als durchaus hellsichtig. Aber seine Mahnung hat auch eine taktische Seite. Der ‚Politiker‘ Freud möchte die ohnehin von allen Seiten angefeindete ‚jüdische‘ Lehre aus

13 Vgl. Wolfgang Müller-Funk, *The Marginal Man. Verlierer, Heimatlose und Deplacierte nach 1918*: Joseph Roth und Ödön von Horváth, Vortrag im Rahmen des Workshop an der Humboldt Universität zu Berlin, „Der Krieg ist vorbei und das Morden beginnt. Literarische Reflexion auf postimperiale Gewalt in Ostmitteleuropa nach 1918“, 20.-22. 9. 2018, unpublizierter Text. Vgl. auch: Wolfgang Müller-Funk, Stichworte zur gesellschaftspolitischen Aktualität von Horváths Volksstücken, in: Nicole Streitler-Kastberger/Martin Vejvar (Hg.), „Ich deneke ja garnichts, ich sage es nur“. Ödön von Horváth, Erotik, Ökonomie und Politik, Salzburg: Jung und Jung 2018, S. 15-30.

14 Ödön von Horváth, *Sladek oder Die schwarze Armee*, Wiener Ausgabe sämtlicher Werke, herausgegeben von Klaus Kastberger, Bd. 2, herausgegeben von Nicole Streitler-Kastberger, Berlin: de Gruyter 2016, S. 33.

15 Sigmund Freud/Sándor Ferenczi, Briefwechsel, a. a. O., S. 186.

dem Alltag politischer Auseinandersetzungen heraushalten.¹⁶ Der politische Umbruch in Ungarn und die Niederschlagung der Räterepublik, führen dann zu jenem politischen Umschwung, den Freud offenkundig von Anfang an befürchtet hat. Mit der Machtübernahme Hortys geht ein aggressiver Antisemitismus einher, der auch und gerade vor der Psychoanalyse nicht halt macht.

Freuds Vorsicht, sich nicht in das politische Alltagsgeschäft einzumischen, hindert ihn freilich nicht daran, sich lobend über das Rote Wien zu äußern und von seinem eigenen sozialpolitischen Engagement zu berichten oder vor dem nicht nur in Ungarn aufflammenden Nationalismus zu warnen. In diesem Zusammenhang erwähnt Freud dem Freund gegenüber auch jene Schrift, an der er momentan arbeitet und die er theoretischen Beitrag zu der nach 1918 entstandenen politischen, kulturellen und gesellschaftlichen Lage versteht, eben *Jenseits des Lustprinzips*. Einen Monat vor der Verkündung der ungarischen Räterepublik, schreibt Freud am 28.3. 1919: „Ich amüsiere mich sehr mit einer Arbeit: Jenseits des Lustprinzips, die ich dann abschreiben lasse, um Ihre Meinung über sie zu hören.“¹⁷

Wann er Ferenczi das Manuskript geschickt hat, wird aus dem Briefwechsel nicht ersichtlich, aber dass Freud diese Schrift als einen Versuch konzipiert hat, den Ersten Weltkrieg, den Bruch von 1918 und den krisenhaften Neubeginn theoretisch mit dem Instrumentarium der Psychoanalyse zu erfassen, steht außer Frage.

Spuren von Ferenczis Denken sind in Freuds programmatischen Neueinsatz fraglos zu finden. Ein Thema wird unter Verweis auf diesen auch ausdrücklich ausgesprochen. Zu Beginn des zweiten Abschnitts heißt es nämlich unter Bezugnahme auf den 1919 unter Mitarbeit von Ferenczi entstandenen Band *Zur Psychoanalyse der Kriegsfolgen*:

Nach schweren mechanischen Erschütterungen, Eisenbahnzusammenstößen und anderen, mit Lebensgefahr verbundenen Unfällen ist seit langem ein Zustand beschrieben worden, dem dann der Name ‚traumatische Neurose‘ verblieben ist. Der schreckliche, jetzt abgelaufene Krieg hat eine große Anzahl solcher Erkrankungen entstehen lassen und wenigstens der Versuchung ein Ende gesetzt, sie auf organische Schädigung des Nervensystems durch Einwirkung mechanischer Gewalt zurückzuführen.¹⁸

16 Sigmund Freud/Sándor Ferenczi, Briefwechsel, a. a. O., S. 239.

17 Sigmund Freud, Sándor Ferenczi, Briefwechsel, a. a. O., S. 247.

18 Sigmund Freud, *Jenseits des Lustprinzips*, Frankfurt/Main. Fischer, S. 197.

Dem stellt Freud ein Konzept entgegen, dass das Traumatische auf ein Ausmaß von unmittelbar verarbeitbarer „Erregungen“ zurückführt, die „stark genug sind, den Reizschutz zu durchbrechen“.¹⁹

In der Schrift von 1920, einer Bilanz und einem Neuanfang von Freuds Lehre, wird zunächst einmal betont, dass auch schon im ursprünglichen Konzept das Lustprinzip an Schranken und in Widerstreit mit einem anderen Prinzip, dem Realitätsprinzip gestoßen ist:

„Wir wissen, daß das Lustprinzip einer primären Arbeitsweise des seelischen Apparates eignet und daß es für die Selbstbehauptung des Organismus unter den Schwierigkeiten der Außenwelt so recht von Anfang an unbrauchbar, ja in hohem Maße gefährlich ist. Unter dem Einflusse der Selbsterhaltungstribe des Ich wird es vom Realitätsprinzip abgelöst, welches, ohne die Absicht endlicher Lustgewinnung aufzugeben, den Verzicht auf mancherlei Möglichkeiten einer solchen und die zeitweilige Duldung der Unlust auf dem langen Umwege zur Lust fordert und durchsetzt.“²⁰

In gewisser Weise zielt Freud darauf ab, einer Interpretation der Modifikation seiner Lehre entgegenzutreten, die darauf hinausläuft zu behaupten, dass Freud in *Jenseits des Lustprinzips* eine monistische Auffassung (Libido als einziger und bestimmender Trieb) durch ein dualistisches Konzept (Lebens- versus Todesprinzip) zu ersetzen. Dem dient der Hinweis auf die Kontraststellung von Lust- und Realitätsprinzip. Ohne diesen Gegensatz vollständig aufzugeben, führt Freud einen neuen Gegenspieler ein, der nicht von außen sondern von innen her kommt. Und das ist eben der Todes- bzw. Aggressionstrieb, der historisch in dem zu Ende gegangenen schrecklichen Krieg manifest geworden sei. Die dabei zutage tretenden Energien begreift Freud, übrigens anders als sein Schüler und späterer Kontrahent, Wilhelm Reich, nicht (vornehmlich) als eine aggressive Reaktion auf sexuelle Repression, sondern als eine genuine Tendenz des Menschlichen, die sich auch in der genitalen Sexualität findet.

Deshalb ist auch nur logisch, wenn er dieses prekäre ‚negative‘ und auslöschende Begehren zunächst als Todestrieb beschreibt, als regressives Bestreben, ins Anorganische zurückzukehren, in jenes Anorganische, das früher da war als das Leben.

Dass diese Destruktion, die zunächst sich selbst gilt, vom psychischen Apparat nach außen gelenkt wird, ist indes der zweite Schritt in einem Prozess, in dem die Destruktion sich nun gegen Andere richtet. In die-

19 Sigmund Freud, *Jenseits des Lustprinzips*, a. a. O., S. 214.

20 Sigmund Freud, *Jenseits des Lustprinzips*, a. a. O., S. 195.

ser Richtungsänderung kommt auf ‚perverse‘ Weise das Lustprinzip zum Tragen, das in die Aggression eingeschrieben. Die Sehnsucht nach dem Tod – das Nirwana-Prinzip, wie es Freud nennt – verkehrt sich zur Lust, den anderen zu töten.

Das neue Konzept ist durchaus widersprüchlich und fragil. Es finden sich zwar Passagen, in denen Freud (wie später im *Unbehagen*) Lebens- und Todestrieb binär und polar einander gegenüberstellt, aber zugleich wird in der Schrift auch betont, dass diese beiden Grundtriebe sich auf die verschiedenste Art und Weise durch- und vermischen. Die Beschäftigung mit den auto-destruktiven Triebanlagen führt Freud auf überraschende Weise dazu, sein Verständnis von ‚Trieb‘ überhaupt zu überdenken, etwa wenn er schreibt: „Ein Trieb wäre also ein dem belebten Organischen innewohnender Drang zur Wiederherstellung eines früheren Zustandes“.²¹

Die Einführung des Todestriebs verändert also die Freudschen Trieblehre insgesamt, was Freud auch unmissverständlich einräumt:

Diese Auffassung des Triebs klingt befremdlich, denn wir haben uns daran gewöhnt, im Triebe das zur Veränderung und Entwicklung drängende Moment zu sehen, und sollen nun das Gegenteil in ihm erkennen, den Ausdruck der konservativen Natur des Lebenden.²²

Diese Tendenz wohnt ganz offenkundig auch dem Gegenspieler-Trieb, dem Eros inne, den man, wenigstens aus männlicher Perspektive als eine Rückkehr in den weiblichen Schoß deuten kann, der offenkundig mit dem Geburtstrauma zu tun hat – eine Idee, die in Ferenczis Überlegungen eine nicht unmaßgebliche Rolle spielt. Insofern wäre der Koitus – man denke an die französische Metaphorik *la petite mort* – demnach eine Bestätigung des regressiven Moments aller Triebregungen, womit aber die simple Gegenüberstellung von progressivem Eros und regressiven Thanatos hinfällig würde.

Aufschlussreich in diesem Zusammenhang ist ein Brief von Lou Andrea-Salomé an Freud vom 26.12. 1920. Die Weggefährtin Freuds betont dabei die Komplementarität von Todes- und Lebenstrieb und spricht unter anderem vom Thema „des „Triebpassiven“.

„Von den Gedanken über Leben und Tod, wie sie sich darauf aufbauen, kann ich, in einer eigentümlichen Weise sowohl sagen: da geh ich mit, wie auch: ich geh in der Richtung umgekehrt. Indem nämlich ‚Tod‘ und Anorganischwer-

21 Sigmund Freud, *Jenseits des Lustprinzips*, a. a. O., S.221.

22 Sigmund Freud, *Jenseits des Lustprinzips*, ebd.

den letztlich noch nur biologisch uns zum Begriff sich formen, bleiben sie gewissermaßen ein dem Außen entnommenes Bild: genau so viel oder wenig paradox wie die Lebensaktion als bloße Todesfahrt gelten kann, so auch umgekehrt etwa die vom Ur-Ruhezustand regredierende Tendenz des Elementarischen als Einkehr in den Lebensgrund (der sich biologisch nicht ausdrücken lässt: entsprechend der erkenntnistheoretischen Kniffligkeit, daß unser Hirn ein Außenprodukt und alles Außen unser Hirnprodukt sei). So erscheinen auch die Sexualtriebe zum Erlöschen des Bewußtseins, zu Lösung und Vergehen zu führen und stellen doch diese eigentliche Lebenstätigkeit dar; so scheinen die Ichs und Bewußtseine nicht als Selbstbehauptung zu wollen, und fuhrwerken damit doch in das für die Tödliche um.⁴²³

Freuds Briefpartnerin hat das entscheidend Neue an Freuds Konzept sofort registriert und in ihrem Sinne interpretiert – gewisse Ähnlichkeiten mit den Positionen Ferenczis sind unübersehbar.

Freud lässt freilich keinen Zweifel, dass er die menschliche Kultur durch den Todes- bzw. Aggressionstrieb gefährdet sieht und deshalb in seinem Modell die Gegenüberstellung braucht. In seiner Kulturtheorie werden Eros (in den nun auch der Selbsterhaltungstrieb integriert wird) und Thanatos zu zwei Polen, die einen dynamischen Prozess konstituieren. In Kultur sind stets zwei gegenläufige Elemente am Werk: Verbindung und Trennung, Öffnung hin zu Neuem und zu größeren Einheiten und Abschluss gegen ein fremdes Außen, Aufbau und Zerstörung, Weite und Enge. Bedeutsam ist auch, wie Freud nach 1918 den Begriff ‚Eros‘ weitet und ihn von der genitalen Sexualität unterscheidet. Dieser Eros nähert sich tendenziell und völlig unfreiwillig dem christlichen Verständnis von Liebe an.

Die Wende Freuds nach 1918, Reaktion auf die Ereignisse von Krieg, Revolution und andauernder Krise, führen zu einem Paradigmenwechsel, den man durchaus als pessimistisch bezeichnen kann. Theoretisch gesprochen schwächt er die progressiven Tendenzen des psychischen Apparates durch die Annahme einer dem Menschlichen innewohnenden Zerstörungstendenz. Das schwächt in gewisser Weise all jene politischen Bestrebungen, die Freud politisch unterstützt. Freud schwankt in der Frage, inwieweit es denkbar ist, diesem menschlichen Zerstörungsdrang entgegenzuwirken, und ob es möglich ist, wie der Pazifismus hofft, den Krieg ein für alle Mal gleichsam abzuschaffen. Der theoretische Schock besteht für Freud darin, dass dieser Krieg gerade dort in seiner ganzen

23 Sigmund Freud/Lou-Andrea Salome, Briefwechsel, Frankfurt/Main: S. Fischer 1966, S. 116.

Unbarmherzigkeit ausgebrochen ist, wo scheinbar die Kulturvierung der Triebe und damit die Bereitschaft zu friedlicher Kooperation bereits weit fortgeschritten gewesen sind.

Vielleicht sollte man die Geschichte des Kinderspiels seines Enkels mit einer Spule, die die abwesende Mutter ersetzen soll, jene zentrale und politische Anekdote im Text, die so viele Interpretationen ausgelöst hat, auch noch einmal politisch lesen. Was das Kind spielerisch tut, ist nämlich seine Unlust-Erfahrung, die Absenz der Mutter, produktiv im Spiel umzukehren und in eine durchaus lustvolle, vor allem aber aktive Beschäftigung zu verwandeln. Vielleicht ist ein solches psychisches Reaktionsmuster die Voraussetzung für ein Jenseits des Lustprinzips, das nicht ein politisches und kulturelles Jenseits, Herrschaft des Todes ist. Das spielerische Moment, ein tragendes Element der Kultur ist es, das es dem Kind ermöglicht, seine negativen Unlusterfahrungen positiv zu wenden.

Amivalenz ist in psychoanalytischer Theorie und Praxis eine nicht hintergehbare Kategorie. Sie überträgt sich von dem individualpsychologischen Geschehen, etwa zwischen Vater und Sohn auch auf das Feld der Politik. Die Psychoanalyse Freuds ist ein integraler Bestandteil jenes Laboratoriums der Moderne nach 1918, insofern ihr Begründer all die mit ihm verbundenen sozial- und gesellschaftspolitischen Implikationen cum grano salis teilt; er ist aber zugleich ein randständiger Beobachter, dem zum Beispiel das Pathos vom neuen Menschen, von dem etwa der Expressionismus und radikale sozialrevolutionäre Bestrebungen getragen sind, fremd bleibt und bleiben muss. Woran seine skeptisch gewendete Lehre festhält, ist die Möglichkeit, das Schlimmste zu verhindern und damit einen sehr bescheidenen Beitrag zu einem niemals ungefährdeten Fortschritt zu leisten. Dabei spielt jene Tendenz in seiner Argumentation, wonach Eros als Öffnung, Thanatos hingegen als eine sich abschließende Bewegung verstanden wird, auch politisch betrachtet eine maßgebliche Rolle.

Im Hinblick auf den zu Anfang betonten breiten demokratischen Begriff von Kultur, lässt sich füglich behaupten, dass Freud seine Lehre spätestens seit dem Ersten Weltkrieg nicht mehr nur als Instrument von praktischer Therapie und als Beitrag zu einem medizinisch-psychologischen Fachdiskurs begriffen hat, sondern auch als eine Lebensform und darüber hinaus als eine Theorie, die einen maßgeblichen Beitrag zur Analyse der Kultur zu leisten vermag. Dieser Anspruch verbindet seine durchaus verschiedenen Studien zwischen 1920 und 1939, seine Studie über die Massen, seine Theorie des Todes- bzw. Aggressionstriebes, seine Überlegungen zu Religion und Monotheismus oder seine scharfsinnigen Betrachtungen

zur Krise der modernen Kultur. Insofern lässt sich sein Œuvre auch als ein Kommentar zu jener nach 1918 entstandenen Kultur lesen, die in und mit der Krise lebt, von dieser bedroht ist und zugleich von ihr lebt. Seine kulturanthropologisch unterlegte Theorie, „deren Diskussion philosophischem Denken vorbehalten bleibt“²⁴, geht, ohne es jemals ausdrücklich zu explizieren, von einem Analogieschluss von individuellem Ich und kollektivem kulturellen Wir aus, in dem ähnliche Triebdynamiken am Werk sind wie im Falle des einzelnen Individuum. Die um die „erste Stunde Null“ (Pfoser/Weigl) geschriebene Studie *Jenseits des Lustprinzips* macht das plastisch, denn sie verwendet Begriffe wie Trauma oder Aggressionstrieb, wie Eros und Thanatos auf beiden Ebenen, auf der individuellen des und der Einzelnen wie auf der kollektiven Ebene der (nationalen) Kultur. Wenn man mit Freud eine Diagnose für das Scheitern der ersten republikanischen ‚Verfassung‘ in Österreich stellen wollte, dann wohl in jenem Sinn, dass es ihr nicht gelungen ist, diese – trotz aller kulturellen Innovationen – nachhaltig, das heißt psycho-physisch in den Menschen zu verankern. Mit der Kultur der modernen Demokratie hat die Psychoanalyse strukturell gemeinsam, dass sie die widerstrebenden Kräfte im Menschen auszubalancieren und zu moderieren trachtet. Insofern ist es auch kein Zufall, dass antidemokratisches Denken und Ablehnung der Psychoanalyse historisch Hand in Hand gegangen sind. Das Laboratorium der zweiten Wiener Moderne, als deren integraler Bestandteil die nach 1918 kulturell gewendete Psychoanalyse zu verstehen ist, war, und das wusste Freud, ein politisch heftig umkämpftes symbolisches Territorium. Spätestens seit 1938 befand sie sich, wenigstens in ihrer originären Form, im Exil.

Weiterführende Literatur zum Rahmen des Aufsatzes und des Forschungsprojekts

Adams Gulick, Charles: Von Habsburg zu Hitler. Bd 1-5. Wien, 1950.

Babka, Anna / Bidwell-Steiner, Marlen / Müller-Funk, Wolfgang (Hgg.): Broken Narratives / Narrative im Bruch. Theoretische Positionen und Anwendungen. Wien 2016.

Bécsi Magyar Újság online unter http://anno.onb.ac.at/info/bmu_info.htm

Benedikt, Heinrich (Hrsg.): Geschichte der Republik Österreich. Wien 1954.

Berger, Peter: Kurze Geschichte Österreichs im 20. Jahrhundert. Wien 2007.

Böloni, György: A Bécsi Magyar Újság. In: *Magyarság, emberség* 1958.

24 Sigmund Freud, Abriß der Psychoanalyse (1938), Frankfurt/Main: 1953, S.9.

- Campbell, Julie: *Literary Circles and Gender in Early Modern Europe. A Cross-Cultural Approach*. Aldershot 2006.
- Claessens, Dieter: *Gruppe und Gruppenverbände. Systematische Einführung in die Folgen von Vergesellschaftung*. Hamburg 1995.
- Filla, Wilhelm: *Wissenschaft für alle – ein Widerspruch? Bevölkerungsnaher Wissenstransfer in der Wiener Moderne. Ein historisches Volkshochschulmodell*. Innsbruck, Wien, München 2001.
- Galambos Ferenc: *A Bécsi Emigráció Újságai és Folyóiratai. 1919-1933*. Budapest o.J. Online unter <http://mek.oszk.hu/13700/13798/13798.pdf>
- Goldinger, Walter: *Geschichte der Republik Österreich*. Wien 1962.
- Goldinger Walter / Binder, Dieter A.: *Geschichte der Republik Österreich 1918-1938*. Wien, München 1992.
- Gruber, Helmut: *Red Vienna. Experiment in Working-Class Culture 1919-1934*. New York, Oxford 1991.
- Hanisch, Ernst: *Der lange Schatten des Staates. Österreichische Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert*. Wien 1994.
- INSTITUTE FOR COMPARATIVE MEDIA AND COMMUNICATION STUDIES zu Bécsi Magyar Újság: <http://www.oeaw.ac.at/cgibin/cmc/wz/imp/0140/>
- Kerekes Amália und Péter Zoltán: *INTERNATIONALITÄT – INTEGRATION – VERMITTLUNG Die Wiener ungarischsprachige sozialdemokratische Presse in der Anfangsphase der Ersten Republik*. In: *Kakaniien revisited 2007*; online unter http://www.kakaniien-revisited.at/beitr/emerg/AKerekes_ZPeter1.pdf
- Kos, Wolfgang (Hg.): *Kampf um die Stadt. Politik, Kunst und Alltag um 1930*. Wien 2010.
- Kókai, Károly: *Die frühe Filmtheorie von Béla Balázs*, in: *Hungarian Studies Budapest 2016.2*: 235-250.
- Kókai, Károly: *Im Nebel. Der junge Georg Lukács und Wien*, Wien 2002.
- Kókai, Károly: *Hauser Arnold és a film társadalomtörténete* in: Rigán L. und Ungvári Zrínyi I. Hrsg. *Az értelem Anyanyelvén. Magyar filozófusok a 20. és 21. századba*. Kolozsvár 2016: 203-217.
- Kókai, Károly: *Alternative Moderne. Johannes Wilde in Wien und Budapest*, in: Balogh A. und Mitterbauer H. Hrsg. *Gedächtnis und Erinnerung in Zentraleuropa*. Budapest 2012: 217-230.
- Kolk, Rainer: *Literarische Gruppenbildung. Am Beispiel des Georg-Kreises 1890-1945*. Tübingen 1998.
- Latour, Bruno: *Reassembling the Social. An Introduction to Actor Network-Theory*. New York 2005.
- Litván, György: *Irányszatok a bécsi magyar emigrációban*. In: *A két világháború közti Magyarországról*. 1984.
- Malina, Peter / Renner, Elke (Red.): *Blickwechsel oder Eine andere Erste Republik? – schulheft 2008*.
- Markovits, Györgyi: *A Bécsi Magyar Újság 1919. okt. – 1923. dec.* In: *Magyar Könyvszemle 1977*.
- Müller-Funk, Wolfgang: *Die Kultur und ihre Narrative*. Wien, New York 2002/2008

- Parr, Rolf: Interdiskursive Association. Studien zu literarisch-kulturellen Gruppierungen zwischen Vormärz und Weimarer Republik, (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur; Bd. 75). Tübingen 2000.
- Rabinbach, Anson 1989: Vom Roten Wien zum Bürgerkrieg. Wien 1989.
- Sandner, Günther: Der Austromarxismus und die Wiener Moderne, in: Fisahn, Andreas/ Michael R. Krätke/ Thilo Scholle (Hg.): Das Staatsverständnis des Austromarxismus. Baden-Baden 2017 (im Erscheinen).
- Sandner, Günther: Otto Neurath. Eine politische Biographie. Wien 2014.
- Sandner, Günther: Engagierte Wissenschaft. Austromarxistische Kulturstudien und die Anfänge der britischen Cultural Studies. Wien, Münster 2006.
- Stadler, Friedrich (Hg.): Arbeiterbildung in der Zwischenkriegszeit. Wien 1982.
- Stegbauer, Christian / Häußling, Roger (Hg.): Handbuch Netzwerkforschung. Wiesbaden: Springer VS Verlag für Sozialwissenschaften 2010.
- Stock, Brian: The implication of Literacy. Written language and Models of Interpretation in the 11th and 12th centuries. New Jersey 1983.
- Weidenholzer, Josef: Auf dem Weg zum „Neuen Menschen“. Bildungs- und Kulturarbeit der österreichischen Sozialdemokratie in der Ersten Republik. Wien, München, Zürich 1981.
- Wülfing Wulf / Bruns, Karin / Parr, Rolf: Handbuch literarisch-kultureller Vereine. Gruppen und Bünde, 1825-1933. Stuttgart, Weimar 1998.

AutorInnen des Bandes

Albert Dikovich, geboren 1986 in Wien, lebt und arbeitet in Wien und Konstanz.

Studium der Philosophie, Germanistik und Romanistik an der Universität Wien und der Université de Bourgogne, Dijon. Doktorat im Fach Philosophie an der Universität Wien mit einer Arbeit über die politische Philosophie im Kontext des politischen Umbruchs nach dem Ersten Weltkrieg in Mitteleuropa. Seit 2017 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Konstanz. 2020 Gastwissenschaftler an der Forschungsstelle Weimarer Republik an der Universität Jena. Veröffentlichungen zur politischen Philosophie und Ideengeschichte des frühen 20. Jahrhunderts, darunter als Herausgeber (gemeinsam mit Edward Saunders) *Die Ungarische Räterepublik 1919 in Lebensgeschichten und Literatur* (2017) und (gemeinsam mit Alexander Wierzock) *Von der Revolution zum Neuen Menschen. Das politische Imaginäre in Mitteleuropa 1918/19: Philosophie, Humanwissenschaften und Literatur* (2018).

Erika Erlinghagen, geboren 1983 in Eisenstadt, Studium der Germanistik, Anglistik und Hungarologie / Ungarischer Literaturwissenschaft in Wien.

Zwischen 2008 und 2011 Mitarbeiterin für PR & Öffentlichkeitsarbeit bei verschiedenen Kulturinstitutionen. 2016 Promotion in Hungarologie mit einer Arbeit über die Kulturpolitik Ungarns im kurzen 20. Jahrhundert am Beispiel der staatlichen Literaturpreise. Seit 2013 Lektorin für ungarische Literatur an der Abteilung für Finno-Ugristik der Universität Wien, seit 2021 Universitätsassistentin (Post-Doc) ebenda und Leiterin diverser Forschungs- und Medienprojekte zur ungarischen Volksgruppe in Österreich. Forschungsschwerpunkte: Kulturpolitikforschung, Literatursoziologie, Minderheitenliteratur, Literatur und Gedächtnis.

Walter Fanta, geb. 1958 in Kärnten, Germanist und Historiker, Mitarbeit an der Transkription des Nachlasses Robert Musils 1985-1993 (Universität Klagenfurt), 1993-2000 österreichischer Lektor an der Universität Debrecen (Ungarn), seit 2000 Mitarbeiter am Robert-Musil-Institut für

Literaturforschung der Universität Klagenfurt und Mitherausgeber der „Klagenfurter Ausgabe Robert Musil“ (DVD-Edition 2009); seit 2016 Herausgeber der zwölfbändigen Musil-Gesamtausgabe beim Verlag Jung und Jung in Salzburg und Kurator von MUSILONLINE, dem OpenAccess-Internetportal zu Robert Musil. Publikationen: Die Entstehungsgeschichte des „Mann ohne Eigenschaften“ von Robert Musil. Wien-Köln-Weimar: Böhlau 2000. Krieg. Wahn. Sex. Liebe. Das Finale des „Mann ohne Eigenschaften“ von Robert Musil. Klagenfurt: Drava Verlag, 2015.

Károly Kókai, geboren 1959 in Budapest, Mitarbeiter des Instituts für Europäische und Vergleichende Sprach- und Literaturwissenschaft der Universität Wien. Forschungsschwerpunkte sind Kulturen der Avantgarde, Kulturen der Migration, ungarische Geschichte und Kulturgeschichte. Publikationen u.a. Migration und Literatur in Mitteleuropa. Komparatistische Studien (2018) und Ungarn. Geschichte und Kultur (2017). Herausgeber von Robert Musil und die modernen Wissenschaften, 2019. Mitherausgeber mit Norbert Bachleitner, Ina Hein und Sandra Vlasta Brüchige Texte, brüchige Identitäten. Avantgardistisches und exophones Schreiben von der klassischen Moderne bis zur Gegenwart (2018) und mit Andrea Seidler Das ungarische Wien. Spuren eines Beziehungsgeflechts (2018).

Cornelius Mitterer, Studium der Romanistik und Germanistik an der Univ. Wien, Sprachassistent für Deutsch in Italien, anschließend wiss. Mitarbeiter am Ludwig Boltzmann Institut für Geschichte und Theorie der Biographie. Doktorat an der Univ. Wien, Abschlussarbeit über den Wiener Moderne-Dichter Richard Schaukal. Seit 2020 Universitätsassistent im Fachbereich Neuere deutsche Literatur am Germanistikinstitut der Univ. Wien, seit 2021 zudem wiss. Mitarbeiter am Literaturmuseum der Österreichischen Nationalbibliothek.

Wolfgang Müller-Funk, Studium in Germanistik, Philosophie, Geschichte und Spanisch in München. 1980/81 Promotion, 1993 Habilitation an der Univ. Klagenfurt. Internationale Lehr und Forschungstätigkeit, Univ. Prof. für Kulturwissenschaften an den Universitäten Birmingham und Wien (bis 2018). Zahlreiche Gastprofessuren und Fellowships. 2013 Ehrenkreuz der Republik Österreich für Wissenschaft und Kunst. Wichtige Monographien: Theorien des Fremden (2016), Die Dichter der Philosophen (2013), The Architecture of Modern Culture (2012), Joseph Roth (2012), Komplex Österreich (2009), Kulturtheorie (2006/2010/2021), Die Kultur und ihre Narrative (2002/2008). 2021 erscheinen: Die Kunst des

Zweifeln und Crudelitas. 12 Kapitel einer Diskursgeschichte der Grausamkeit. <https://wolfgangmuellerfunk.wordpress.com/>

Alfred Pfoser, geb. 1952 in Wels, lebt in Wien, studierte in Salzburg Germanistik und Geschichte, war 1998 bis 2007 Leiter der Büchereien Wien, arbeitete 2007 bis 2016 als stellvertretender Direktor der Wienbibliothek im Rathaus und Leiter ihrer Druckschriftensammlung. Zu seinen Arbeitsschwerpunkten gehört die Erste Republik. Jüngste Buchpublikationen: (zusammen mit Andreas Weigl) Die erste Stunde Null (Wien 2017, zusammen mit Andreas Nierhaus) Otto Wagner: Tagebuch 1915-1918 (Wien 2019).

Günther Sandner, Studium der Politikwissenschaft, Geschichte und Germanistik in Salzburg und Berlin. Research Fellow am Institut Wiener Kreis der Universität Wien. Lehrt an der Universität Wien und an der Sozialakademie der Arbeiterkammer Wien. Leitet das FWF-Projekt Isotype. Entstehung, Entwicklung und Erbe (P 31 500). Zu seinen wichtigsten Büchern zählen: Engagierte Wissenschaft. Austromarxistische Kulturstudien und die Anfänge der britischen Cultural Studies (2006); Otto Neurath. Eine politische Biographie (2014); Rosa und Anna Schapire. Sozialwissenschaft, Kunstgeschichte und Feminismus um 1900 (2017, gemeinsam herausgegeben mit Burcu Dogramaci) und Emanzipatorische Bildung. Wege aus der sozialen Ungleichheit (2021), gemeinsam herausgegeben mit Boris Ginner). <https://homepage.univie.ac.at/guenther.sandner>

Matthias Schmidt ist freier Literaturwissenschaftler, Buchgestalter und Verleger des Sonderzahl Verlags in Wien. Seine Forschungsschwerpunkte liegen zwischen Literatur und Philosophie und kreisen aktuell etwa um die Politik der Gestaltung, die Semiotik der Pornografie oder den Eigensinn der Glyphen. Letzte Publikation: Jean-Luc Nancy/Federico Ferrari: Ikonografie des Autors. Hg. v. Matthias Schmidt. Wien: Turia+Kant 2021.

Andrea Seidler, ao. Univ. Professorin an der Uni Wien (seit 2020 i.R.), Studium der Germanistik, Anglistik und Finno-Ugristik an der Universität Wien. Forschungsgebiete: Mediengeschichte des 18. Jahrhunderts, editionswissenschaftliche Arbeiten, unter anderem die online-Plattform Hungarus Digitalis <https://digiHung.univie.ac.at/foswiki/bin/view.cgi/DigiHung>, gelehrter Briefwechsel, gelehrter Journalismus der Aufklärungszeit. Zahlreiche Publikationen auf diesen Gebieten. Präsidentin der International Association for Hungarian Studies <http://en.hungarologia>.

net und editor-in-chief der Zeitschrift Hungarian Studies <https://akjournals.com/view/journals/044/044-overview.xml>

Valentin Weber-Wille, geboren 1975 in Wien, lebt und arbeitet in Wien. Studium der Architektur mit Spezialgebiet Kunstgeschichte und Denkmalpflege an der TU Wien (Dipl.-Ing.), im Anschluss Assistent am Institut für Kunstgeschichte, Bauforschung und Denkmalpflege ebenda. Doktoratstudium mit einer Arbeit über die Architektur von Wasserkraftwerken in Österreich (Dr. techn.). Seit 2008 Projektleiter in einem auf Denkmalpflege spezialisierten Architekturbüro in Wien, nebenbei Architektur-Konsulent für den Kraftwerksbetreiber Verbund, Vortragender an verschiedenen Institutionen (Kunsthistorisches Museum Wien, VHS, Wiener Bezirksmuseen) und Autor von Büchern und Beiträgen zu architekturhistorischen Themen.

